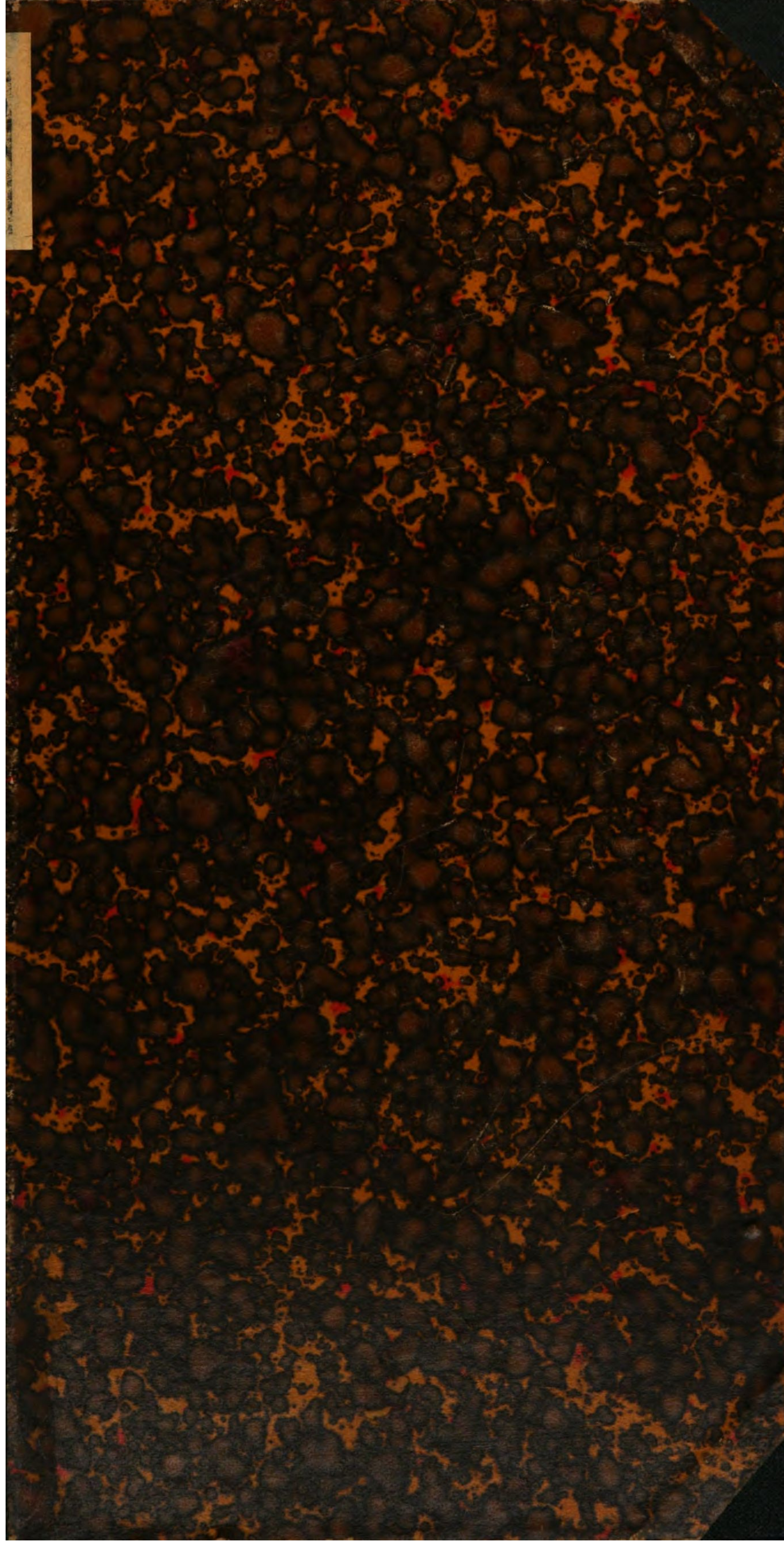




W. B.

2. / 112.

1.50

Jt. sing, 1412^b

00

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

<36634950250017

<36634950250017

Bayer. Staatsbibliothek

S

Verzeichnis der Konservate
nach den Provinzen und
den für dieselben bestimmten

20

Reise durch das gelobte Land.

Ein ausführliches Tagebuch
über eine
in den Jahren 1866 und 1867 unternommene Reise
von
England nach St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung
und die
Rückreise von Natal über Mauritius,
Egypten und Palästina.

Mit vielen Illustrationen.

Herausgegeben
von
Dr. C. Wangemann
Missionsdirector.

(Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.)

Berlin 1869.

Im Verlage des Missionshauses
Sebastianstr. 25.

(Im Buchhandel zu beziehen durch Dr. Justus Albert Wohlgemuth's Verlagsbuchhandl.)

Jo 11433

1811

Handwritten title in red ink, likely a library or collection name.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.



Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Handwritten text in red ink, possibly a date or location.

Erster Abschnitt.

Reise von Europa nach der Capstadt.

Erstes Kapitel.

Von Southampton nach St. Vincent.

Mittwoch, den 8. August 1866. In Gottes Namen also in See! Uns gegenüber liegt ein prachtvoller mittelländischer Dampfer, der nächstens nach Alexandrien gehen soll. Er ist länger und viel breiter als unser „Cambrian“, und doch habe ich die Länge des letzteren eben mit 130 Schritten abgemessen; andere stattliche Dampfer harren der baldigen Abreise nach Australien, Amerika und nach allen Theilen der Welt.

Aber welcher Schreck beim ersten Betreten der Cabine! An der einen Seite eine kleine Bettstelle, zwei und einen halben Fuß schmal, an die eiserne Außenwand des Dampfers befestigt; sie nimmt mit einem etwa anderthalb Quadratfuß messenden Toiletten-
tisch zu ihrem Kopfsende die ganze Länge der Cabine ein; ihr gegenüber eine gleiche Bettstelle, an die innere Salonwand angelehnt, über welcher in einer Höhe von vier Fuß eine dritte; zwischen der erst- und zweitgenannten ein Gang von kaum drei Fuß Breite, an den hölzernen Wänden einige Haken und Nägel, sowie drei gegitterte Rahmen, auf die man zur Noth etwas von seinen Sachen legen kann; — das ist die ganze Bequemlichkeit. Mein Koffer war viel zu groß, als daß er in der Cabine Platz finden sollte. Er war also mit unerbittlicher Strenge in das Burgverließ gebracht, welches er nur alle acht Tage einmal auf ein Paar Stunden verlassen darf. Für die nächste

Woche also war ich auf dasjenige angewiesen, was ich in der Reisetasche mit mir führte.

In Southampton traf zunächst nur mein einer Mitpassagier ein, ein alter Mann von nicht eben feiner Bildung, Mr. Lawton, der längere Zeit schon am Cap gelebt hatte, aber nur englisch sprach. Ich war etwas enttäuscht; ich hatte mich darauf gefreut, von einem Mitpassagier viel zu lernen, und hätte lieber einen recht welterfahrenen Genossen gehabt, wenn es denn doch einmal nicht eine eigene Cabine sein sollte. — Doch man muß sich schicken.

Vom Schiffe aus hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, die Ebbe zu beobachten; denn uns gegenüber tauchte allmählich eine weite grüne Wiese auf, da wo eben der helle Seespiegel gewesen war. Drüben, jenseits des Meeresarmes, lag im grauen Schleier die Insel Wight. Der sehr starke, fast sturmartige Wind gestattete dem Regen nur kleine Schauer.

Endlich halb vier Uhr war das letzte Tau gelöst, dem signalartigen Singen der Bootsleute am Bug folgte die erste Bewegung des Schiffs, und nun ging es hinaus, — langsam, denn der Wind war uns fast entgegen. Von Osborne sah man nur die Zinnen mit dem grünen Waldhügel emporragen, bei Cowes, einem Hafen auf Wight, hatten zwei Schiffe von oben bis unten geflaggt; mochten es Preußen sein, die die Nachricht von unseren Siegen empfangen hatten? — Weiterhin lagen eine große Zahl von Zweimastern und warteten auf günstigeren Wind. Wir gesellten uns nach Sonnenuntergang zu ihnen, da der Capitain den Passagieren die bei dem noch heftiger gewordenen Winde sicher zu erwartende Seefrankheit ersparen wollte und für das Erreichen von Plymouth Zeit genug vorhanden war. — Es wurde dunkler. Vor uns leuchtete der Leuchthurm von Wight, ringsum die Wachlaternen der Schiffe. Bald schlief die ganze Gesellschaft.

Donnerstag, den 9. August schaute ich vier dreiviertel Uhr aus dem kleinen acht Zoll im Durchmesser haltenden runden Fensterchen meiner Cabine, in welcher mir glücklicher Weise diejenige „birth“ zu Theil geworden war, oberhalb deren fein

zweiter schlief, so daß ich mich doch ohne Gefahr für meinen Hirnschädel im Bett aufrichten konnte. Ich stand auf und ging auf Deck. Die Sonne war eifrig damit beschäftigt, die wenigen noch übrigen Wolken zu zerstreuen; das Meer war ganz ruhig. Die liebliche Insel Wight mit ihren grünen Waldfuppen und fetten Triften an der zurückliegenden und ihren weißen Kreideklippen auf der vorderen Seite gewährte einen überraschend schönen Anblick.

Bald wurde es dann nun auch auf dem Schiffe lebendig, die Anker wurden gelichtet, und nun go on! in Gottes Namen!

Rechts und links passirten wir einige jetzt wohl nicht mehr so sehr zu fürchtende, kanonengespickte Forts; dann hatten wir die Kreideklippen erreicht. Von dem Ufer hatten sich etliche ungeheure Blöcke gelöst; sie starrten wie festgewachsene Eisberge uns an. Dicht vor ihnen war eine kleine Klippe, nicht viel höher als der Wasserspiegel, auf welcher man einen Leuchthurm erbaut hatte. Ueber demselben erhoben sich die festen Wälle eines Forts, mit Kanonen wohl versehen.

Nachdem wir den Leuchthurm passirt hatten, waren wir in der offenen See, wenn man nämlich den Canal so nennen darf. Das Schiff verspürte es sofort, die Wellen hoben sich und das ungeheure Fahrzeug begann, majestätisch sich hebend und senkend, seine Taktbewegungen, welche in sehr kurzer Zeit fast alle Passagiere von Deck verschwinden und die Cabinen suchen machten. Ich wagte es noch eine kleine Weile, sah den Lootsen die steile Schiffswand hinabklettern und in seiner schwankenden kleinen Rußschaale gen Ufer zurückeilen; dann mußte ich auch hinab, um mich auf meiner „birth“ lang auszustrecken.

Es ist ein wunderlich Ding um die Seekrankheit. Bei mir waren es nur zweimal fünf Minuten, daß ich mich wirklich krank fühlte. Aber die übrige Zeit war man so völlig unter der Gewalt irgend einer ungekannten Macht, daß man nichts rechtes zu beginnen im Stande war. Ich habe einmal von einem Reisenden gelesen, der von einem Löwen bewacht wurde; der Löwe erlaubte ihm nie ein Glied zu rühren, ohne durch

eine drohende Geberde ihn zurückzuzwingen. Aehnlich war dieser Zustand. Zu lesen gestattete mir mein Löwe auch nicht eine Zeile; auch nicht zu sitzen, und wenn ich lag, litt er nicht, daß ich den Kopf erhob. Lag ich dann aber so ganz still, so war es nichts weniger, als ein unangenehmer Zustand; ich konnte ganz angenehm träumen, konnte an vergangene Tage zurückdenken, konnte lebhaft daheim sein; ja ich kann sagen, daß diese Tage des Unwohlseins geistig liebliche Tage waren. Weil es doch einmal unmöglich war etwas Ernstliches vorzunehmen, konnte ich in vollen Zügen genießen, was ich daheim unter der Ueberlast der Arbeit mir selten gönnen kann, nämlich die stille Einklehr zur Meditation. Andererseits ist es freilich ein peinliches Gefühl, sein selbst nicht mächtig zu sein, ein beständiges Uebersättigtsein mit dem Gefühl des beständigen Hungerns, so daß der Wunsch nach Beendigung dieses Zustandes in dem Maße sich steigert, als man glaubt, er werde nie ein Ende haben.

Indeß auf Erden währt alles Ding seine Zeit; nach einigen Tagen versuchte ich zuerst das Haupt empor zu heben, dann zu sitzen, dann zu gehen — das Wetter wurde etwas ruhiger, und es wurde erträglich.

„Dann werden wir sein wie die Träumenden.“ In diesen Zustand konnte ich mich heute lebhaft versetzen, wie ich, mich ermannend, die Cabine verließ und meine ausgestreckte Lage auf einer Holzbank auf Deck fortsetzte. Ich blickte sinnend, ohne zu wissen, worüber, in die grünklare See, auf die fernen Nebelufer der englischen Küste, und konnte so viel innerlich erleben.

Gegen Abend passirten wir eine hervorspringende Spitze der Küste, das gerade Gegenstück von der Felspartie bei Wight. Wenn heute früh die klare Morgensonne auf weiße Klippen ihr Rosenroth malte, so starrten nun am Abend schwarze, langhingestreckte Felsen aus der Fluth empor; die bewachsenen Flächen trugen das dunkelbraune Heidekraut. Auf hervorragendem Felszacken, etwa hundert Fuß über dem Wasser, stand der Leuchthurm; blendend weiße Treppengeländer be-

zeichneten den Weg hinauf, und den Garten des Wächters neben Abgründen. Auf dem Seespiegel lagerte bereits dunkle Nacht, und wie Geister tanzten die Schaumwellen der Brandung unten am Felsufer auf und ab. Lange sah ich nach dem Licht des Leuchtthurms, bis ich die Ruhe suchte. Mitten in der Nacht erwachte ich von dem Geräusch auf Deck; wir waren in dem Hafen von Plymouth und warfen die Anker aus.

Freitag, den 10. August. Als ich um halb sechs Uhr erwachte, beschien die Sonne die prachtvollen Umgebungen des Hafens von Plymouth und Devonport. Schroffe Felsen wechselten mit Waldhügeln, schöne Landhäuser und Villen, Schiffe aller Größen bis zum Dreidecker füllten die vielen, zum Theil versteckten Abtheilungen des Hafens. Die meisten ließen ihr Segelgewand, wie im Negligée, herabhängen, bis sie, da der Wind günstig war, der Reihe nach, wie eine Flotte, die hohe See suchten. Sie mußten einen Leuchtthurm auf flacher Insel passiren, und unfern davon einen einsamen steilen Felsblock, der wie ein Wächter vor dem Eingang des Hafens stand.

Bald wurde es auch um unser Schiff her lebendig. Eine Menge von Booten brachte diejenigen Passagiere an Bord, die vorgezogen hatten, erst hier das Schiff zu besteigen. In der Kajüte saß der Agent, beschäftigt, die Papiere in Ordnung zu bringen. Ab und zu erschallten Salutschüsse, auch unsere beiden Böller wurden geladen. Bald nach zwölf Uhr feuerten sie, und es ging hinaus.

Der Lootse hatte uns bereits verlassen, als der Agent noch immer eifrig schrieb. Einige Teller voller Briefe standen vor ihm. Sie enthielten die letzten Grüße der Abreisenden an ihre Lieben, auch die meinigen. Der Agent nahm sie alle, bestieg sein Boot, und wir waren unterwegs — nach Afrika.

Der Morgen hatte uns abwechselnd Regen und Sonnenschein gebracht. Im Ganzen war es nicht eben windig, wir versprachen uns eine schöne Fahrt. Aber kaum waren wir auf der Rhede, als der Wind sich wandte, und uns die Segel aufzuspannen gestattete. Das majestätische Schaukeln begann, die

Passagiere verschwanden vom Deck, und je stärker der Wind sich erhob, desto mehr legte sich die Reisegesellschaft. Eine Dame wollte wissen, selbst der Capitain sei nicht unberührt geblieben. Es war eben, was der Seemann rough weather nennt. Ich sah mich diesmal vor, auf Deck zu bleiben, wohin mir die Kellner mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit das wenige von Speisen, das ich genießen konnte, nachtrugen. Der immer stärker werdende Wind ließ uns noch an diesem Abend Cap Lizard passiren; von England also waren wir gelöst. Von Frankreich soll man zu Mitternacht noch einen Leuchthurm haben leuchten sehen. Der andere Morgen des

Sonnabend, den 11. August brachte uns in die gefürchtete Bai von Biscaya. Der Wind wandte sich mehr nach Westen, so daß wir alle Segel aufspannen konnten und neun (englische) Meilen in der Stunde liefen. Die Wellen gingen nicht sehr hoch, doch hoch genug, um uns ebensowohl die Möglichkeit einer Unterhaltung, als die des Lesens zu benehmen. Nur eine Anzahl junger Leute versuchte durch Bockspringen und allerlei Scherze und Bewegungen des Feindes Meister zu werden.

Es war Alles in Allem doch aber ein sehr angenehmer Zustand, von der frischen Seeluft umweht, still in die tiefe blaue Fluth hinausschauen zu können, und mittlerweile der Phantasie mit den Wolken, die vorüberflogen, freien Lauf zu gestatten. Die jetzt noch neuen Meereswogen mit ihrem schäumenden Kamm und wechselnder Farbe (bis in das tiefste Stahlblau hinab), hier und da ein Schiff am Horizont, dann die erste Ueberraschung einer Landschaft, deren Horizont überall nur Himmel und Wasser zeigte, dazu die niedlichen, unserer Schwalbe sehr ähnlichen Sturmvögel, die hinter dem Kielwasser her flatterten, der frische Wind, der die Schnelligkeit des Schiffes zu zehn Knoten steigerte, ab und zu eine kleine Dampfwolke, die der Nase eines großen Fisches entstieg, dann dies Ungeheuer selbst, alles gab der Phantasie völlig hinreichende Beschäftigung.

Sonntag, den 12. August war ein köstlicher Feiertag. Ich war der erste, der aufgestanden war. Auf dem Deck war

es so feierlich still. Ich holte mein Prayerbook hervor und mein neues Testament. Dem Gottesdienst, welchen der Bischof von Grahamstown, Mr. Cotterel, halb elf Uhr im Salon eingerichtet hatte, konnte ich freilich nicht beiwohnen, denn ob- schon ich mich erheblich wohler fühlte, so vermochte ich doch die Salonluft noch nicht zu ertragen. Ich blieb also allein oben auf Deck, bis sich letzteres mit Passagieren zu füllen begann.

Die anerzogene äußerliche Frömmigkeit der Engländer machte sich auch hier geltend. „Take your bible“ (nimm Deine Bibel), sagte ein dicker Herr von Capetown zu einem jungen, ungeistlich aussehenden Herrn, „you are mistaken,“ (Sie haben sich vergriffen); — derselbe hatte nämlich ein Romanbuch in der Hand. „No, I am not,“ (nein, ich habe mich nicht vergriffen), brummte der junge Mann, kaum hörbar, aber sichtlich verlegen, in den Bart. Indes legte er wirklich auf einen Augenblick das Buch fort, und lauschte an dem offenen Fenster auf die Vorlesung, die der Bischof unten im Salon hielt. Nach wenigen Minuten setzte er die Lectüre seines Romans fort. Sein Mahner indes, der alte dicke Herr Salomo, kümmerte sich seinerseits um nichts mehr um den Gottesdienst. Als ich ihm mein prayerbook überreichte, gab er es mir, nachdem er ein wenig darin geblättert, stumm zurück. Ich dachte darüber nach, wie viel wohl seine anerzogene Ehrfurcht vor dem Gottesdienst mehr werth war, als jene anerzogene Nichtachtung des Jüngeren? — Später erfuhr ich, daß er ein Jude war.

Der Sonntag verlief wunderschön still, das Schiff glitt schnell über die nur wenig bewegte Fläche des gefürchteten Meerbusens, so sanft, als führen wir über den stillen Ocean. In meinem Herzen war es auch so still, so sonntäglich, daß dieser Sonntag zu den schönsten meines Lebens gehört. Mein Kajütengefährte war ein alter siebenzigjähriger Kupferschmied, in welchem ich nach längerer Zeit der Beobachtung einen eifrigen, etwas independentistisch gerichteten Jünger des Herrn erkannte. Ich konnte mit ihm tief eingehende Gespräche führen.

Montag, den 13. August. Allmählich wurde das Deck

belebter, die meisten Herren waren nach dem gestrigen stillen Sonntag im Stande hinaufzukommen; auch die Damen erschienen, — zunächst um auf dem Deck zu liegen. Gruppen bildeten sich und es kam manche anziehende Erscheinung zum Vorschein. Der etwas burschikose Ton, den ein junger Kaufmann L. angestimmt hatte, fühlte sich in dieser Gesellschaft nicht mehr heimisch und zog sich in das Rauchzimmer zurück; die Geselligkeit auf Deck wurde angenehm. Mir war es besonders lieb, den Bischof von Grahamstown an Bord zu haben, nicht bloß, um mit ihm über theologica allerlei Art zu sprechen, sondern auch, um durch ihn, der früher neun Jahre in Indien gelebt hat, dann Professor und dann Rector an einer Art Akademie in England gewesen war, und der nun seit neun Jahren den Bischofsitz von Grahamstown bekleidet, in die Kenntniß afrikanischer Zustände überhaupt, und der Mission insonderheit eingeführt zu werden. Unsere Ideen über die theologischen Zeitfragen stimmten in auffallender Weise überein; auch er erkennt die Nothwendigkeit kirchlicher Ordnungen neben der subjectiven Frömmigkeit, deren Bedeutung er bei alledem nicht unterschätzt, und er hat sehr bemerkenswerthe Rathschläge gegeben und in seiner Diöcese zum Theil zur Ausführung gebracht, wie die Mission durch organische Gliederung und Benutzung der neugewonnenen Kräfte aus den Heiden gefördert werden kann. Die darauf bezügliche von ihm veröffentlichte Broschüre bildete die Grundlage zu eingehender Unterhaltung. — Seine Frau, die er selbst mir als „Missis Cotterel“ vorstellte, ist eine einfache, liebe Dame, eine sehr angenehme Erscheinung.

Aber auch außer der Unterhaltung, die die Gesellschaft gewährte, gab es jetzt genug zu thun. Der Kopf war frei zum Arbeiten; ich holte meine englische Grammatik hervor, von welcher sechzig Seiten zum Tagespensum gemacht wurden. Sechs bis sieben Stunden ließen sich gewinnen, und ich konnte auf Deck so gut studiren, wie am Schreibtisch. Dazu hatten wir heute die gefürchtete Bai von Biscaya bereits hinter uns und fuhren auf der Höhe von Lissabon. Die letzten vierundzwanzig Stunden hatten unsere Reise über 230 miles gefördert.

Das Meer streckte seine Wogen lang aus; ich schätzte sie auf zwölf Fuß Höhe, große Thäler und Hügel mit ihren blauen Schattirungen und dem Schaum auf der Spitze.

Am Abend gab es ein wunderbares Schauspiel; das Kielwasser bildete im Dunkel der Nacht eine milchweiße Substanz, aus welcher hunderte von elektrischen Funken, wie mit dem Stahl aus dem Stein geschlagen, unablässig hervorsprangen. Es sollen elektrische Thierlein sein.

Die Fahrt war übrigens einförmig, der Wind fast hinter uns.

Dienstag, den 14. August. Der heutige Tag wurde zumeist mit Lernen zugebracht, und — mit Singen. Die Engländer konnten nicht müde werden, mich deutsche geistliche und Volkslieder singen zu hören. Ueber Deck wurde das Orning, eine Art Zeltbaldach aufgespannt, gegen die nun strahlende Sonne, welche das Meeresblau im schönsten Azur erscheinen ließ. Gegen Abend stimmten die Engländer auch ihre Lieder an; einige Damen hatten sehr schöne Stimmen, und sangen schottische Volkslieder und viele deutsche namentlich von Mendelssohn, recht schön. Dann wurde ein mehrstimmiger Gesang versucht. Der ehrliche Canon, „O wie wohl ist mir am Abend“ mußte sich eine englische Uebersetzung gefallen lassen: O how well am I on evening — when for rest the bells are wringing — — ding — dong, ding — dong. — Auch „Heil Dir im Siegerfranz“ tönte heimisch auf dem atlantischen Ocean.

Mittwoch, den 15. August. Ich hatte gestern die angenehme Entdeckung gemacht, daß ein Bad an Bord des Schiffes ist, welches jeder Passagier nach Belieben benutzen kann. Dasselbe gewährte mir heute früh um Sonnenaufgang eine labende Erfrischung. Die Salzkraft des atlantischen Meeres wird hoffentlich den in der Wanne fehlenden Wellenschlag aufwiegen. — Napoleons-Tag! Was wird der bringen? Die letzten Passagiere brachten das beunruhigende Gerücht mit, daß Frankreich an eine Rectificirung seiner Grenzen denke. — Es ist schwer, jetzt ohne alle Nachricht zu sein, und auch für die nächsten acht Wochen keine Aussicht auf Bestimmteres zu haben.

Heute früh zehn Uhr begann der Bischof die täglichen

Morgengottesdienste, mit Gebeten, die aus dem prayerbook gelesen werden und Bibelabschnitten; das Ganze sehr schön, obgleich die (bereits abgekürzten) Gebete doch noch viel Wiederholungen und Störung der correcten liturgischen Ordnung enthalten. Die Gesellschaft war zahlreich zugegen, die meisten wußten die Responsorien (aus dem Te deum) geläufig, bezeugten auch äußerlich viel Theilnahme, obgleich mancher Vetter kurz nach der Andacht ohne alles Bedenken und Säumen mit noch größerem Eifer die Karten in die Hand nahm. Von recht eigentlich warmem Eifer für die Sache des HErrn habe ich überhaupt nur wenige Spuren gefunden unter der Gesellschaft. Nur mein alter frommer Baptift Mr. Lawton wird mir immer lieber.

Nachmittag wurde auf Deck ein Hahnenkampf eingerichtet. Zwei junge Leute wurden an Händen und Füßen so zusammengebunden, daß sie nur die Füße hockend bewegen konnten. Ihre Aufgabe war, mit den Hacken fechtend, einander überzukippen. Offiziere aus der Armee bildeten die Spieler; ein Capitän war besonders eifrig. „my coq wins,“ rief er mit größtem Eifer und ermunterte seinen Hahn durch „go on, my coq, — beautiful coq!“ (Frisch mein Hahn! Brächtiger Hahn!). Die ganze Gesellschaft, den Bischof eingeschlossen, folgte mit größter Aufmerksamkeit dem Gesecht; mir gewährte es mehr Interesse, die Physiognomien der Zuschauer zu studiren.

Es ist überhaupt mehr Jugendfrische im englischen Volk, als im deutschen; diese Captains turnten und neckten sich, wie bei uns die Studenten. Der gesellige Ton war frei, frisch und anständig, den Damen wurde alle Courtoisie bewiesen; ja es war eine Anzahl einzelner junger Damen an Bord, die völlig unbesorgt, ohne männlichen Schutz die Reise nach dem Cap, oder Ceylon oder Natal oder China machten. Nichts Gemachtes, nichts Blasirtes war zu spüren, und der kastenartige Unterschied der Stände trat völlig zurück.

Am Abend hatten wir wieder denselben köstlichen Blick in die funkelnde See hinab, heute aber auch in die funkelnden Sterne hinauf. Wie gar anders sieht sich der Nordstern an,

wenn man bereits Afrika gegenüberfährt. Wir waren bis spät in die warme Nacht hinein auf Deck.

Donnerstag, den 16. August. Heute früh hatten wir Madeira passirt, sie zur Linken liegen lassend. Wir spähten mit Auge und Fernrohr von den frühesten Morgenstunden an, aber die Entfernung war zu groß, und der Himmel zu bewölkt, als daß wir etwas hätten sehen können. Von jetzt ab halfen uns die Passatwinde, die aber theilweis nur sehr schwach wehten, so daß die Segel schlaff herabhingen.

Mit der sanfteren Bewegung des Schiffes begann es auf Deck lebendig zu werden. Die Damen verließen allmählich ihre liegende Stellung und benutzten die zahlreichen, gewissermaßen als Gemeingut betrachteten Privat-Lehnstühle, die zu einer ebenfalls fast liegenden Stellung erwünschte und bequeme Gelegenheit darboten. Die Unterhaltung begann frisch und frei zu werden. Aus der See erhoben sich die ersten fliegenden Fische, wunderliche Creaturen. Mitten aus einer Welle entwickelt sich wie durch Zauberei ein Vogel, flattert in natürlichem Vogelflug zwanzig bis dreißig bis hundert Ellen und verschwindet eben so plötzlich in der Welle ohne Spur.

Am Abend gab es eine belebte Stimmung. Alles war frisch und lebendig; es wurde gesungen, erzählt, gescherzt auf Deck, es war eine völlig veränderte Scene. Die drückende Tageschwüle war abgeschüttelt, alles athmete auf.

Mich beschäftigten die mancherlei Lichter, zu wie verschiedenen Zwecken sie leuchten mußten. Vor allen der feine Scheibe immer mehr füllende Mond, der vom Schiff bis zum Horizont eine großartig breite Lichtstraße zeichnete; dann die Sterne, von denen besonders Jupiter und Venus hell leuchteten; dann die beiden Signallaternen am Vordermast, die die einzigen Lichtspuren in eine ungeheure thurmhohe Segelwolke warfen; drunten das Feuer der Maschine, die in stets gleichförmigem Takt Tag und Nacht weiter arbeitete, ein Abbild rastlosen Strebens nach einem bestimmt vorgesteckten Ziel; hinten am Steuer die Lampe, die den Compaß erhellte, im Salon die Lichter zur Erleuchtung für die Gesellschaft; im Rauch-

zimmer die Lampe der Kartenspieler; die Lichtfunken im Kielwasser. Welch mannigfach verschiedenes Licht! Mein Auge suchte immer wieder den Polarstern, der mit jedem Abend tiefer am Horizont herabsank und den wohlbekannten großen Bären. Besonders aber der Abendstern fesselte in seinem Untergang diesmal besonders eine kleine Gruppe, die der Bischof mit den Seinen und ich bildeten. Tiefer und tiefer in den Horizont herabsinkend leuchtete er wie eine Leuchtfugel strahlend, jeden Augenblick sein Licht ändernd in allen Farben wunderschön, schöner als irgend ein Edelstein. — Und das alles ist doch nur schwaches Schattenbild des einen Lichtes, dessen Kinder wir sind, und in welchem wir zu leuchten berufen sind, hier in der Zeit — und nachmals in der Ewigkeit! Ja alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von Oben, von dem Vater des Lichts, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse.

Freitag, den 17. August. Der Morgen war wieder so wunderschön. Ich setzte mich mit meinem neuen Testament neben den Matrosen am Steuerruder und fragte ihn, ob ich laut lesen sollte. Er nahm es gern an und war nachher sehr dankbar, so daß ich es von jetzt an alle Morgen so fortsetzen werde. Dann hatte ich mein einsames, stilles Morgengebet auf Deck. Die hellaufgehende Sonne konnte nur einige Augenblicke angeschaut werden.

Gegen neun Uhr kam ein Schiff in Sicht. Wir hatten es bald eingeholt. Der Capitän rief es an, es hieß St. Louis, kam aus Bordeaux und ging nach Buenos Ayres. Als wir vorüber waren, blieben nur kurze Augenblicke, um es skizziren. Es war ein dreimastiges Vollschiff, ein schöner Anblick.

Raum hatte ich die Skizze vollendet, so hieß es draußen: „do you want your luggage“ (Wünschen Sie Ihren Koffer?) Der wichtige Tag war herangekommen, wo ein jeder einmal zu seinem Gepäck kommen konnte. Ich sah meinen alten grauen Koffer mit einer Art zärtlicher Befriedigung an; hatte ich doch erst jetzt die Sicherheit, daß er überhaupt an Bord war. Ich holte diverse Sachen heraus; es war eine lebhafte bunte Scene auf Deck.

Am Nachmittag gab es Singeübung. Ich wurde zum Musikmeister ernannt, und hatte nun die Gesänge theils einstimmig, theils vierstimmig einzuüben, die wir nächsten Sonntag mit einander zum Gottesdienst singen wollten. Ein junger Candidat sang einen weichen Tenor, die Oberstimmen fehlten auch nicht, ich sang zur Noth den Baß; so ließ sich denn ein ganz leidliches Quartett arrangiren.

Raum hatten wir geendigt, als ein majestätisch schöner Sonnenuntergang unser aller Blicke fesselte; goldene Wolken bildeten ein Thor, wie zum Eingang in die Herrlichkeit des Himmels. Wir lauschten athemlos dem kurzen Schauspiel. Dann nahmen wir unsere Bücher wieder zur Hand und sangen noch zwei Hymnen zur Abendfeier.

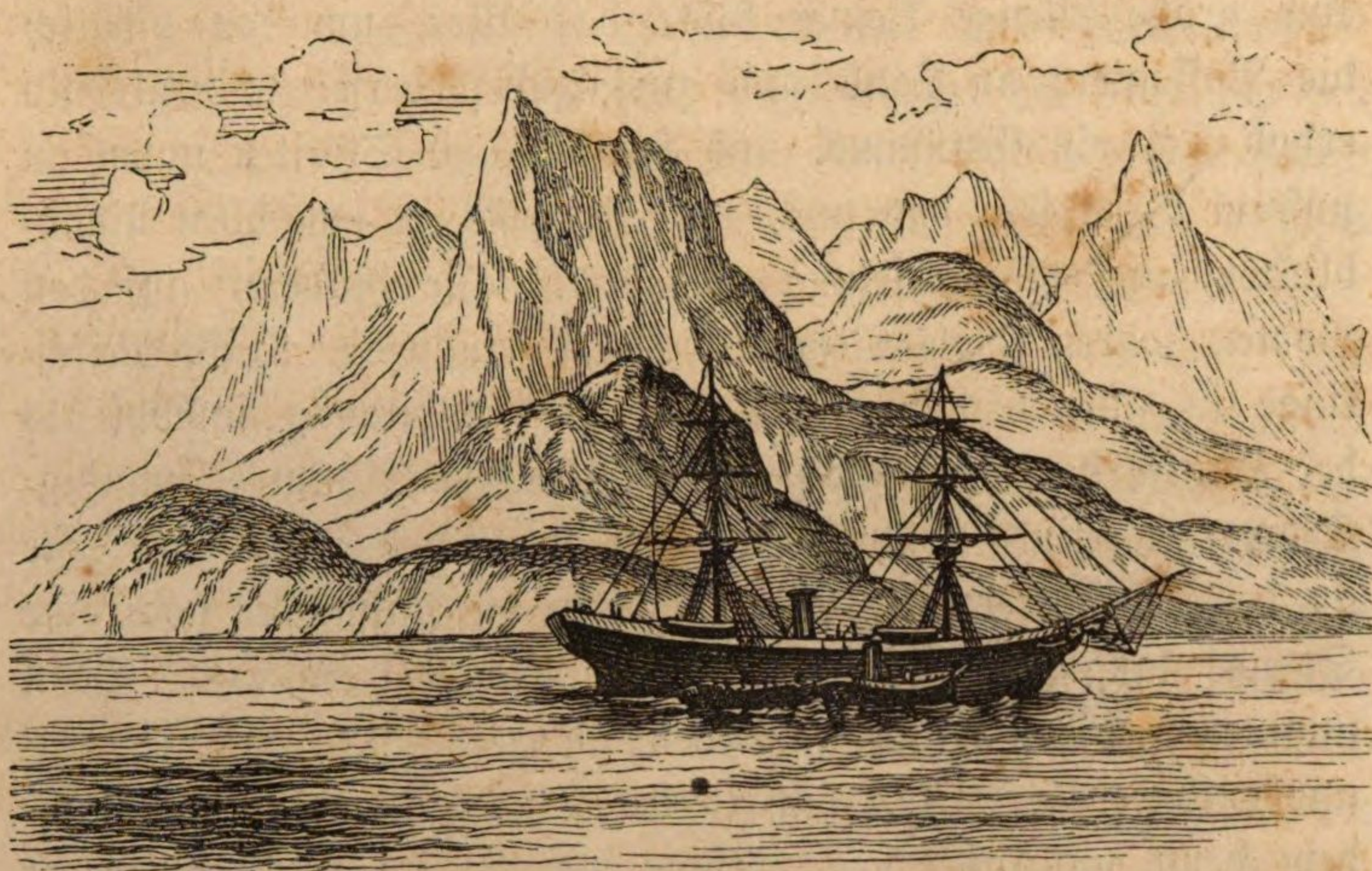
Sonnabend, den 18. August. Solch Schiff ist doch wie eine kleine Welt. Sehr angenehm wurde ich durch Hahnen-schrei geweckt. Dem Rufer nachgehend, fand ich auf Deck allerlei Reisegefährten, ein Pferd im Stall, eine Kuh, die uns täglich mit frischer Milch versieht, die Heerde von Hammeln, etliche Schweine, Federvieh aller Art zu Hunderten, dann hier und dort die verschiedenen Wohnungen und Lagerstätten. Das Sein auf dem Meere verliert bald alles Befremdende; man hat auf diesem großen Coloss eines Oceanschiffes nicht das Gefühl der Unsicherheit oder Gefahr; nur wird es mit der Zeit schmerzlich langweilig. Es ist kaum ein einziger Passagier, der sich nicht von Herzen nach dem Ende der Fahrt sehnte, die Schiffsmannschaft nicht ausgenommen, bei der ich überhaupt viel mehr Uebersättigung als irgend eine Berufsfreude am Seeleben wahrgenommen habe. Das unwirthliche Meer ist einmal nicht zur Wohnung des Menschen geschaffen; und ich verstehe jetzt besser das Wort der Apokalypse: „Dann wird kein Meer mehr sein!“

Sonntag, den 19. August. Heute hatte das ganze Schiff ein sonntägliches Kleid an; nicht blos die Passagiere, sondern in noch höherem Maaße der Capitän, und die sauber gekleidete Schiffsmannschaft, bis zum Cajütenjungen herab, zeigten in ihrem Anzug und Haltung, daß heute Sonntag sei. Die Reisenden trugen sich mit ihren Andachtsbüchern, obschon sie

dieselben nicht fleißig benutzten. Um ein halb elf Uhr war Gottesdienst auf Deck. Das große Hinterdeck mit seinem Zelt-
dach war die Kirche, ein köstlicher Bau mit dem weiten Kirch-
hof ringsum, und dem blauen, hohen Gewölbe oben. Der
Bischof predigte über Matth. 12, 18—20, eine ruhige, ernste,
warme, in Schrift und Erfahrung einführende, ebenso lehrreiche
als erbauliche Predigt. Mir war aus derselben die Anwendung
bezüglich des „glimmenden Dochts“ neu und anregend: daß
ein glimmender Docht oft einen üblen Geruch verbreitet, aber
vor dem nicht glimmenden sich dadurch unterscheidet, daß in
ihm doch noch der Funke glüht; so seien die Gläubigen oft viel
weniger hervorragend in edler Gestalt und Tugend, als Welt-
finder, ja in manchen machen sich sogar garstige Eigenthümlich-
keiten, noch unüberwunden, geltend, und doch sei darin ein großer
Unterschied zwischen beiden, daß in den Gläubigen das Fünklein
Jesu glimme, das durch die Barmherzigkeit des HErrn jeden
Augenblick zur Flamme entzündet werden könne. Die Theilnahme
der Versammelten war äußerlich sehr befriedigend, obschon in
den späteren Gesprächen sich kein großer Unterschied bemerklich
machte. — Der Abend versammelte uns zu einem einfachen
Gottesdienst ohne Predigt in der Kajüte.

Montag, den 20. August. Alles in eifriger Vorberei-
tung auf den morgenden Tag, wo wir vor St. Vincent Anker
werfen sollen und vielleicht Gelegenheit finden werden, Briefe um
einen Monat früher in die Heimath gelangen zu lassen, weil gerade
morgen die mail Post nach Europa St. Vincent verläßt. So
wurde denn rüstig geschrieben, gesiegelt, gesorgt. Der Abend
war, wie die letzten, belebt auf Deck.

Zweites Kapitel.
St. Vincent.



Dienstag, den 21. August. Früh, lange vor Tag füllten die Passagiere das Deck. Das Land schimmerte zuerst grau; dann konnte man die wunderlichen Busen und steilen pittoresken Felsgruppen, schnell vorüberfahrend, unterscheiden.

In den geräumigen Hafen eingelaufen, sahen wir rings um uns her stattliche Dreimaster und eine Anzahl kleiner Schiffe. Vor dem Eingange des Hafens hielt wieder, ähnlich wie bei Plymouth, als Posten ein kühn einzelstehender Felsen von hundert bis hundertfünfzig Fuß die Wacht. Jenseits desselben sah man die Höhen der benachbarten Insel St. Antonio, kaum durch den Nebel schimmernd. Am Fuß des Felswächters wiederum die Brandung emportanzend. Auf der andern Seite über dem Hafenort auf felsigem Hügel ein portugiesisches Fort, mit acht bis zehn Feuerschlünden spärlich bewaffnet.

Der Hafen, welcher wohl für die größte Kriegsflotte Raum gewähren dürfte, ist sichtlich der Krater eines ungeheuren Vulkans, dessen Lavaabfluß-Öffnung den Eingang für die Schiffe gegenwärtig gewährt.

Raum hatten wir Anker geworfen, als ein kleiner Schleppdampfer vom Ufer ablegte, der zwei große Brahmen voll Kohlenfäcke am Schleppthau führte; unser Dampfer sollte frische Kohlen einnehmen. Zugleich mit dem Kohlentransport aber verließen eine große Menge kleiner Böte das Ufer, um wo möglich die Passagiere an Land und zurückzubefördern; und alsbald erhob sich ein Getümmel und Zanken und Streiten unten an unserm Dampfer, das uns, die wir gesichert von oben hinablickten, viel Abwechslung gewährte. Die Ruderer auf den Booten waren theils Neger, theils Portugiesen, theils Mischlinge in allen Schattirungen der Gesichtsbildung sowohl als der Hautfarbe, durch glänzendes Olivenbraun zum Schmutzigschwarzen hin. Während jedes Boot sich drängte, das erste an der Schiffstreppe zu sein, warteten die Passagiere noch eine Stunde lang ganz in Seelenruhe auf das breakfast. Denn ungeessen die Parthie an das Land zu machen, war ein unausdenkbarer Gedanke, auch in der That nicht rathsam. Nachdem denn nun aber die nöthige materielle Grundlage gelegt war, ging es in den kleinen Jollen an das Land.

Der Hafenort besteht nur aus einer einfachen, nicht allzudichten Reihe von Häusern, und scheint überhaupt erst im Entstehen begriffen sein.

Am Ufer fanden wir uns bald umringt von bettelnden Kindern, die das Geld, dieser überaus geschickte Lehrmeister, englische Sprache gelehrt hatte. Sie alle wollten nun gar zu gerne nach England gehen, weil das das beste Land der Welt sei. Der Schluß der Einleitung war der hundertfältig wiederholte Ruf: „give me a sixpence.“ (Gieb mir fünf Silbergroschen.)

Die Insel war völlig dürr, kaum hier und da sproßte ein grünes Kräutlein hervor aus dem röthlichen Felsgeröll. Zuerst hatte ich geglaubt, die rothbraune Farbe der Hügel bezeichne dürres Haidekraut, aber auch hiervon keine Spur, alles fahl und nackt, Menschen wie Hügel. Die Frauen hatten sich mit Kleidern und Shawls ziemlich bedeckt und trugen sich gerade und hübsch. Die Häuser waren klein und neu, die Capelle

zeigte die Jahreszahl 1862. Auf dem customhouse (Zollhaus) gab es eine portugiesische Wache. Die Soldaten, welche in Dienst waren, schienen uns Gästen zu Ehren ihre Paradenkleider bekommen zu haben, andere auf der Wache gingen barfuß. Spaßhaft war die Ablösung der Wache. Der commandirende Gefreite mußte, angesichts der Schildwache, die Ablösung erst unterweisen, in welchem Arm und wie sie das Gewehr halten solle. — Leider erfuhren wir auf diesem customhouse, welches zugleich Intendantur, Posthaus, Zollhaus und Waarenlager zu sein schien, daß das Postdampfschiff bereits gestern nach England durchgegangen sei, und daß die Briefe also noch einige Wochen liegen müßten, bis sie befördert werden könnten.

Der fernere Spaziergang am Strand bot wenig Lohnendes. Wir sahen die ersten Cocospalmen und aßen die ersten (von St. Antonio herübergebrachten) Bananen. Die Palmen aber, sowie einige andere Gewächse, waren sehr mühsam angepflanzt, jedes einzelne Gewächs eingehegt, um es gegen die wenigen Ziegen zu schützen. Am Strande badeten die Kinder, Mädchen und Knaben, braun und schwarz, alles durch einander, und kamen nackt wie sie waren, bei zehn bis zwölf Jahre alt, schamlos heran, um den „sixpence“ zu betteln.

Die katholische Capelle gleicht andern ihrer Art; ihr einziger Vorzug vor protestantischen Gotteshäusern war, daß sie den ganzen Tag über geöffnet steht. Sinnreich war über dem Altar anstatt des fehlenden Bildes ein Treppenaufgang, der in einem blauen, sternbedeckten Felde oben endete, sichtlich eine Darstellung der Jakobsleiter. Auf jeder Stufe der Treppe standen zwei Lichter, jemehr nach oben, desto näher an einander. Im Uebrigen war der Mariendienst mit bunten Flittern in abgeschmackter Weise vertreten.

Ich ging allein hinauf auf die Spitze des Felsenhügels zum Fort, und hatte oben eine wundervolle Aussicht auf den Hafen mit den Schiffen, auf die kühnphantastischen Gebilde der Felsen der Insel, auf das grünlich-blaue Meer draußen. Der Landschaft fehlte nichts als — das lebendige Grün des Laubes; weil aber dies fehlte, ließ selbst die prachtvolle Kühnheit

der aus dem Meer aufsteigenden Felsgebilde das Auge unbefriedigt; denn alles erschien öde und verbrannt.

Als wir an Bord des Schiffes zurückkehrten, sahen wir uns selbst auf dem Boote von bettelnden braunen Knaben verfolgt, die uns schwimmend begleiteten, so daß das letzte Wort, das wir von St. Vincent vernahmen, lautete: „give me a sixpence!“

Wir alle waren herzlich froh, auf dem Schiffe zu sein. Auf der Insel war eine unerträgliche Hitze, der Boden brannte unter unsern Füßen, und die frische Brise auf dem Schiff that sehr wohl.

Da stand also unser stattlicher „Cambrian“. Ein kleiner Dampfer brachte einen Brahm nach dem andern mit Kohlen an seine Seite; denn mit diesem Geschäft waren sie lange noch nicht fertig, obschon sie bereits fünf Stunden nichts anders thaten, als einen Brahm nach dem andern zu leeren. Nicht mehr als zweitausend vierhundert große Säcke voll verschlang das Ungeheuer; und wir hatten noch Muße genug zu vergleichen, ob der Kohlenstaub auf Deck unangenehmer sei, oder die Gluthitze der Insel. Einige Unterhaltung gewährten drei schwarze Taucher von der Insel, welche ihre Kunstfertigkeit darin bewiesen, daß, wenn wir ein Geldstück ins Meer warfen, sie nachstürzten, um es schwimmend zu erhaschen.

Mit den letzten Strahlen des scheidenden Sonnenlichts verließ der Agent das Schiff, der letzte Kohlen sack war geleert, die emsige Bewegung und das Singen der Signale befundete, daß wir ungesäumt weiter eilten. — Allmählich verstummte der schrillende Ton der Bootmannspfeife, die Matrosen hatten das letzte Commandowort wiederholt, wir fuhren langsam aus dem Hafen. Es war schade, daß wir bei Nacht angekommen, bei Nacht abgereist, nur wenig von den großartigen Felsbildungen sehen konnten. Indeß waren alle ohne Ausnahme von der Landpartie so ermüdet, die Glieder so schwer, wie nach einem langen Marsch, so daß das Deck bald mit Schlafenden besetzt war, die das Signal „zehn Uhr“ in ihre Cabinen eilen hieß.

Drittes Kapitel.

Von St. Vincent nach St. Helena.

Mittwoch, den 22. August war alles auf dem Schiffe in voller Thätigkeit, um den entsetzlichen Ruß der Kohlen zu entfernen. Es wurde gescheuert, gerieben, gebürstet, eine sehr schwere Arbeit. — Gegen Mittag sahen wir noch zwei Inseln, Brava und Foko zu unsrer Linken, aber nur in schwachen Umrissen aus dem Nebel auftauchend. Diese Umrisse zeigten, daß sie ungeheure Felsmassen sind, die unmittelbar aus dem Meere emporsteigen. Dies war bis St. Helena das letzte Stück Land, das wir sehen sollten, gegen zweitausend Seemeilen liegen dazwischen. Dort also die zweite und letzte Station der Reise.

Donnerstag, den 23. August. Hestiger Regen und starker Wind machte heute das Schiff unerträglich; der Regen machte den Aufenthalt auf Deck unmöglich, und der Wind verfezte die in die stickige Luft der Cabinen oder des Salons Zusammengedrängten in Seefrankheit und äußerstes Unbehagen. So lange es irgend möglich war, blieben wir oben unter dem „orning“ (Zeltdach), aber es troff auch hier bald sehr stark hindurch. Die See hatte alles Schöne verloren, Grau in Grau war alles inwendig und auswendig; nicht einmal lesen und arbeiten konnte man, essen gar nicht. Obgleich die Wellen manchmal über das etwa zwölf Fuß hohe Deck spritzten, nennt der Capitain das alles nur eine moderate brise (mäßig starken Wind).

Freitag, den 24. August. Das schöne Wetter hatte Alles wieder an Bord gebracht. Die englischen Offiziere erzählten von ihren Löwenjagden. Ein Manöver der Seeleute wurde veranstaltet für den Fall, daß das Schiff in Brand gerieth. Die Leute sollten bei unserer Feuerwehr Unterricht nehmen; das war hier ein erbärmlich lahmes Wesen.

Als wir so an Bord saßen, fragte der Bischof eine Dame, ob sie das portugiesische Kriegsschiff eben gesehen hätte. Alles sprang auf, aber am ganzen Horizont war auch kein Fischer-

bootssegel zu sehen. „Da, hier dicht neben dem Schiff,“ hieß es wieder; und richtig da war ein rosenfarbenes Segel aufgespannt, wie eine Flaumfeder zwei Zoll hoch. Ein kleines See-
gewürm läßt sich mittels dieses Segels auf den Wellen hinführen. Der Matrosenwitz hat es mit dem Namen eines portugese man of war (portugiesisches Linienschiff) bezeichnet.

Die Fahrt nimmt einen sehr eintönigen Charakter an, und alle Passagiere, mit Einschluß der Schiffsmannschaft, haben nur den einen Gedanken, daß sie doch baldmöglichst vorüber sein möchte. — Ich muß gestehen, daß diese Seefahrt nach keiner Seite hin meinen Erwartungen entspricht, und daß ich keinerlei Verlangen habe, eine zweite zu machen. — Wie ganz anders gestaltet sich die Wirklichkeit im Vergleich zu den Gebilden der Phantasie. Als ich den letzten Reisebericht der Brüder las, dachte ich, von einer Seereise müßten sie doch mehr zu berichten finden. Jetzt kann ich mir lebhaft ihre Freude beim Landen vorstellen, obgleich eine Fahrt auf dem Segelschiff gewiß große Vorzüge vor einer Dampfschiffahrt hat. Dies ewige Zittern des Schiffes, der beständig stoßende Takt der Maschine, der selbst die Nachtruhe unerquicklich macht, dazu dieser abscheuliche Geruch des Feuerraums und der Maschine, diese Unmöglichkeit, auch nur eine einzige Mahlzeit mit Appetit zu verzehren; dann der Mangel an Unterhaltung, die Eintönigkeit der Umgebung, welche sofort nach der ersten Befriedigung der Neugierde eintritt! — Am meisten vermißt man das, was man am wenigsten denken sollte, die frische Luft. In der Cabine ist es unerträglich, der Salon erhält seinen Zufluß an Luft unmittelbar aus der durch das Schanzkleid gegen die Seeluft abgesperrten Küche und dem Maschinenraum. Und selbst oben auf Deck hat man unmittelbar vor sich die Maschine und zu beiden Seiten derselben die Zurüstungen für die Speisung von hundertunddreißig Menschen, die nach Schiffsgebrauch fast keinen andern Beruf haben, als den ganzen Tag über zu essen. Die Speisen, in kleinem Raum zubereitet, duften höchst unappetitlich. Jeden Tag werden drei große Mahlzeiten gehalten, breakfast um halb neun Uhr mit zehnerlei

Fleisch, dann luncheon um zwölf Uhr mit noch mehr, und dann dinner um vier Uhr mit zwanzigerlei Gerichten. Aber nichts mochte ich essen von dem allen, ich konnte es kaum ansehen, wenn es auf der Tafel stand, — vonwegen des abscheulichen Geruchs von Fett und Del und Kohlen. Das Wasser ist in Southampton einmal frisch gewesen, und hier in der heißen Zone tüchtig durchgeglüht, man kann es ohne Zusatz kaum herunterbringen. So bin ich denn fast den ganzen Tag auf Deck, und studire. Die englische Grammatik habe ich ganz absolvirt, das englische neue Testament gedenke ich morgen zu beendigen, dann kommt das Holländische an die Reihe. So vergeht der Tag. In den Zwischenpausen wird das Englische in Conversation geübt. Gott gebe, daß wir bald in Capstadt ankommen.

Sonntag, den 26. August. Ziemlich starker Wind gestattete dennoch den Gottesdienst auf Deck. Der Bischof predigte über Joh. 14, 16—17. sehr schön. Die Predigt bot mir willkommenene Gelegenheit zu einem eingehenden Gespräch mit einer Offiziersdame; aber über die tiefsten Herzensangelegenheiten kann ich doch immer noch am besten mit meinem alten Lawton reden. Dieser wunderliche Heilige spricht sonst fast mit keinem Menschen an Bord, liest immer in seinen Andachtsbüchern, und weiß bei alledem gut Bescheid in der deutschen Reformationsgeschichte, in den Missionen und in der Kirchengeschichte. Für ihn hat nur das subjektive Christenthum Werth; den Bischof versteht er nicht, und hält ihn für einen unbefehrten Mann.

Dienstag, den 28. August. In der frühen Morgenstunde rollten eine ganze Heerde Meerschweine (Delphine) am Schiff vorüber. Sie gingen gegen den Wind an; immer den Kopf voran in die Wellen, aus den Wellen heraus, in dieselben hinein, als ob sie sich überschlagen wollten, wunderliche Geschöpfe, ich sah deutlich ihre Rückenflossen und Schwänze.

Am Abend gab es eine unangenehme Scene; wir nahen nun dem Aequator, und etliche Passagiere unter Anführung jenes Spaßmachers L. feierten dieses Ereigniß durch Brüllen von Liedern, Trinken und allerlei unangenehme Scherze, die sie bis in meine Cabine hinein ausdehnten, so daß ich fast genö-

thigt war, sie hinauszumweisen. Glücklicher Weise zogen sie sich sofort zurück, als ich mich im Bett aufrichtete. Etwas später verbot ich mir bei L. jeglichen Versuch, mich in die Scherze hineinzuziehen, die er mit fast allen Passagieren macht, nachdrücklich, und habe seither Ruhe gehabt. An jenem unangenehmen Abend hörte ich sie lange flüstern und über neue Versuche rathschlagen, sie durften aber nichts ausführen.

Mittwoch, den 29. August wurde es Nachmittags gegen fünf Uhr, als wir die Linie passirten. Den Matrosen waren, ohne daß sie die Passagiere irgend belästigen durften, ihre Schwänke gestattet, die sie unter einander haben. Ich hatte nicht Lust zuzusehen; theils lag mir der unangenehme Eindruck von gestern Abend noch in den Gliedern, theils hatte ich versucht, zu heute Abend etliche Passagiere der zweiten Classe zu einer Erbauungstunde zusammenzurufen. Ihr Hunger nach Gotteswort, so bestimmt sie ihn vorher gegen mich ausgesprochen hatten, schien aber nicht sehr stark zu sein, zweimal kam ich vergebens zu der verabredeten Zeit; dann gab ich es auf. Es mochte recht gut sein, denn meine Fähigkeit, mich englisch auszudrücken, ist doch noch wenig geübt. Ich begnügte mich daher von jetzt ab mit Privatgesprächen; ich lernte einzelne recht ernste Christen kennen.

Am Abend sah ich an dem schönen Sternenhimmel zum ersten Mal das südliche Kreuz. Es ist durchaus kein hervorragend schönes Sternbild. Die Gestalt des Kreuzes etwas verschoben, dazu nur vier Sterne in allem, die man auch als Trapez bezeichnen könnte, und von denselben nur zwei von zweiter Größe, der dritte von vierter und der vierte von fünfter Größe. Aber trotzdem ruht mein Auge seitdem immer wieder auf diesem Bilde. Auch das Kreuz Christi soll ja nicht durch äußern Glanz prangen; und daß einst Schiffer sich hieran getröstet haben, und daß das liebe Kreuz auch seinen Platz am Himmel gefunden hat, macht mir dies Bild immer wieder lieb. Der Nordstern war nun ganz verschwunden, und ob einige Sterne, die ich dafür hielt, dem großen Bären angehörten, war unsicher. Ade, liebe Heimath, auf Wiedersehen!

Donnerstag, den 30. August. Mitten auf dem Meere gesellte sich ein schwarzer Landvogel mit weißem Kopf zum Schiff; er flatterte ganz ermattet eine Weile nebenher, bis er, auf dem Schiffe Rast suchend, von den Matrosen gefangen wurde; er frißt rohes Fleisch. Wahrscheinlich ist er mit dem Winde von Ascension gekommen, und konnte nicht gegen den Wind zurück. — Die Fahrt beginnt sehr einförmig zu werden; immer gegen den Wind anfahrend, kommen wir nur sehr langsam vorwärts.

Sonnabend, den 1. September. Endlich ist der erwünschte Süd-Passatwind erreicht, aber vor der Hand noch weht er fast conträr. Die Schwellung des Meeres ist großartig; an fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Hügelreihen ziehen gravitatisch langsam uns entgegen. Die Brust des Schiffs wird hoch gehoben, so daß der Bug gegen die Wolken starrt, um gleich darauf in das nachfolgende Thal hinabgleitend uns anscheinend in die Tiefe zu begraben. Wunderlich ist es, wie dieser eiserne Coloss so behende und beweglich ist, den Wellen so nachgebend, als wäre er ein kleiner Rahn. Das Meer aber scheint förmlich zu athmen, so heben und senken sich schwellend seine Riesenwellen.

Sonntag, den 2. September. Der heftige Gegenwind gestattete uns nur langsame Fahrt; dazu verursachte das starke Schwanfen allgemeine Unbehaglichkeit, resp. Seefrankheit. Raum vier Meilen kommen wir in der Stunde vorwärts, trotz Ausspannung aller Dampfkraft. Der Wind wechselte mit Regen ab; St. Helena, das wir schon gestern zu erreichen gedachten, liegt noch durch sechshundert Meilen von uns geschieden.

Montag, den 3. September. Ich schrieb nach Hause und gedachte der Lieben alle; das versüßte mir die Peinlichkeit unseres Schiffslebens, welches in den letzten Tagen auch den alten Seeleuten (old sailors) höchst ungemächlich wurde. Noch immer nicht an St. Helena zu denken, vor welchem ohnehin der Capitain nur zwei Stunden zu liegen gedenkt, um frisch Wasser einzunehmen, so daß wir gar nicht an Land kommen sollen.

Viertes Kapitel.

St. Helena.

Mittwoch, den 5. September. Als ich fünf Uhr aufstand, zeigte der Capitain mit stummer Handbewegung nach vorn. Ich fragte, was es gäbe? — St. Helena in Sicht! — Das war ein Jubel. Der Wind hatte sich gewandt, und ehe wir gehofft, schauten wir wieder ein Stück Land vor unsern Augen. Weit hinten lag es wie ein Nebelstreif, von den Wolken kaum zu unterscheiden, bis seine scharfen Felszacken sich bestimmter abhoben. Gegen zehn Uhr verkündete ein Schuß aus unserm Boller, der in den schaurigen, steilen Felsklüften der Insel ein langhallendes Echo weckte, daß wir auf der Rhede vor der Insel angekommen waren. Die Anker wurden geworfen in der Mitte von ringsum liegenden Fahrzeugen.

Ein eigentlicher Hafen ist nicht bei St. Helena, aber die gewaltigen Felsmassen der Insel boten uns gegen den Südost eine so schöne Schutzwehr, und die See war unter der Insel vor Jamestown so still, daß wir, da die Schwellung des Meeres hier nicht mehr war, ruhig liegen konnten.

Bald kamen denn auch, wie bei Vincent, an zwanzig Fahrzeuge an die Seite des Schiffs. Eins brachte den Agenten, das andere Offiziere von einem englischen Kriegsschiff, das auf der Rhede lag, das dritte Neugierige, die übrigen wollten Passagiere an Land bringen. Bald darauf gab uns der Capitain die erwünschte Nachricht, wir würden nicht vor fünf Uhr Abends weiter fahren, so daß also völlig genügende Zeit blieb, um den Excurs in das Innere zu Napoleons Grab zu machen. Nun wußte ich, wozu der widrige Wind gut gewesen war. Der Capitän war genöthigt, frische Kohlen und Lebensmittel einzunehmen, und wir hatten den Vortheil.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag; die Luft durch den vorhergegangenen fünftägigen Regen nicht heißer als ein warmer Maitag daheim. Wir hielten uns also nicht lange auf, sondern ließen uns durch die schwarzen Ruderfnechte eines

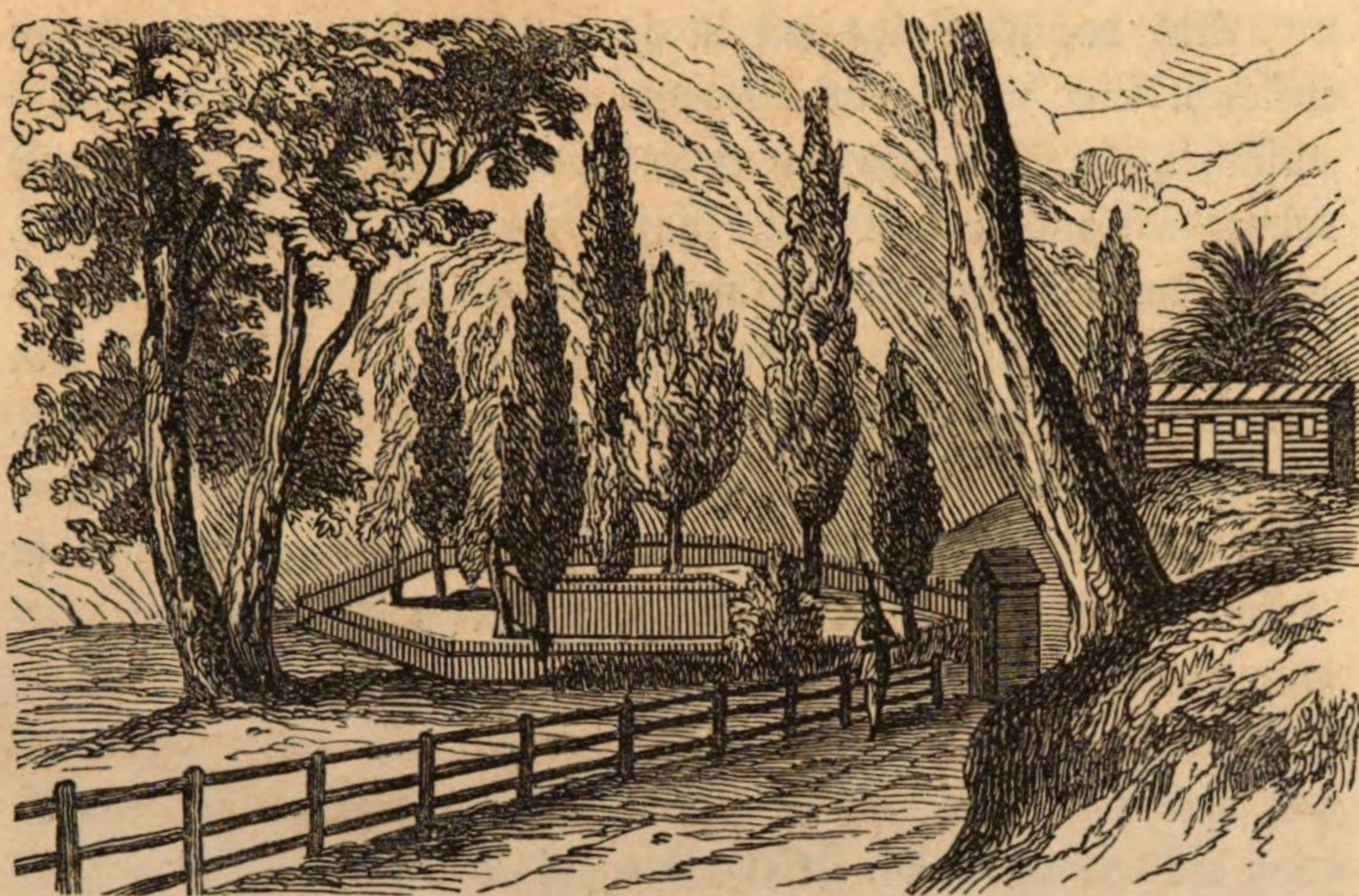
Boots sofort an Land setzen. — Am Ufer angelangt machten wir zunächst einen vergeblichen Versuch, ein Fuhrwerk zu erlangen. Man forderte für die sieben englische Meilen nach Longwood nicht mehr als drei Pfund Sterling und wollte durchaus für zwei Pfund, die wir boten, nicht fahren. Da machte ich mich denn in Begleitung eines Majors Bright und seiner Frau und einer kleinen Miß Heather auf den Weg, um zu Fuß nach Napoleons Grab zu wandern. Die ersten Schritte waren schwindlich. An den unsichern Boden des Schiffes gewohnt, schwankten wir auf dem festen Lande; das gab sich aber bald.

Der Weg führte allmählich bergauf, gegen eintausend achthundert Fuß hoch auf einen Bergrücken. Der Rückblick zeigte uns schroffe, steile, unfruchtbare Felsen, und über dieselben das Meer mit seinen Schiffen, unten in der Schlucht die Häuser von Jamestown. Es war ein öder Anblick, lauter kahler, nackter Fels und Wasser. Nur spärlich suchte das Grün des Frühlings zwischen den Steinrigen Wurzel zu fassen. Ein rechtes Kaisergefängniß. — Aber je höher wir stiegen, desto mehr fand das Auge Neues. Rechts und links erhoben sich neben uns Raktusstauden von mehr als Mannshöhe, jener Feigenkastus, dessen Blätter hier mehr als fußlang wurden, und mit röthlichen Früchten übersät waren. Ganze Strecken des Felsens hatte dies Gewächs überwuchert. Unten zwischen den Felsen eröffnete sich eine schmale Thalsohle, von einem kleinen Bach durchrieselt, voller Häuser, und Garten an Garten gereiht; in den Gärten die hohe schlanke Cocospalme, die Dattel und Fächerpalme. Ein Baum in voller Blüthe sah aus, als ob er aus tausend Wunden blutete; andere blühten gelb; wir waren mitten in der Tropenvegetation. Als Unkraut zwischen den Raktus wucherte Geranium mit Tausenden scharlachrother Blüthen, Fettpflanzen der mannigfachsten Art fanden ihre Nahrung in den Felsen, manche rosig zart wie der Thau, manche lang herabhängend, manche blühend in Rosa, Blau, Gelb und Weiß; dazwischen Hunderte von Aloe, deren zwölf bis fünfzehn Fuß hohe vertrocknete Blüthenstengel Niemand gebrochen hatte. An einer Stelle öffnete sich der Blick auf ein reizend gelegenes Landhaus.

Etliche hundert Schritte weiter veränderte sich plötzlich die Scene. Anstatt des lieblichen Landsitzes that sich eine finstere, schaurige Felskluft auf, in welcher ein Wasserfall, mehr als hundert Fuß tief, sich ein grünes Bette bereitet hatte. Höher hinauf trafen wir azaleenartige Sträucher, doch nicht in Blüthe; noch weiter hinauf eine Art Weidenbaum, dessen Blätter dem Oleander gleichen, und eine große Menge anderer Gewächse, große Pracht tropischer Blumen. Eine alte schwarze Frau verkaufte eine Frucht, saftig und wie eine süße Citrone schmeckend, sie war auf dem heißer werdenden Wege sehr labend. Man nannte sie Lukward. Noch höher hinauf wächst eine Tanne mit haarartigen Nadeln und ein gelb blühender Baum, unserm Faulbaum ähnlich. Wir erfreuten uns des Schattens.

Nachdem wir die Höhe erreicht, schauten wir auf der andern Seite hinab in ein tief eingeklüftetes Thal mit alpenartigen Grasflächen, die eine Menge Kühe, Esel, Pferde abweideten. Jene Seite des Thals wurde von schroffen Felsen begrenzt, auf deren Hochebene die wenigen Häuser von Longwood sich erheben, unter ihnen dasjenige, welches Napoleon in seinen letzten Lebensjahren bewohnte. Von denselben abwärts führt ein kleiner, jetzt allmählig verfallender Weg herab in die Thalsohle, welche nach der entgegengesetzten Seite zu baumgefüllter Schlucht sich erhebt. Diesen Weg ist Napoleon oft gegangen, um in dem dunklen engen Thal ein still verborgenes Plätzchen aufzusuchen. Dasselbst hat er sich mit eigenen Händen eine Quelle ausgegraben und unweit derselben seinen Begräbnißplatz bestimmt. Das einsame Grab steht noch dort, von einer französischen Ehrenwache bewacht.

Wir mußten von der Höhe des Berges beträchtlich hinabsteigen, um das Grab zu erreichen. Der Fußpfad führte über die stark geneigte Wiesenfläche zu einer Umzäunung, deren Pforte, sobald sie geöffnet wurde, eine Glocke erschallen ließ, wahrscheinlich um dem französischen Soldaten, dessen Häuschen in der Nähe ist, ein Zeichen zu geben, daß er sich zum Grabe zu begeben habe.



Napoleon's Grab.

Der Grabplatz ist sehr einfach; in dem von eisernem Gitter umschlossenen Grabe eine große Sandsteinplatte ringsum mit Geranien bepflanzt, um dies Grab her einige Bäume, Cypressen und andere. Der von einfachem Lattenzaun eingeschlossene Kirchhof enthält außer dem Grabe nur noch die von Napoleon ausgegrabene Quelle, an einem Abhange von Farrenkraut umgeben; das Ganze macht nicht den Eindruck sorgfältiger Pflege. An der Quelle ist ein einfaches Wasserglas, welches dem Besuchenden Gelegenheit verschafft, Napoleons-Wasser zu trinken.

In einem Schilderhäuschen ist ein Fremdenbuch ausgelegt, in welches wir unsre Namen zeichneten. Der einsame Soldat, der Napoleons Schicksal und Einsamkeitsstrafe fortsetzt, ohne daß er es verschuldet hätte, fragte begierig nach Neuigkeiten aus Europa.

Wir kehrten zurück, ohne Longwood besucht zu haben, weil wir fürchteten, das Schiff möchte abfahren. Nachdem wir in Jamestown unsere Briefe zur Post gebracht, erreichten wir gegen fünf Uhr den Dampfer, der noch richtig Kohlen einlud. Die wilden Felspartien des Ufers, nur von etlichen Batterien besetzt, ließen nicht ahnen, welche lieblichen Gegenden die Insel im Innern birgt.

Auf der Fels Spitze zur Rechten erhebt sich ein Castell, zu welchem eine beschwerliche Treppe von sechshundert Stufen hinaufführt, die Jakobsleiter genannt. Obgleich von oben eine lohnende Aussicht sein soll, konnte ich mich nicht entschließen, meine müden Glieder hinaufzuschleppen. Bald war an Bord des Schiffes die ganze Gesellschaft wieder versammelt. Ein köstlicher, stiller glänzender Tropen-Abend hielt uns auf Deck, bis wir Abends neun Uhr, als gerade der Kanonenschuß vom Fort diese Stunde ankündigte, die Anker lichteten und in der Dunkelheit der Nacht bald die Insel aus Sicht verloren.

Fünftes Kapitel.

Von St. Helena bis zur Capstadt.

Donnerstag, den 6. September. Als ich früh morgens auf Deck kam, war die letzte Spur von St. Helena längst verschwunden. Wiederum nichts als Himmel und Wasser. Der Wind war fast still, nur die hohe Schwellung brachte einige Bewegung in den Spiegel des Meeres. Am Vormittag sahen wir eine Heerde Meerschweine sich auf das Schiff zumwälzen, fliegende Fische vor sich hertreibend. Die Harpune wurde fertig gemacht, aber nachdem sie eine Stunde lang uns genarrt, wandten sie sich ab, ohne in Wurfweite gekommen zu sein. Das klare Wasser gestattete uns etwas tiefer hineinzuschauen, wir sahen indeß keine Fische, sondern nur allerlei wunderlich gestaltetes Gewürm.

Ein schöner Sonnenuntergang und dann ein prachtvoller Sternhimmel fesselte uns lange auf dem Deck. Nie habe ich die Venus so hell strahlen gesehen, als in dieser klaren Luft, welche ihre Bahn bis an den Horizont zu verfolgen gestattete. Wunderschön funkelte sie in allen möglichen Brillantfarben, bevor sie in das Meer niedertauchte.

Freitag, den 7. September. Völlige Windstille. Das Wasser war wie ein Spiegel, nur daß es athmend auf und ab schwoll, wie die Brust eines schlafenden Kindes. Nach einigen

Stunden webte ein leiser Wind tausende von kleinen zitternden Wellen über die Fluth, ein wunderbar schöner Anblick. Die Schwellung unter dem feinen Gewebe zeigte Wasserhügel, deren höchste Punkte wohl hundert Fuß von einander entfernt waren. Kaum je zuvor war mir das Meer so großartig vorgekommen.

Sonntag, den 9. September. Das Wetter war günstig, aber die Luft so kalt, daß der Bischof vorzog, im Salon Gottesdienst zu halten. Ueberhaupt ist die frische Kühlung der Seeluft so merklich, daß ich nie einen kühleren August erlebt habe, als den in der heißen Zone. Wir sahen die erste Captaube, einen Wasservogel mit schwarz und weiß, schmetterlingsartig gegitterten Flügeln, im Flug und Gestalt übrigens unserer Taube sehr ähnlich. Auch andere Wasservögel gesellten sich bald zum Schiff als ständige Begleiter, Caphühner, die ganz schwarz sind, und andere, die unter dem Bauch weiß gefärbt sind; dazu der mächtige Albatros, der mit ausgebreiteten Flügeln oft bis vierzehn Fuß mißt. Ich konnte mit einer Offiziersdame ein eingehendes Gespräch über alttestamentliche Vorbilder haben; das Englische wird mir immer geläufiger.

Montag, den 10. September. Heute ist meine gestellte Aufgabe für das Holländische vollendet, die Grammatik durchgearbeitet, das neue Testament gelesen. Diese Woche, hoffentlich die letzte der Reise, soll nun Ferien gemacht werden. Es war das Arbeiten auf dem Schiffe eine mehr als gewöhnlich anstrengende Arbeit. Nun nur noch neunhundert Meilen bis Capstadt, welches wir günstigen Falls am Donnerstag Nachts erreichen können. Dem Herrn sei Lob und Preis, der bis hierher geholfen hat.

Auch im Kasir habe ich durch die Güte eines englischen Beamten, der längere Zeit in Kafferland gelebt hat und die Sprache fertig spricht (Mr. Hoole) einiges gelernt.

Dienstag, den 11. September. Prachtvoller Sonnenaufgang, frische Brise, acht und einen halben Knoten die Stunde. Wenn es so fortgeht, sind wir Freitag in Capstadt. — Am Vormittag ein schönes Phänomen am Westhimmel. Am Horizont erhob sich ein breites Segment eines Regenbogens,

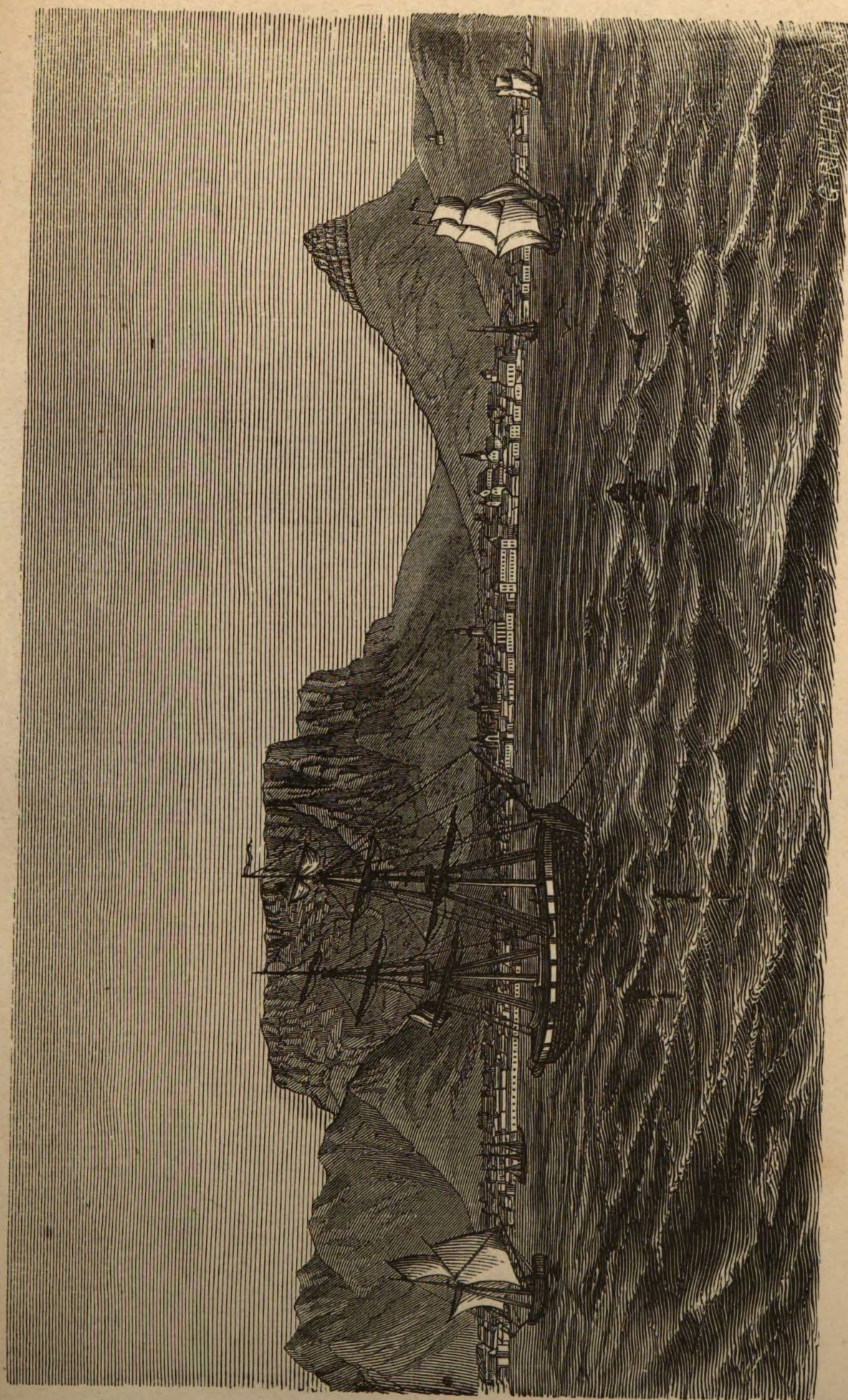
dessen beide Enden schwach bis zum Schiff herab sich fortsetzten. Allmählich senkte sich das Phänomen unter den Horizont herab und man sah auf dem Wasserspiegel deutlich einen Regenbogen, mehr als einen Halbkreis groß, ausgebreitet.

Das schöne Schauspiel hat nichts Gutes im Gefolge gehabt. Unmittelbar darauf drehte sich der Wind nach Südost, grade uns entgegen, die einzige Richtung des Windes, bei welcher es nicht möglich ist, in den Hafen von Capstadt zu gelangen. — Der Wind wird immer stärker, die Wellen schwellen und brechen sich mächtig an den Schiffswänden, den Schaum hoch über Deck spritzend.

Mittwoch, den 12. September. Die jungen Leute jagten den ganzen Tag mittelst Schnur und Angelhaken nach den Seevögeln; einer hatte angebissen und flatterte lange an der Schnur, bis es ihm gelang, sich loszumachen.

Donnerstag, den 13. September. Der Wind bläst immer noch stark aus Südosten; unsere Hoffnung, noch in dieser Woche Capstadt zu erreichen, ist verschwunden. Wir haben den Kurs geändert und steuern gegen Süden und Südwesten, Capstadt ist noch fünfhundert zwanzig Meilen entfernt. Auf dem Meer lernt man, daß es der Herr allein ist, der Wolken, Luft und Winden giebt Wege Lauf und Bahn; hier lernt man auch Geduld; und übergiebt sich um so leichter der Leitung des Herrn, als alles Eigenthum und Eigenwünschen völlig vergeblich ist. — Die jungen Leute hatten richtig mittelst einer Angelschnur einen Vogel gefangen und auf Deck gebracht. Dort saß der arme Schelm auf seinen Schwimmsfüßen und versuchte vergeblich aufzufliegen, wie er das von der Spitze der Welle aus mit Leichtigkeit zu thun gewohnt war. Schließlich wurde ihm ein rothes Band um den Hals gebunden, und die Freiheit wiedergeschenkt. Er suchte das Weite, und wir haben ihn nicht wieder gesehen.

Sonntag, den 16. September. Das waren drei schwere Tage Wartens; aber jetzt ist unsre Hoffnung sehr groß, daß wir morgen in der Frühe das Cap erreichen werden. Gestern früh änderte sich das Wetter, ein köstlicher Sonnentag



Capstadt.

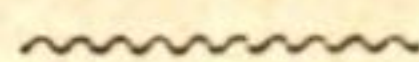
1692/10

mit ziemlich günstigem Wind. So war es auch heute. Der Bischof predigte über Offenb. 4, 11 und erinnerte sehr treffend daran, daß wir über die Wunder der Erlösung die der Schöpfung nicht zu vergessen haben. Nun denn also nur noch wenig Stunden auf See, Capstadt ist 138 Meilen entfernt, morgen früh 7 Uhr hoffen wir dort zu sein; dem Herrn sei Dank für alle seine Gnade und Wohlthat. So weit hat Er geholfen, er wird ferner helfen und diese Reise fruchtbar machen für das Beste Seines Reichs und die Ehre Seines heiligen Namens, der gelobt ist in Ewigkeit. Amen.

Capstadt, den 18. September. Mit Gottes Barmherzigkeit also sind wir gelandet. Es war ein köstlicher Morgen, gestern den 17. September. Die Sonne stieg rosig über die fernen Berge und warf ihre ersten Strahlen zuerst an die Spitze des Tafelberges, dann auf die Flügel der Albatros und der einsamen Bootsegel auf tiefblauem Meer. Vor uns lag Capstadt, Boote kamen; eins brachte Herrn Schwabe und Bruder Aug. Schmidt. Die Geschäftigkeit des Umpackens war bald in vollem Gange. Ich bestieg das Boot und in einigen Minuten war ich in Afrika. Der Herr segne meinen Eingang und meinen Ausgang; Er segne das Werk meiner Hände, und gebe mir Weisheit und Gnade. Seine Barmherzigkeit währet für und für! Amen.

Zweiter Abschnitt.

Von D'Urban bis Mauritius.



Ein ganzes Jahr voll gnädiger Bewahrung, voller Segen und voll reicher Erfahrungen lag hinter mir. Meine Aufgabe in Afrika war gelöst: Ich hatte sämtliche Missionsstationen bis tief in das Innere des Landes hinein besucht und Gnade über Gnade erfahren.*) Kein reißender Strom, kein Löwe oder Tiger, obschon ihr Gebrüll bisweilen sehr nahe war, keine giftige Schlange, obgleich sie oft kaum einen Schritt vor meinem Fuß vorbei glitten, hatte mich verletzen dürfen, meine lieben Brüder hatten mich mit Vertrauen aufgenommen, neue feste Bande zwischen Berlin und Afrika waren geknüpft. Nun stand mein Sinn heimwärts! Eine dunkle Ahnung, daß ich die Heimath nicht wieder erreichen würde, hatte mich durch ganz Afrika begleitet. So schaute ich träumend von den Höhen bei Christianenburg, als ich zum ersten Mal die dunkle Fluth des indischen Oceans erblickte, hinein in die Tiefe: Wird sie dein Grab sein?

Wie felig ist doch ein Christ, der weiß, daß es eine Vergabung der Sünden und an dem Heilandsherzen eine ewige Heimath giebt!

*) Einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse dieses Jahres giebt das im Verlage der Berliner Missionsgesellschaft, Sebastianstr. 25, erschienene Werk: Ein Reisejahr in Südafrika von Dr. Wangemann.

Abschied von Afrika.

Donnerstag, den 26. September 1867. So sehnsüchtig ich auf die Ankunft des „Dane“ geharrt hatte, so kam die Nachricht „die Flagge ist an der Stange! der Dane in Sicht!“ doch überraschend früh. Man versicherte mich, ich könne ruhig noch das bereits fertig auf der Tafel stehende Mittagbrod einnehmen, und Br. Döhne, der sofort zum Agenten eilte, brachte von diesem die Botschaft zurück, heute Nachmittag gingen einige — morgen früh um sieben Uhr das letzte Boot über die Barre zum Dampfschiff. Ich vollendete also, während das Essen angerichtet wurde, mit wenigen Worten mein Tagebuch und eilte mit dem letzten Bissen des Mittagbrods im Munde hinaus. Vor der Thür stand bereits der bestellte Ochsenwagen, der meine Sachen zum Hafen brachte, und während Br. Döhne diesen zu Pferde geleitete, eilte ich nach der Eisenbahn. Noch grüßte ich im Fluge unsern Agenten Hrn. Blackwood, der mit meinem lieben Wirth Herrn Cowan zugleich mich auf der Bahn hinausleitete zum Hafen.

Aber so schnell wir geeilt hatten, so fanden wir beim Hafen bereits das letzte der Boote zum Dampfer abgefahren. Auch die Boote hatten die Höhe des Meeres gleich bei dem ersten Flaggenzeichen gesucht und ich stand nun mit meinen Sachen rathlos da.

Herr Cowan wollte mich für die Nacht nach d'Urban zurücknehmen. Es war gut, daß ich es nicht annahm; denn als nach zwei Stunden Wartens noch ein letztes Boot fortgelassen wurde, so ergab es sich hernach, daß die Abfahrt des Dampfers schon heute Abend stattfinden sollte. So unzuverlässig sind in Afrika selbst die Instruktionen der offiziellen Agenten.

Die beiden letzten Stunden auf Afrikas Boden brachte ich auf dem Bollwerk stehend zu. Br. Döhne war der letzte unserer

Missionare, der mich bis zur Abfahrt begleitete. Dann stieg ich in das, einem kleinen Ostseeküstenfahrer ähnliche Boot und ließ meine Blicke zum Abschied auf der Barea, d'Urban und den Hügeln von Christianenburg und Wartburg ruhen. Bruder Döhne stand am Ufer und ich erkannte seinen rothen Shawl noch lange. Dann grüßten wir uns winkend zum letzten Mal. Der Wind war günstig und es dauerte kaum zwanzig Minuten, so hatten wir die schmale Landzunge des Hafens umfahren, und hatten die so schlimme Barre, ein Felsriff, das so manches Menschenleben gekostet, und bei aufgeregter See selbst ein Dampfboot in einem Augenblick in den Grund gezogen hat, das aber heute nach mehreren stürmischen Tagen fast wellenlos war, überfahren und stießen an die eiserne Schiffswand des „Dane“. Eine Treppe hatte man nicht herabgelassen, so daß wir beide Passagiere die glatte, steile, hohe Wand hinaufklettern mußten. Indeß, da oben ziehende und unten hebende Arme nachhelfen, so glückte es leicht.

So schaukele ich nun also wieder auf dem indischen Ocean! Gott helfe glücklich heim!

Mein erster Versuch, auf dem „Dane“ ein dinner mitzumachen, scheiterte völlig. Schon nach den ersten Löffeln der Suppe mußte ich seekrank mich entfernen; ich merkte, daß mein ganzes Nervensystem in Unordnung war, und die wenige Erfrischung, welche mir die viertägige Rast in d'Urban gebracht hatte, war in einer Stunde verschwunden.

Ich warf noch einen Blick nach dem Ufer des mir so fest an das Herz gewachsenen Afrika hinüber; dann suchte ich mein Lager in der Cabine, ohne Schlaf zu finden. Endlich belehrte mich ein Kanonenschuß von unserem Deck, und bald darauf die stoßende Bewegung der Schraube, daß wir in Bewegung waren. Ich stand auf und sah noch einmal wenigstens das Leuchthurmlicht von d'Urban. — So lag Afrika hinter mir! Welche Fülle unverdienten göttlichen Segens, und welcher Reichthum von Erinnerungen lag hinter jenem Leuchthurmfeuer!

Zweites Kapitel.

Ein schwerer Anfang.

Freitag, den 27. September versuchte ich, mich auf Deck zu halten, aber vergebens. Ich litt entsetzlich an der Seefrankheit, die durch meinen fiebrigen Zustand mir fast unerträglich wurde.

Es war ein ordentlich Stück Arbeit, mich anzuziehen. Da ich nur in liegender Stellung meine Gliedmaßen bewegen konnte, so kostete es jedesmal einen besonderen Entschluß und eine besondere Kraftanstrengung, um ein Kleidungsstück nach dem andern in die Hand zu bekommen, und dann unter heftiger Transpiration, die mir diese Arbeit verursachte, es anzulegen. Nach einer Stunde peinvoller Arbeit war ich endlich so weit, daß ich mit einem Satz aus dem Bett, möglichst schnell die Treppe hinauf bis aufs Deck kam, wo ich mich sofort der Länge nach rücklings ausstrecken mußte. Da man mir sagte, ich müsse unter allen Umständen versuchen etwas zu essen, so begann bei den Mahlzeiten dieselbe Qual; da habe ich bei jedem Stückchen Fleisch, das ich durchschneiden wollte, in der Stille zum HErrn gerufen, er möchte mir doch Kraft geben es durchzuschneiden: — nach dem Schnitt mußte ich mich erst wieder auf die Seite legen; und bei jedem Bissen, den ich zu Munde brachte, habe ich besonders gebeten, der HErr möchte doch schenken, daß ich ihn bei mir behielte, — und so ist's denn gegangen; ich konnte, obgleich unter entsetzlicher Uebelfeit, doch ein klein Wenig zu mir nehmen.

Unvergeßlich wird mir die Arbeit sein, die es mir einmal machte, in der Nacht eine Apfelsine aus dem von Br. Döhne mir mitgegebenen Reisefack herauszuholen. Ich litt an peinigendem Durst, und konnte doch mich nicht rühren, um irgend etwas zu holen, ihn zu stillen. Da dachte ich an den erwünschten Sack. Er mußte unter meinem Bette sein! Ich wage es,

mich so weit herumzuwälzen, daß ich tasten kann. — Ja glücklich! Da ist er. Ich ziehe ihn hervor mit einem Ruck! Dann sofort aber zwei Minuten auf dem Rücken gelegen, um mich zu erholen. Nun habe ich ihn neben mir; ich taste und finde den Bindfaden, — richtig, die Schleife löst sich, — wieder einige Minuten Rast auf dem Rücken! — Aber, o wehe! es war noch ein zweiter Bindfaden — da bat ich Gott, er möchte doch geben, daß er sich ja nicht verwickeln möchte — auch diese Schleife löste sich. — Aber, o wehe! die diesmal für mich peinliche Sorglichkeit Döhne's hatte auch den dritten Bindfaden umgebunden; aber auch er löste sich glücklich! — Wieder einige Minuten Rast! dann taste ich im Sack umher, — richtig, — da ist sie, da habe ich sie in der Hand. Das war ein Glück!! — Es dürfte kaum irgend einem Menschen eine Apfelsine solchen Genuß bereitet haben, wie die meinige mir in jener Nacht.

Sonnabend, den 28. September fühlte ich mich früh etwas besser, und konnte mich trotz des stärker werdenden Windes schon sitzend auf dem Deck halten.

Sonntag, den 29. September, ein stiller, ruhiger Tag für meine Seele. Ich konnte so recht im Frieden alle meine Lieben betend im Geiste vorübergehen lassen, während draußen der immer stärker werdende Wind sich in einen Sturm umwandelte. Als sich Regen zu demselben gesellte, mußte ich hinunter und konnte liegend in Strauß: „Sinai und Golgatha“ lesen, um mich auf Palästina vorzubereiten.

Drittes Kapitel.

Sturm auf See.

Montag, den 30. September. Der Sturm wurde immer heftiger. Die Wellen schlugen das aus halbzölligem Blech zusammengezimmerte Schiff an die Seiten, daß es in jedem Stückchen erzitterte, dazu schleuderten sie es hoch hinauf in die Luft, und ließen es wieder tief in den Abgrund stürzen, daß der Gischts umher warf.

Ich begann, einen schlimmen Ausgang zu fürchten, und machte mich auf alles gefaßt. Ich ließ im Beichtgebet mein ganzes Leben vor mir vorübergehen, und deckte alle die innersten Tiefen des Herzens vor dem Herrn auf, und bat und erhielt Vergebung von Ihm bis zu völliger zuversichtlicher Ruhe. Dann bat ich ihn, mich für Amt, Weib und Kind zu sparen, oder aber letztere zu trösten und zu versorgen. So legte ich mich zu Bette.

Die Nacht war aber noch viel schlimmer. Die Wellen schlugen bisweilen mit solcher Gewalt gegen die Seitenwände, daß sie krachten; dazu legten sie das Schiff so auf die Seite, daß alles, was nicht nagelfest war, umfiel. Es wurde lebendig unter der Mannschaft und unter den Passagieren. In meiner Nebencabine wurde Licht angezündet. Ich sah nach der Uhr, es war Mitternacht.

Mein Kajütengenoss stand auf und zog sich an; ich blieb ruhig liegen und brachte den größten Theil der Nacht im Gebete zu. Da konnte ich den seligen Trost unseres evangelischen Bekenntnisses und die Kraft des Römerbriefs erfahren. Ich hatte doch auch keinen Augenblick Angst, sondern konnte mich mit völliger Gewißheit sowohl als den vornehmsten aller Sünder vor Gott bekennen, als auch der Vergebung in Christo mich völlig theilhaftig wissen und meinen lieben für mich gekreuzigten Heiland so fest und still im Arm haltend, mitten im

Sturm ruhig einschlafen. Nur ab und zu, wenn mein Lager allzusteil zu stehen kam von der Bewegung des Schiffs, und ich dadurch aus dem Schlafe geschreckt wurde, wachte ich auf zu einem: Herr, erbarme Dich! — um bald darauf wieder flugs und fröhlich einzuschlafen. Als ich erwachte, stand die Sonne bereits über dem Horizont, doch der Sturm dauerte fort.

Dienstag, den 1. Oktober. Ich ging aufs Deck, und sah das gewaltige Arbeiten des Schiffes eine Weile lang an. Dann ging ich wieder hinab und packte meine Sachen zusammen. Die wichtigsten Schriften aus Afrika nebst meinen Skizzen und Photographien band ich in ein Tuch zusammen und zog dazu meine besseren Kleider an, damit ich nöthigenfalls dies kleine Päckchen mit in das Boot hinabnehmen könnte.

Der Sturm dauerte immer fort. In der Nacht hielten selbst die Schrauben nicht unsere Waschkommode. Dieselbe löste sich ab und fiel krachend um; draußen in den Schränken klirrten die zerbrochenen Teller, auch stürzte alles in dem Salon über den Haufen, so daß wir nicht viel zum Schlafen kamen.

Mittwoch, den 2. Oktober. Mein Reisegefährte, ein Polizeibeamter aus Mauritius, de la Mare, theilte mir beim Aufstehen mit, daß er mitten im Fieber liege. Er hatte das Mauritiusfieber Monate lang gehabt, war dann zu seiner Erholung nach Natal gegangen; jetzt hatte er einen heftigen Rückfall. Leider ergab es sich, daß fast unsere ganze Reisegesellschaft mehr oder weniger aus ähnlichen Patienten bestand; — daß wir also das verheerende Fieber, diesen stark gewappneten Feind, an Bord hatten. Im Laufe des Tages theilte mir der Doktor mit, daß selbst der Capitän einen leichten Anfall gehabt habe, von dem Gott geben möchte, daß er sich nicht wiederhole! — So gab es neue Noth!

Ich fragte, um nicht in einer engen Kajüte mit einem Fieberkranken zusammen zu sein, nach einer andern Kajüte; — ich that es mit beklemmtem Herzen. — Sollte ich dem Priester gleichen, der vorüberging, und dem Armen nicht vielmehr Liebesdienst leisten? Indeß zuletzt überwand die Rücksicht auf Amt, Weib und Kind; ich beschloß bei ihm zu sitzen bei Tage,

aber nicht in dieser Fieberatmosphäre zu schlafen. Aber endlich, als der Doktor versicherte, das Fieber sei nicht ansteckend, beschloß ich ruhig dazubleiben. Ich befahl mich in Seine Obhut, und Er hat mich gnädig bewahrt, trotzdem, daß der eigene fiebrige Zustand eher schlimmer als besser wurde.

Draußen tobte der Sturm mit erneuter Heftigkeit. Die Schiffsleute beobachteten einige Wallfische in der Nähe.

Zu Mittag löste sich durch einen mächtigen Wellenstoß plötzlich im Salon die eine Bank, die mit Schrauben an dem Fußboden befestigt war, und fiel mit drei Tischgenossen rücklings hintenüber. Die Frau des einen, eines Colonel W., saß in der Ecke einer anderen Bank. Wie sie ihren Ehegemahl in einer Weise zurückstürzen sah, vor der mir das Blut erstarrte, blieb sie ruhig sitzen und deutete auf eine andere Bank mit den Worten: „Die wird das nächste Mal an die Reihe kommen.“ (that shal bee next one.) Es geht doch nichts über englisches Kalt-Blut.

Ich eilte nach Tische wieder auf das Deck und sah eine Weile dem prachtvollen Schauspiel zu. Das Schiff lag bisweilen in den umgebenden Wellen wie in einer Wiege oder in einer Mulde. Ringsum war es von Wasserbergen umgeben, über die man nicht hinwegsehen konnte, so daß man nicht wußte, wie es da wieder herauskommen sollte. Doch die nächste Welle hebt zuerst das Vordertheil graziös auf den Berg hinauf, daß das Bugspriet gen Himmel starrt und dann folgt der übrige Theil des Schiffes mit zierlicher Leichtigkeit. Aber kaum ist man oben auf der Höhe, so senkt sich die Spitze wie ein Pfeil, der bis in den Abgrund bohren will. Er trifft indeß die nächste Woge nur, um sie zu zerschneiden und zu zerstampfen, so daß der dampfende Gischt rechts und links abspritzt und das ganze Vordertheil sich bis zur Hälfte des Mastes in Schaum einhüllt, während ein Theil der Welle über das Deck fortspült, und alles, was nicht befestigt ist, mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegreißt — oder günstigsten Falls in einem Augenblick alles bis auf die Haut durchnäßt, wie mir dies etliche Male passirte.

Die uns umgebenden Wellen trugen alle die „weißen Pferde“, deren Mähne von Schaum so grazios herabfällt. Aber eben diese Schaumwellen legten bisweilen unser Schiff auch so völlig auf die Seite, daß man denken mußte, es bedürfe nur noch eines kleinen Anstoßes, um es ganz umfallen zu machen. — Und da kommt auch schon unmittelbar der ersteren sich anschließend, die zweite starke Welle, so daß mich's bisweilen durchzuckte, jetzt müßten wir kentern. Indeß ehe noch die Welle herankommt, hat sich das Schiff schon wieder nach der andern Seite gelegt, mit solcher Gewalt, daß jene zweite Welle kaum hinreicht, es wieder aufzurichten.

Ich sah mit großer Spannung stundenlang dem Arbeiten der Wellen zu und gedachte der zagenden Jünger auf dem Meere und des schlafenden Jesu und seiner Allmachtsgewalt und konnte so getrost mich dem überlassen, der „Wolken, Luft und Winden, giebt Wege, Lauf und Bahn“, und sang für mich hin: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir felig ist!“

Während die Schiffsmannschaft alle Segel bis auf zwei ganz klein eingereffte eingezogen hatte, wirbelte die tapfere Schraube hinten am Schiff ihren eintönigen Takt. Bisweilen war sie aus dem Wasser gehoben, dann drehte sie sich mit solcher Geschwindigkeit und Geräusch, daß das Schiff erdröhnte; griff sie dann wieder in das Wasser, dann merkte man, welch mühsame Arbeit es für sie war, dies große Gefäß gegen den Wind anzuschieben.

Wir fuhren nicht gerade gegen den Sturm, sondern wandten uns etwas mehr nach Süden. Trotzdem aber machte das Schiff nur vier bis fünf Knoten in der Stunde, und so schnell auch die sturmgepeitschten Wellen an uns vorübereilten, so zeigte doch das langsame Fortschreiten des schaumgekochten Kielwassers, wie schneckenhaft unsere wirkliche Bewegung war.

Donnerstag, den 3. Oktober. Immer derselbe Sturm, nur noch heftiger. Der Schiffslieutenant nannte es eine fresh gale. Er seinerseits behauptete, es sei keine Gefahr, er habe schon sechszehn Tage hinter einander in solchem Sturm

gefahren; so lange man ein gutes, festes Schiff unter sich habe, das den anschlagenden Wellen Widerstand leiste, so habe es nichts zu sagen.

Aber das war es eben, daß unser „Dane“ nicht ganz fest war, sondern einige Eisenfugen bereits der Wassermacht zu weichen begannen. Wir hatten unsere Kajüte oft ziemlich voll Wasser und auch anderweitige Nachricht kam, das Wasser dränge in das Schiff.

So war also eine Blechpfanne von halbzölligem Eisenblech, das noch dazu nicht dicht war, die einzige Scheidewand zwischen uns und dem Tode, — denn wer konnte wissen, wie lange es dem HErrn gefallen werde, ferner noch die Sturmwellen peitschen zu lassen gegen unser altes reparaturbedürftiges Fahrzeug?

Der eine Schiffslieutenant aber war auf das höchste gelangweilt von dem Seeleben. Er sagte in einer vertraulichen Stunde, da ich auch Gelegenheit hatte über tiefere Interessen seiner Seele mit ihm zu sprechen: „Wissen Sie, was ich jetzt möchte? Ich wünschte, im Mittelpunkt von Alt-England zu sein, und nie in meinem Leben wieder einen Tropfen Salzwasser zu sehen.“ Für mich eben kein sonderlich aufmunterndes Wort in dieser Umgebung! „Hätte ich einen Sohn“, sagte er ein ander Mal, „und er käme zu mir und sagte, er wolle ein Seemann sein, ich hängte ihn lieber auf, oder schnitte ihm den Hals ab, als daß ich es gestattete!“ Wie er, so sprachen fast alle englischen Seeleute, mit denen ich zusammengetroffen bin. — Draußen aber zischte der Sturm durch die Seile und zog sie bisweilen zu ganz krummen Linien, während das Schiff wie in einer Bratpfanne liegend, im Schaum gekocht wurde.

Freitag, den 4. Oktober. Endlich, endlich legte sich der Sturm und machte einem schwächeren, aber günstigen Winde Platz. Wir gewannen unsern Kurs wieder auf Mauritius zu; Beständiges Regenwetter nöthigte mich indeß, in der Kajüte die Lektion in Strauß: „Sinai und Golgatha“ und Fliedners Reise in den Orient fortzusetzen.

Sonnabend, den 5. Oktober. Schönes Wetter; alles eilte auf das Deck, sich zu erholen. Es war wie eine Last von

uns genommen, und man athmete freier. Sturm und Noth war in unglaublich kurzer Zeit vergessen und man genoß Mondschein, Stille, Einsamkeit, als wenn nichts geschehen wäre. Ich danke meinem Gott von Herzen, daß er nach sechs Tagen Sturmesnoth aus des siebenten Trübsal uns errettet hatte.

Sonntag, den 6. Oktober. Der Capitän las die Liturgie nach dem prayer book. Von den Passagieren, franken und gesunden, nahm fast keiner Theil und die Schiffsmannschaft erschien auch zum großen Theil wohl nur auf Ordre. Ich hatte auf dem Deck eine wunderschöne, stille Sonntagsrast.

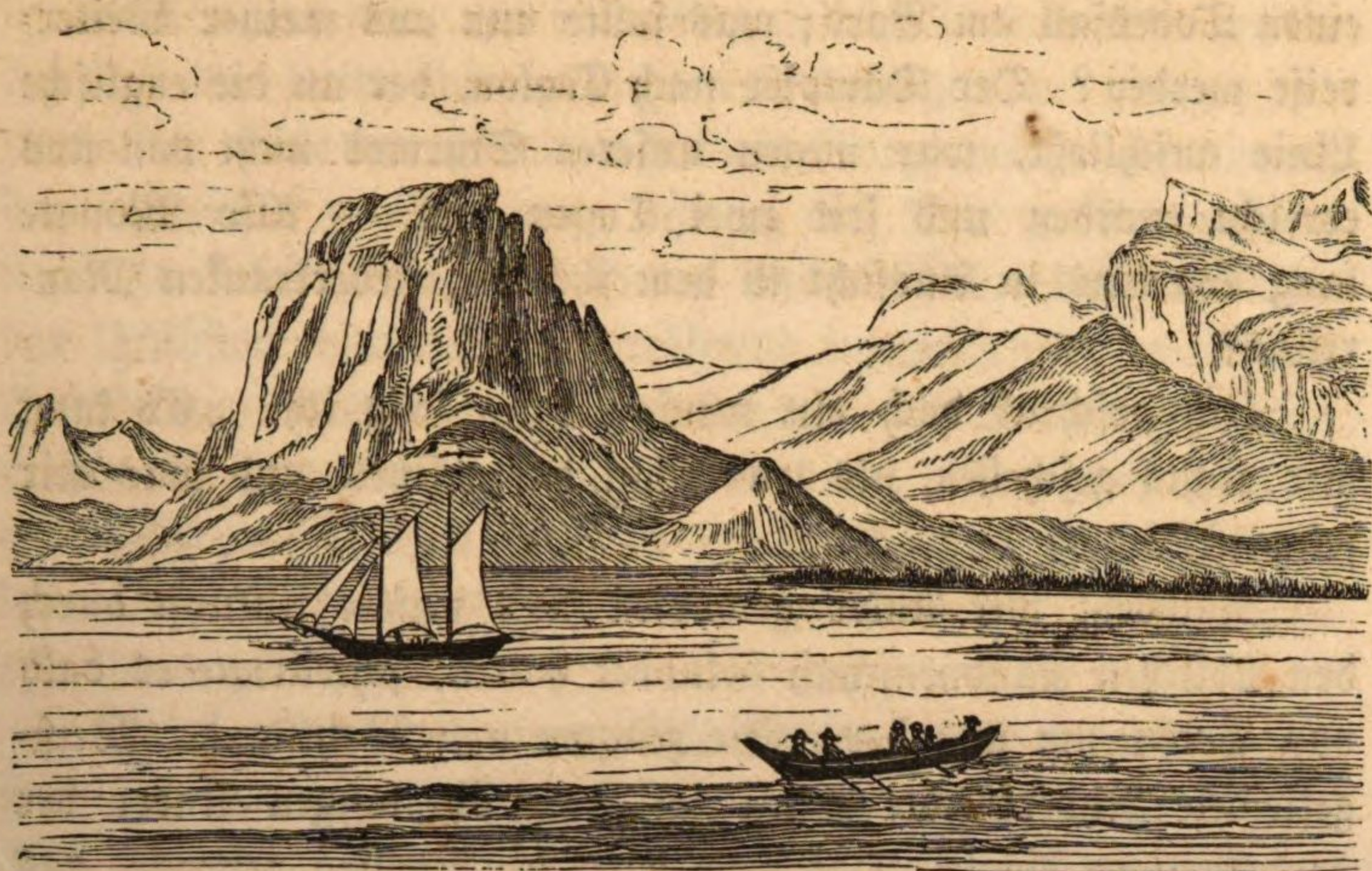
Montag, den 7. Oktober. Immer noch schönes Wetter, obschon schwacher Gegenwind. Ich las weiter in Fliedner und erquickte mich an meinen Aufzeichnungen aus der Bassuto-Märtyrerzeit.

Viertes Kapitel.

Ankunft auf Mauritius.

Dienstag, den 8. Oktober. Als wir aufstanden, sahen wir einen hohen Berg zur Linken. Es war die Insel Bourbon, deren höchste Berge Eis und Schnee tragen, und von unserm Capitän auf zehn Tausend Fuß Höhe angegeben wurden. Mir machten sie den Eindruck, als könnten sie höchstens sieben bis acht Tausend Fuß hoch sein. Bald darauf sah ich vor mir auch die Höhen von Mauritius, dies so heiß und lange ersehnte Ziel. Land! Land! Dem Herrn sei Preis und Dank!

In schöner, ebener Fahrt erreichten wir um zwei Uhr die ersten vorspringenden Felsen, deren Korallenriffe den Schaum hoch aufspritzen ließen. Aber noch hatten wir zwanzig miles weit die schöne Felsküste mit ihren Zuckerplantagen und weißen Häuschen am sanften Abhang entlang zu fahren. Der Küstenfaum zeigte immer neue, immer pittoreskere Felsgruppen mit ihren scharfen Zacken und grünen Wäldern.



Uferpartie von Mauritius.

Zu unsern Füßen wälzte sich eine ganze Heerde Delphine, vom Hai gejagt, so daß sie oft mit ganzem Leibe aus dem Wasser sprangen, um so schnell als möglich dem seichten Ufer zuzueilen.

So erreichten wir endlich den Hafen Port Louis, der von wilden Felszacken ganz eingeschlossen ist. Unter allen ragt der Pieterbott fast wie eine Säule steil empor und ein anderer hat die Gestalt eines aufgehobenen Daumens. Das Hafenbecken war voller Schiffe, hinter welchen sich amphitheatralisch die Häuser der Stadt, rechts die Landhäuser aus saftigem Grün emporhoben, während schöne Baumgruppen vorn den Meeresfaum begrenzen.

Ziemlich weit hinaus vor dem Hafen lag der französische Postdampfer „Le Mozambique“, der mich heimwärts bringen sollte. Erst auf dem „Dane“ hatte ich in Erfahrung bringen können, was mir in Natal kein Agent und kein Kaufmann zu sagen im Stande war — daß dieser Dampfer nicht vor dem achtzehnten dieses Monats weiter ginge.

Aber als wir uns nun diesem stattlichen Dreimaster naheten, — o wehe! da sahen wir die gelbe Flagge aufgehißt. Er lag in quarantaine, und die etwas herabgelassene Flagge bezeugte

einen Todesfall am Bord; was sollte nun aus meiner Weiterreise werden? Der Dampfer nach Ceylon, der an die englische Linie anschließt, war wegen unseres Sturmes nicht von uns erreicht worden und seit zwei Tagen fort. — Also Monate lang Wartens in Aussicht in dem theuren, fieberkranken Mauritius!

Ich erschraf doch ein wenig; dann sang ich: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen, und was mir felig ist“.

Nachdem wir Anker geworfen und unsere Ankunft durch den üblichen Kanonenschuß bekundet hatten, schwärmte es bald von Boten um uns her. Sie zeugten von Wohlstand. Weißgekleidete Ruderknechte zogen im Takt die langen Ruder der gondelartigen Boote. Das erste hatte den Lootsen gebracht, das zweite brachte den Doktor, vor dessen Entscheid keiner das Schiff besteigen oder verlassen durfte. Er brachte vom „Mozambique“ die Nachricht, daß am Bord die Pocken ausgebrochen wären und ein Passagier daran verstorben sei und daß er bis zum siebenzehnten in quarantaine zu liegen habe. — Allerdings keine sehr erfreuliche Nachricht. Indeß hatte ich doch die Aussicht, am achtzehnten wirklich abreisen zu können.

Da die Sonne unterzugehen begann, zog ich es vor, die Nacht auf dem Schiff noch zu schlafen, um die theuren Hotelkosten zu ersparen.

Wie ich so allein auf dem Schiffsdeck war, wehte von drüben ein penetranter Leichengeruch hinüber. Ich fragte und erfuhr, daß dort gerade dreißig Tausend Leichen der kürzlich am Fieber Gestorbenen begraben seien. Schon bedauerte ich, nicht an Land gegangen zu sein, und schloß die dem Kirchhof gewandten Fenster meiner Cabine; aber da wandte sich der Wind, und wir waren außer Noth. — Nur der „Dane“ war genöthigt, sofort folgenden Tages, in die Dock's zu gehen, um sich einer gründlichen Reparatur zu unterziehen.

Mittwoch, den 9. Oktober nahm ich früh eine Skizze vom Hafen. Dann kam zwischen acht und neun Uhr, der Verabredung gemäß, ein Passagier Mr. Rickwood, ein Angestellter

bei der Steuerpartie, der seine Bagage abholte und sich freundlich erbeten hatte, die meinige mit besorgen zu lassen. So freundlich hatte der Herr auch diese Sorge mir abgenommen, daß ich nichts zu thun hatte, als in das Boot zu steigen, ans Land zu fahren, und mit Herrn Rickwood bei dessen Mutter das Frühstück einzunehmen, während inzwischen dessen Diener Auspackung, Steuer &c. alles besorgten. Nach dem Frühstück wollte sich Herr Rickwood es nicht nehmen lassen, mich auf die Eisenbahn zu bringen, mittelst deren ich nach Powdermilles, dem Wohnsitz des Missionar Ansforges, unseres Landsmannes, zu fahren gedachte.

Raum waren wir einige Schritte gegangen, da rief er aus: Hier steht ja Mr. Ansforges Wagen; er ist hier in der Stadt! Wir gingen in das Haus, welches der Schwiegersohn von Herrn Ansforges, Mr. Prince, ein vornehmer Polizeibeamter, bewohnte. Von ihm erfuhren wir, daß Frau Ansforges in wenigen Minuten aus dem Seebad zurückkehrend, hinausfahren werde. So hatte ich denn kaum ein Viertelstündchen gewartet, bis Frau Ansforges, eine Schlesierin, ankam, die mich in dem eleganten Wagen mit hinausnahm nach dem anderthalb deutsche Meilen entfernten Powdermilles, damit ich dort — entfernt von dem Leichengeruch von Port Louis — die zehntägige Wartezeit in gastlicher Stille zubringen könnte! — So freundlich hatte auch hier der Herr für mich gesorgt.

Fünftes Kapitel.

Ein friedliches Ruheplätzchen.

Donnerstag, den 10. Oktober. Missionar Ansforge war ursprünglich von Vater Gossner nach Indien als Verwalter eines Waisenhauses gesandt, welches er bei seiner Ankunft bereits seit Jahren anderweitig besetzt fand. Rathlos, was zu thun, suchte er Hülfe bei engländischen Christen und schloß sich hernach der Mission der Engländer an. Dann kam er nach Mauritius und sammelte unter vielen Schwierigkeiten eine Zahl von Hindu-Waisen um sich, die er von seinem Gehalt (er bezog als Missionar der church society 350 Pfund Sterling) fleidete und nährte. Dies zog die Aufmerksamkeit des governor auf ihn, und derselbe machte aus diesen Anfängen ein öffentliches Waisenhaus, und stellte dessen Stifter mit so reichlichem Gehalt an, daß er auf seine Einkünfte als Missionar einstweilen verzichten konnte, ohne jedoch die Arbeit in der Mission abzugeben. Er hat, da die Auswanderung der Kuli bedeutend zugenommen hat, und die schwarze Bevölkerung auf zweihundert und fünfzig tausend Seelen zu veranschlagen ist, ein nicht unbedeutendes Missionsfeld, hat eine schöne gothische Kirche in Port Louis gebaut, und eine Gemeinde von mehreren hundert Seelen gesammelt. Sein Waisenhaus ist in eine alte französische Pulvermühle verlegt, (daher der Name Powdermilles), aber durch prachtvolle, schöne steinerne Gebäude bereichert.

Die Mission auf Mauritius ist inzwischen gut vorwärts gegangen. Ein englischer Bischof residirt auf der Insel, und etwa acht Stationen werden durch eine Anzahl evangelischer Missionare besorgt, abgesehen von den Arbeiten der Katholiken. Auch ein französischer Missionar arbeitet dort. — Dieses Powdermilles nun sollte das Asyl sein, wo ich in diesen nächsten zehn Tagen Rast und Pflege finden sollte, und so reichlich gefunden habe.

Heute, am Donnerstag, fuhren wir in die Stadt und besuchten einige angesehenere christliche Freunde, Kaufleute 2c., besonders auch den Bischof, der mit Wärme von den Missionsunternehmungen auf Madagaskar sprach. Er machte den Eindruck eines einfachen evangelischen Mannes ohne proselytische Hochfurchlichkeit.

Freitag, den 11. Oktober. Da ich stark fieberte, zog ich es vor, zu Hause zu bleiben. Ich ging durch die Gebäude der Anstalt, die mit englischer Freigebigkeit reich ausgestattet sind. Es waren über zwei hundert Knaben und achtzig Mädchen, die dort erzogen werden. Ich prüfte sie; — nun hatte ich wieder Kinder anderer Race vor mir. Die meisten waren Hindu, einige aus Madagaskar und wenige Kaffern. Ich fand die Hindu völlig verschieden von den Kaffern und Hottentotten, aufmerksam beim Unterricht mit sprechenden, schwarzen Augen, trefflich geschult, in der heiligen Schrift wohl bewandert. Es hat mir Freude gemacht, mit diesen Kindern mich (in englischer Sprache) unterhalten zu können, und ich merkte die deutsche gründliche Art, die so wohlthuend von dem englischen Formalismus absticht, sehr wohl heraus. Später prüfte ich sie im Beisein des englischen Hülfslehrers auch im Lesen und der englischen Sprache und im Rechnen und fand sie auch da gut geschult; namentlich im Rechnen übertrafen sie die Afrikaner; Dagegen sangen sie nicht schön —; obgleich mir die deutschen Melodien, auch minder schön vorgetragen, auf dieser fernen Insel des indischen Oceans ungemein lieblich in die Ohren klangen und ins Herz drangen.

Die Anstalt hat in den letzten Monaten auch unter der Seuche gelitten. Mehr als hundert Kinder sind dem Fieber erlegen und noch jetzt lagen etwa zwanzig daran krank. Fast alle Leute, die ich in Mauritius gesprochen habe, sind am Fieber mehr oder minder krank gewesen, auch Frau Ansförge, die soeben vier Wochen im Seebade sich erholt hatte.

Sonnabend, den 12. Oktober. Da mein Puls noch immer fieberhaft ging, blieb ich auch heute still zu Hause, und weil seit meiner Ankunft in Afrika ich mich mit dem Gedanken

getragen habe, ich werde zwar meine Aufgabe in Afrika vollenden, aber Europa gesund nicht wiedersehen, so nahm ich die Aufzeichnungen aus der Verfolgungszeit von Sekufuni vor, und brachte sie zu Papier, damit sie nach mir von Mauritius per Post abgesandt, als ein wichtiges Document unserer Missionsgeschichte gerettet werden möchten. Ich habe an drei bis vier Tage damit zu thun gehabt, da mich mein Fieberzustand hinderte, viel hinter einander zu schreiben.

Sonntag, den 13. October. Auf Bruder Ansforges Bitte hielt ich in seiner Kirche in Port Louis eine deutsche Predigt, die er Satz für Satz in das Hindu dolmetschte. Eine ziemliche Anzahl von Deutschen hatten sich eingefunden; es war die erste deutsche evangelische Predigt, die je auf dieser Insel gehalten worden ist, worüber Ansforge besonders glücklich war. Er hat sich vorgenommen, nun von Zeit zu Zeit auch den Deutschen deutsch zu predigen. Leider mußte Frau Ansforge, die während des Gottesdienstes tief bewegt war, nach demselben sofort nach Hause, weil sie von einem neuen heftigen Anfall des Fiebers gefaßt worden war.

Sechstes Kapitel.

Stille Erholungszeit.

Montag, den 14. October. Es ging mir wie in den letzten Tagen; immer matt und ohne Eßlust mit fiebrigem Puls; so lag ich auf dem Sopha oder ging ein wenig draußen; es war sehr heiß. Am Nachmittag fuhren wir eine halbe Meile weit zu dem botanischen Garten in Pampelmouffes. Hier fand ich das Großartigste, was ich je in botanischen Gärten gesehen habe.

Es gab dort zweihundert und siebenzig verschiedene Arten von Palmen, alle in imposanter Höhe; von einigen derselben waren lange Alleen und Wäldchen die aus kleinen Seen feenhaft auftauchten.

Unter ihnen war mir namentlich die Wandererspalmé merkwürdig, deren dicke Blattstengel, wenn mit dem Messer durchstoßen, etwa ein gutes Trinkglas voll klaren, frischen, trinkbaren Wassers ausströmen lassen. Der mit Herrn Ansorge befreundete Vorsteher des Gartens war so freundlich, einen Stamm anzuzapfen, so daß ich sehen und trinken konnte; — der Stamm stirbt nämlich hernach ab.

Ebenfalls merkwürdig war mir eine Wasserpflanze, deren Blätter wie ein Gewebe von Gaze — ganz durchsichtig — aussahen. Die Pflanze ist von Madagaskar herübergebracht und obgleich nur ein Exemplar vorhanden war, empfing ich zwei Blätter, eins für mich, eins für Bruder Ansorge in Berlin.

Dann sahe ich Zimmbäume in Blüthe, Muskatennuß in Blüthe und Frucht — ich erhielt einige derselben, und alle möglichen Südfrüchte; dazu prächtige Farrenkräuter, alles in trefflichster Ordnung schön arrangirt. — Es werden viele Tausend Pfund Sterling jährlich auf diesen Garten verwandt.

Auf der Rückkehr zeigte Br. Ansorge mir von weitem den Ort, wo das Denkmal von Paul und Virginie errichtet ist.

Dienstag, den 15. Oktober fuhren wir früh an den Strand, um ein Seebad zu nehmen. Der Weg war höchst interessant. Viele Palmen und andere südländische Bäume standen am Wege und in den Gärten. Der Weg war bedeckt mit Heiden aller Art, Chinesen, Kuli, Kaffern, Mohamedanern, Arabern in ihren verschiedenen Trachten. Ab und zu hatten die Hindu einen Altar mit Fahnen aufgerichtet wider das Fieber.

Der Strand war felsig, so daß wir mit Schuhen baden mußten. Er war mit schönen Korallen bedeckt, von denen wir einige aus dem Grunde hervorholten, um sie mitzunehmen.

Trotz aller dieser südländischen Einzelheiten aber hatte man doch nicht den vollen Eindruck des Morgenlandes. Die farbigen Menschen nämlich alle gehören der dienenden Klasse an, und die gentlemen, unter denen ziemlich braune Portugiesen und ziemlich dunkle Kreolen, gingen alle europäisch gekleidet.

Nach dem Seebad, durch welches ich mich wunderbar gestärkt fühlte, besuchten wir noch eine durch Br. Ansorge kürzlich

eröffnete Schule, welcher ein getaufter Hindu vorsteht. Br. Ansforgé nämlich hat mehrere Schulen eröffnet für eigene Mittel. Dann hat das gouvernement ihm hundert Pfund Sterling Entschädigung gegeben jährlich, und als er diese den Lehrern als Gehalt auszahlte, abermalige hundert Pfund Sterling, die er ebenso anzuwenden gedenkt.

Das Geld ist in den englischen Colonien sehr leicht flüssig. Während meines Dortseins veranstaltete die Frau des governors einen fancy fair (Bazar), eine Art Jahrmarkt, für die Zwecke eines anderen, bischöflichen Waisenhauses. Die vornehmsten Herren der Insel besuchten diesen Markt, auf dem die angesehensten Damen, als Lieferantinnen und Verkäuferinnen zugleich fungirend, jeden Gegenstand natürlich zu sehr hohem Preise verkauften, und auf diese Weise an einem Tage sechshundert Pfund Sterling (viertausend Thaler) lösten. Die Herren konnten sich dieser Pflicht nicht entziehen, weil dieser fancy fair, vom governor selbst eingerichtet, in dessen gastlichem salon lange Zeit Gegenstand der Conversation bleibt.

Für heute Abend war ein bible meeting ausgeschrieben, zu welchem der Bischof durch Br. Ansforgé auch mich eingeladen und zu einer Ansprache aufgefordert hatte. Das Bad von heute Morgen hatte mich genug erfrischt, so daß ich hingehen konnte. Es war für mich ein höchst interessanter Abend. Die Versammlung war in der Freimaurerloge. Wie hätte ich je gedacht, daß ich in einer Loge eine Ansprache halten würde.

Die Versammlung bestand aus der haute volée der Gesellschaft von Mauritius. Auf einer Erhöhung saß der governor als Vorsitzender, neben ihm der Bischof; neben diesem hatte man mir den Platz angewiesen; auf der andern Seite saßen zwei Secretaire. Der Jahresbericht war etwas sehr von Zahlen angefüllt. Der governor in seiner kurzen Eröffnungsansprache bezeichnete die Bibel als ein Hauptmittel der Civilisation. Der Bischof sprach herzliche, evangelische Worte der Ermahnung. Dann erzählte ich eine halbe Stunde lang von den Verfolgungen Sefukunis und der Kraft des Worts. Ich erndtete meine cheers und Getrampel (Zeichen des Beifalls).

Dann sprachen sechs bis acht Redner über das Thema, daß angesichts der Verheerungen des Fiebers jedes Mitglied sich verpflichte, seine Anstrengungen für das Bibelwerk im nächsten Jahre zu verdoppeln. Es kamen schlagende treffliche Mahnungen vor, daß nicht bloß die Geldbeiträge, sondern auch die Anstrengungen, die Bibel in eines Jeden Umgebung verstanden zu machen, verdoppelt werden möchten.

Der Bischof lud mich ein, bei ihm einen Tag auf seinem Landsitz zuzubringen. Ich sagte nicht unbedingt zu, weil ich abwarten wollte, ob er mir seinen Gegenbesuch abstatten würde, und ich dem englischen Prälaten nicht gern etwas von den üblichen Höflichkeitsformen erlassen wollte.

Mittwoch, den 16. Oktober. Da das gestrige Bad mir so wohl gethan hatte, nahmen wir heute ein zweites, was mir ebenfalls trefflich behagte. Dann hielt ich mich in der Stille.

Donnerstag, den 17. Oktober. Zu heute war eine kleine Rundreise durch die Insel mittelst der Eisenbahn (die 60 miles fährt) beabsichtigt. Frau Ansforg aber bekam einen so heftigen Fieberanfall, daß wir ihren Tod erwarteten. So mußte die Excursion unterbleiben. Das Bad erquickte mich heute auch nicht. Ich kam in meinen alten Zustand, und war froh, als ich meine Aufzeichnungen über Sefufuni vollendet hatte. Dann packte ich ein und hatte genug zu thun, so daß es mir recht lieb war, daß der Bischof mir seinen Gegenbesuch schuldig geblieben war, und ich also nicht hinaus brauchte zu ihm. Ich erfuhr am andern Tage, daß er in der Stadt mit seinem Wagen gewesen war, mich abzuholen.

Dritter Abschnitt.

Von Mauritius bis Tassa.

Erstes Kapitel.

Neue Reiseumgebungen.

Freitag, den 18. Oktober. Mit Frau Ansforgé ging es, dem Herrn sei Dank, etwas besser, so daß Br. Ansforgé mich in die Stadt geleiten konnte. Dort löste ich mein Billet, und aß bei Herrn Prince zu Mittag. Er hatte das Polizeiboot bestellt, welches am Nachmittag mit kräftigen Ruder-
schlägen mich zu dem Dampfer bringen mußte. Wir hatten fast eine Stunde zu fahren, so weit lag er draußen; aber die Wellen gingen nicht hoch. Im Hafen passirten wir ein abgetakeltes Schiff, das zur Kapelle eingerichtet war. Den Geistlichen hatte ich bei dem bible meeting gesprochen; er hatte mich zum Besuch auf dieses Schiff eingeladen. Ich wäre gern gegangen, aber ich war der Abfahrtszeit nicht ganz sicher, deshalb fuhr ich vorüber.

So war ich denn wieder auf dem indischen Ocean, auf dem großen, französischen Schiff. Heimwärts! heimwärts! So tönte es immer in meiner Seele, obschon immer mit dem Nebengedanken: Ob nach oben? oder nach der irdischen Heimath? — Nun es steht in Gottes Hand.

Der Abschied von Br. Ansforgé, welcher mit dem Policeboot nach der Stadt zurückkehrte, wurde mir fast schwer. Ich hatte so viel deutsche Liebe und Gastlichkeit gefunden — welche selbst über das Meer hin in Gestalt von allerlei mitgegebenen Sachen mich geleitete —, daß ich im Herzen die lieben Wirthhe segnete,

da ich nun wieder mich unter Fremden allein auf dem großen Dampfer fand.

Hier aber war alles ganz anders, als auf dem „Dane“. Die französische Nationalität hatte Gelegenheit, mit der englischen sich zu messen, und für diesmal kann ich nicht sagen, daß sie den kürzeren gezogen hätte, wenigstens was meine Person angeht. Alles war freundlich und entgegenkommend, die Kellner aufmerksam bis aufs kleinste, während die englischen steif und unfreundlich waren; im Umgang herrschte ein freier, aber anständiger Ton, und was die Beschwerden der Seereise betrifft, so war alles gethan, um dieselben zu mindern. Bankards wurden gezogen, so oft man bei Tisch saß, um die Hitze zu mindern, das Wasser wurde immer vom Eis herabgenommen zum Trinken, die Speisen waren vortrefflich und der Wein (rother aus Frankreich) wurde gegeben, so viel man trinken wollte. Auch außer der Zeit der Mahlzeiten empfing man, was man bedurfte, — und das alles ohne Schwierigkeit —, während ich auf dem englischen Schiffe eine Tasse Thee auf Deck nur auf ausdrücklichen Befehl des Capitains erhalten konnte, welcher seinerseits diesen Befehl erst dann ertheilte, als der Arzt ihm gesagt hatte, er halte das für absolut nothwendig.

Gleich beim Besteigen des Schiffs hatte ich die Bekanntschaft eines katholischen Geistlichen gemacht, der nach Palästina reiste. Mit diesem, einem großen, starken Manne, mit etwas vollkommen ausgebildeten Bauch, blühendem Gesicht, Priesterkleid und türkischem rothem Fes auf dem Kopf — sah ich mich also alsbald um fünf Uhr zum Diner vis-à-vis. Um fünf Uhr fiel der Kanonenschuß, die Küsten von Mauritius hüllten sich in dichte Luft.

Sonnabend, den 19. Oktober früh erwachend, sahen wir vor uns die hohen Felsgipfel von Bourbon (Isle de France, Reunion). Die Insel ist schön, grün, mit Thalgründen und Bäumen reich geschmückt. Die Hauptstadt St. Denys breitete sich im Halbkreis malerisch vor uns aus; eine mächtige Kaserne mit breiter Front und einige Kirchen stachen in ihrem blendenden Weiß lieblich gegen den grünen Hintergrund ab.

Zwei französische Kriegsschiffe, eine Fregatte und eine Corvette, lagen im Hafen; sie heizten und gingen dann vor uns ab, um Kohlen aus einem nahen Hafen zu holen. Gegen Abend kamen zahlreiche Boote zu zwölf Ruderern; eins brachte mir leider auch einen Gefährten in meine Kajüte, die ich bis dahin allein gehabt hatte. Indes war Mr. Olivier ein ganz angenehmer Mann, mit dem ich gute Gesellschaft gehalten habe. — Auch kam ein älteres Ehepaar, Mr. Pajot und Frau, angesehene Leute von Reunion auf das Schiff. Sie waren sehr liebe und angenehme Gesellschafter, brachten auch ein Paar sehr bequeme Lehnstühle mit, die mir später in meinem Unwohlsein treffliche Dienste geleistet haben.

Um zu sparen, hatte ich ein Billet zweiter Klasse genommen. — Es kostete mich allerdings einige Ueberwindung, da von Mauritius aus jeder Ladendiener erster Klasse fährt. Es war aber elf Pfund (75 Thlr.) Unterschied, die mir wichtiger waren, als während der neunzehn Tage etwas Entbehrung und Zurücksetzung in der Gesellschaft. Aber dies kleine Opfer hat der Herr freundlich angesehen, indem ich in der That so bequem und angenehm gereist bin, wie in keinem englischen Schiffe auf der ersten Klasse.

Die französischen Schiffe dieser Linie nämlich haben eine wohleingerichtete zweite Klasse, mit guter Cabine, trefflicher Bewirthung und aller Bequemlichkeit, so daß man selbst den Pavillon besuchen darf, darum es mir allerdings zumeist zu thun war. Nur der Salon erster Klasse darf von den Passagieren der zweiten nicht betreten werden, was indes nicht viel ausmacht, da die Gesellschaft beider ersten Klassen doch für gewöhnlich oben auf dem Pavillon sich zusammenfindet.

Hier aber wurde ich mit einer Aufmerksamkeit behandelt von Allen, als sei ich eine hervorragende Person unter den Passagieren. Br. Anforge hatte mich als Mr. l'évêque bezeichnet, und so wurde ich denn in der ersten Zeit als Monsignore c. titulirt, bis mir nach 24 Stunden die Sache fatal wurde, und ich mich als simple pasteur decouvrierte.

Aber trotzdem dauerte dieselbe Aufmerksamkeit fort. Der

richtige Katholik fand in meiner zurückgelegten afrikanischen Reise ein solches parfait bon oeuvre 2c., daß man mir auf alle Weise Achtung und entgegenkommende Freundlichkeit zuwandte. Mr. Bajot stand von seinem Lehnstuhl auf, um ihn mir zu offeriren, so oft ich auf das Deck kam, Mrs. Bajot, die unten im Salon Clavier spielen wollte, sandte erst, da sie sah, daß ich etwas schlief, einen englischen Offizier zu mir, um zu fragen, ob es mich auch nicht störe, wenn sie unten spielte. Ein andermal des Sonntags fragte sie mich, ob ich auch Anstoß daran nähme, wenn sie heute, als am Sonntag, übte. Ein andermal drängten sie, als sie sahen, wie ich fiebrißch leidend war, mir den Arzt auf, der meinen Zustand untersuchen sollte; auch die französischen Offiziere waren überaus artig und entgegenkommend, hielten mir das Blatt im Winde, wenn ich zeichnete 2c., kurzum ich wurde mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Die Küche aber wurde durch einen geschickten französischen Koch so reichlich bedient, daß bei den beiden Mahlzeiten (dejeuner um 9½ Uhr und diner um 5 Uhr) wohl 6—8 Mal die Teller gewechselt wurden zu allerlei Braten, Gelée, Austern, Kuchen, Ananas, Bananen, so daß man lange nicht von allem essen konnte, und die eine Schüssel, welche die erste Klasse mehr empfing, ohne Entbehrung mißte.

Das alles hatte ich freilich vorher nicht gewußt, sondern hatte nur die zweite Klasse der englischen Dampfschiffe in Erinnerung, welche man füglich nicht benutzen kann. Um so angenehmer wurde ich hier überrascht, und würde, hätte ich das alles nachher erst gesehen, mich über die unnöthige Ausgabe der 11 Pfund sicher verdrossen haben. — Nicht wenig trug übrigens zu der Aufmerksamkeit, die mir die Gesellschaft bezeugte, die Haltung unseres katholischen Geistlichen bei. Derselbe war ein den Gebräuchen und Doctrinen seiner Religion völlig ergebener, in seiner Weise eifrig frommer Mann, der aber in seinem äußeren Benehmen sich nicht in den Schranken zu halten wußte. Sein lebhaftes Interesse für Speise und Trank ließ er in Wort, Geberde und Werk etwas hervortretend erkennen, sein Angesicht erglänzte bei der Speisefarte und nach

dem reichlich genossenen Wein, dem er auf eigene Kosten noch einen Cognac zufügte. Nachdem er sich vor Tische pflichtmäßig bekreuzt hatte, hieb er mächtig ein, lachte und sprach jovial, und sprach mit zwei im übrigen anständigen französischen Offizieren, die aber durchaus nichts von Glauben hatten, in ihrer Tonart, — ab und zu sogar an laze Späße streifend. In Bezug auf eheliche Verhältnisse der Priester scherzte er, und in Bezug auf einen Mann, der sich, weil er als Kassen-defraudant ertappt war, ermordet hatte, äußerte er ganz entriistet, das wäre doch in der That große Thorheit, mit 500,000 Frs. gestohlenen Geldes in der Hand sich zu morden; warum denn der Narr nicht rechtzeitig nach Indien gegangen sei.

Hatte der Wein die Zunge gelöst, so kamen auch wohl andere Späße zum Vorschein, über die er belacht wurde und herzlich mitlachte; er sprach von einer madame l'évêque und behagte sich darin, zu erzählen, wie er bei Ausrüstungen sich zwar nicht seine Flasche Champagner in das Haus direct ausgeben habe, aber doch gesagt habe: „Sie werden doch Ihren Kuchen nicht allein essen.“

Die ersten paar Tage ging das ganz gut. Man lachte und scherzte: dann machte man sich über den Mann lustig, was ihn indeß, da er ziemlich zungenfertig zur Antwort und entsprechend dickfellig war, nicht sehr genirte. Indeß bald verlor man gegenseitig die Achtung vor einander. Inzueheim flüster-ten mir die Offiziere ins Ohr, das sei ein ganz weltlicher Priester, ich sollte doch nur ja nicht denken, daß sie alle so seien, während ebenso heimlich der Geistliche mir ins Ohr flü-sterete, diese Offiziere seien Menschen, die von der Religion nicht mehr verständen als ein Vieh.

Bei Tisch war man aber in der Unterhaltung völlig ein Herz und eine Seele. Der geistliche Herr erzählte mit Begei-sterung von dem trefflichen Geschmack mancher Speisen, z. B. einer Art Fledermäuse, die man in seiner früheren Heimath zubereite: „on fait des merveilles de ces chauve-souris.“ (Man thut Wunder mit diesen Fledermäusen.)

Als ich wegen meines Unwohlseins, anstatt mich vom Doctor vergiften zu lassen, einfach Diät hielt und von all den herrlichen französischen Leckereien nichts genoß, als zwei Mal Suppe und etwas Brod, da konnte sich der feiste Herr nicht halten, sondern rief mit strahlendem Auge aus: *je vous admire!* (ich bewundere Sie!) — Im Uebrigen hielt der fromme Herr seine Gebete mit aller Regelmäßigkeit. Er hatte einmal sein Breviarium auf dem Tisch liegen lassen. Als er nun eine Weile sich entfernte, und ich ihm dasselbe nachbrachte, antwortete er: „Nein, ich werde noch darin lesen!“ — „*je n'ai pas encore fini ma tâche!*“ (ich bin mit meinem Pensum noch nicht fertig.) Wenn er dann auf Deck in schnellem Schritt auf- und abging und halblaut vor sich las, dabei rechts und links blickte, und gleich nachher die weltlichsten Dinge sprach, da mußte man allerdings angeborenen Priesterrespekt zu Hülfe nehmen, um devot zu bleiben. Oder wenn er Abends herauskam aus seiner Cabine und dem Offizier sagte, ich habe eben meinen Rosenkranz gebetet, ich habe zwei gebetet, einen für mich, den andern (mit galanter Verbeugung) für Sie! so konnte es nicht wundern, daß die Schranken der Etikette zu wanken begannen. Das alles aber kam mir zu Gute; man wollte zeigen, daß man das Amt von der Person unterscheide, und bezeugte mir im Gegentheil hervorragende Achtung.

Außer dem geistlichen Herrn waren noch drei geistliche Personen an Bord, eine Nonne und zwei Novizen der *soeurs grises*. — Die Nonne war ihrem Aussehen nach eine vollendete Heilige. Ihre Photographie würde als *Sancta Felicitas* oder *Sancta Simplicitas* gelten können, wenn man einen Heiligenschein darum abgebildet hätte. Diese kleine Person mit einem wirklich resignirten Heiligenangesicht, wenn sie die halbverklärten Augen nach oben schwimmen ließ, hätte mich, wenn ich nicht zum Portraitmalen völlig untauglich wäre, sicherlich zu einer heimlichen Skizze veranlaßt. Dabei saß das arme Ding den ganzen Tag mit ihrem Rosenkranz und Breviarium, sicherlich überzeugt, daß sie auf diese Weise einen ganzen Vorrath guter Werke aufhäufe. Ihr Angesicht änderte den starren, unbeweglichen Heiligenglanz nur zu gewissen Stunden. Das waren

die Stunden des Essens. Da kamen beim Anblick und Genuß der herbeigetragenen Speisen und Getränke ganz weltlich fröhlich bewegte Züge zum Vorschein, und auch die Zunge löste sich zu ganz gewöhnlicher Heiterkeit, obgleich auch diese Stunden bisweilen durch halb nach oben gebrochene Augen geheiligt wurden. Späterhin erfuhr ich, daß die Nonnen in den Klöstern in diesem nach oben verschwimmenden Heiligenblick geradezu unterwiesen werden.

Die beiden jüngeren Nonnen trugen erst das Novizenkleid, sprachen auch hin und wieder. Die eine schien eine recht tüchtige, gute, gesunde Krankenpflegerin werden zu können; sie hatte den gesunden Ausdruck eines tüchtigen Frauenzimmers; die andere war blaß, schwächlich, ungemein lieblich in Wort und Geberde, ein naives, freundliches Mägdlein von achtzehn Jahren, um die es mir fast Schade zu sein dünkte, daß sie ein selbstgewähltes Gelübde jetzt schon ablegen sollte, ohne abzuwarten, ob der Herr sie nicht zu einem herrlicheren Stande als den einer Nonne gebrauchen wolle.

Zu diesem würdigen Ehepaar Bayot, den beiden Offizieren, Mr. Coince und Ber, dem geistlichen Herrn und den *socurs grises* kam noch ein Mr. Ollivier, ein Secretair, mein Cajütengenoss, ein ganz angenehmer, gutmüthiger Gesellschafter; das war die Umgebung, in der ich von Bourbon weiterreiste.

Wie sehr wir Deutschen als fleißige Leute in Achtung stehen, bekundete der eine Offizier, der, als ein Anderer beim Anblick meiner vielen Skizzen meinen Fleiß bewunderte, antwortete: „Mais avez vous jamais vu un Allemand, qui eut perdu son temps?“ (Aber haben Sie jemals einen Deutschen gesehen, der seine Zeit vergeudet hätte?)

Die Fahrt ging trefflich vorwärts mit günstigem, nicht zu starkem Winde, der die Hitze mäßigte; ein kleiner Sturm am 22. Oktober ging bald vorüber.

Zweites Kapitel.

Fahrt über den indischen Ocean.

Mittwoch, den 23. October mußten wir die Maschine langsamer gehen lassen, weil wir uns den Seschellen nahen, in deren Nähe das Meer voller Klippen ist, wo man also nicht gern bei Nacht fährt. Abends um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr hielt die Maschine ganz an, bis 4 Uhr; um 7 Uhr hatten wir

Donnerstag, den 24. October diese allerliebste Inselgruppe erreicht. Rechts und links tauchten größere oder kleinere Eilande, meist felsicht und kahl, die größten aber schön bewachsen, aus dem indischen Ocean hervor. Die größte, mit dem kleinen Dertchen Port Mahé, glich einem kleinen Paradies. Aus den scharf und schön gezackten hohen Berglinien liefen grüne Schluchten und Waldabhänge hinab, während der Meeresrand mit Cocospalmen umsäumt war. Leider konnte ich mich des Anblicks nicht lange freuen. Ich mußte hinunter in meine Kajüte, weil mein Fieber mich wieder erfaßte; ich lag dort ganz stille, bis das Schiff weiter ging und ich dann nur noch einzelne der kleinen Inseln schaute, durch welche wir uns wanden.

Von den Seschellen hatten wir einen Passagier aufgenommen, der nicht eben zur Hebung unserer Gesellschaft diente. Es war ein französischer greffier (Geheim-Sekretair), der wenig Geist, etwas Witz und viel Zungenfertigkeit besaß, und alsbald unsern geistlichen Herrn zum Gegenstand seiner sarkastischen Spöttereien machte, und als dieser ihm ernst entgegentrat, sich als Verehrer des être suprême (höchsten Wesens) fundgab. Durch die unziemlichen Späße, die er über den Priesterstand machte, nöthigte er endlich den geistlichen Herrn dazu, daß er mit emporgeworfenem Haupt, vorgestrecktem Unterleib und gemessenem Schritt in würdiger Haltung sich entfernte, während der gewandte Weltmann mit einer Mephisto-Miene die Zunge

hinter ihm ausstreckte. Durch dies Intermezzo war der gute Ton in der Gesellschaft eine Zeit lang gestört; und ich hielt es gerathener, die zuvorkommende Artigkeit des greffier kühl ablaufen zu lassen, weil ich nicht wissen konnte, ob sie nicht die Einleitung zu ähnlichen Scherzen bilden sollte.

Unser geistlicher Herr aber, den ich in seiner gutmüthigen Weise ganz gern halte, ging nun, von der Gesellschaft etwas getrennt, häufiger mit seinem Breviaire oder Thomas a Kempis zc. auf und ab, hier und da erzürnte Blicke auf den Spötter werfend, von welchem er mir ins Geheim vertraute, daß er ihn als völlige Canaille ansehe. Seine Geselligkeit litt indessen diese Abgeschiedenheit nicht lange. Er mischte sich wieder in die Conversation, tadelte unziemliche Bemerkungen, ließ sich aber von demselben Spötter bald darauf mit einem Cognac bedienen, bis endlich eine offene Spöttelei über das Wunder des h. Januarius die Sache zum Ausbruch führte, so daß der Priester den Spötter öffentlich einer langue bête (viehischen Zunge) beschuldigte, und am folgenden Tage seinen Platz am Tische der Nonnen aufschlug. Doch fühlte er sich da sichtlich nicht ganz heimisch, da seine heitere Natur lebhaftere Unterhaltung verlangte, so daß er oft mit einiger Sehnsucht nach den übrigen Tischen hinüber schaute.

Immerhin war so viel gewonnen, daß sowohl der geistliche Herr (den ich in seiner naiven Weise, trotz aller seiner Schwächen, immer lieber gewann), als auch die übrige Gesellschaft hinfort etwas gehaltener waren.

Der weitere Verlauf unserer Seereise bot nichts Sonderliches dar; viele fliegende Fische — ab und zu etwas stärkerer Wind und Schwanen des Schiffes, die Unterhaltung fast ganz in den Händen des zungenfertigen greffier, durch welchen leider auch die Offiziere sich zu unziemlichen Späßen oder Lachen hinwegreißen ließen. Dann etwa ein Gang durch die bunte Bevölkerung des Schiffes, dessen Mannschaft aus Franzosen, Arabern, Mozambikern, Creolen, Chinesen zusammengesetzt war, dann die Lektüre eines Buchs aus der Schiffsbibliothek, das Clavierspiel der sehr geübten Mme. Bajot — das ungefähr

waren die Mittel, durch die man die Langweiligkeit einer ebenen Fahrt durch den indischen Ocean sich zu zerstreuen versuchte.

Mir fiel dabei ein Rapport der katholischen Propaganda und einer über eine Art Kinder-Propaganda „oeuvre de la sainte enfance“ (Werk der heiligen Kindheit) in die Hände, welche mir allerlei zu denken gaben. In dem ersteren wurden alle möglichen Ablässe, volle und hunderttägige verheißen, je nach der Höhe der beigesteuerten Summe, und den Priestern, welche etwa regelmäßige Collekten einbrächten, wieder besondere Priestervorrechte verheißen, „fünf Mal das Recht des privilegierten Altars“ für den, welcher 2600 fr. sammelt, „das Recht die brigittinischen und apostolischen Indulgenzen zu ertheilen“ für den Priester, der 260 fr. auftreibt.

Ich ließ mir durch den geistlichen Herrn diese Bestimmungen näher deuten: Aller Ablass wird nicht für die göttlichen Zornstrafen ertheilt; man kann von Gottes Seite Vergebung haben, und muß dennoch die zeitlichen Strafen, welche die Kirche über die Sünde verhängt, büßen. Diese bestand früher in allerlei Entziehungen der geistlichen Güter, Ausschließung vom Abendmahl, der Predigt &c. (z. B. für den Ehebruch sieben Jahre). Obgleich nun diese kirchlichen Censuren in neuerer Zeit mehr oder weniger aufgehört haben, so hat die Kirche doch das Recht, von denselben zu dispensiren, nicht aufgegeben. Dies Recht beruhte darauf, daß man die genannten kirchlichen Censuren durch eine bestimmte Summe Geldes oder guter Werke ausgleichen und zu dem Ende auch den Schatz der überzähligen guten Werke der Heiligen mitbenutzen konnte. Wenn nun heute auch keine kirchlichen Censuren geübt werden, so existirt doch noch das Maaß der guten Werke, welches einer bestimmten Zeit kirchlicher Censur gleichkam. Dadurch, daß man nun Ablass auf 100—300 Tage erhält, gewinnt man zu seinem Vorthail solchen Schatz guter Werke, als der gedachten Zeit Kirchenstrafe aequivalent ist, und dieser Schatz ist um so werthvoller, als er nicht nur der eigenen Seele, sondern auch andern Seelen im Fegefeuer zu Gute kommt; „vollkommener Ablass ist geeignet, um allen Kirchenstrafen eines ganzen Lebens Genüge zu leisten.“

Den „brigittinischen“ Ablass, sowie den apostolischen, bezeichnete der geistliche Herr als so unbestimmt begrenzt, daß er selbst nicht genaue Auskunft geben könne darüber. Doch äußerte er, der eine derselben gebe die Macht, die Seele am nächsten Sonnabend nach dem Tode aus dem Fegefeuer zu bringen. Wer also fünf Mal wöchentlich den privilegierten Altar hat, kann wöchentlich fünf Seelen aus dem Fegefeuer bringen. — Aller vollkommener Ablass aber, hieß es weiter, hat nur unter der Voraussetzung Kraft, daß mit demselben völlige Buße und Enthaltung von der Sünde verbunden sei.

Auf die Frage, ob er glaube, daß irgend ein Mensch diesen Bedingungen entspreche, antwortete der geistliche Herr, er glaube es nicht. Und auf den Einwurf, daß ja dann diese ganze Ablasssache eine Farce sei, entgegnete er, ja, dazu sei es eben eingesetzt, daß man den „vollkommenen Ablass“ nicht einmal, sondern so oft man wolle, erwerben könne! (!!)

In ähnlicher Weise wie die Propaganda die Großen, suchten die „Kinderberichte“ die Kleinen zum Geben und Beten zu reizen. Die armen Würmer wurden da immer als zelateurs und zelatrices (Eiferer und Eiferinnen) bezeichnet, und mit den größten Lobhudeleien überworfen für jeden einzelnen kleinen Zweigverein, um nur recht viel zu erpressen. In China wird denn dies Werk ebenso mechanisch betrieben, indem nach den Angaben des Berichts in einzelnen Stationen bis zu 35000 Kinder im Jahr getauft sind. — Nämlich man tauft die dem Tode nahen Kinder und Erwachsene ohne Unterweisung, so daß am Schluß des Jahres von den 35000 in demselben Getauften alle, bis auf einige Hundert als bereits wieder gestorben angegeben wurden.

Das sind die Mittel der katholischen Mission, von welcher so viel Aufsehens gemacht wird. Der geistliche Herr bezeichnete mit sichtlichem Behagen das Werk der Propaganda als ein „ausgezeichnetes Werk“, „denn es bringe jährlich vier Millionen Francs zusammen.“ Da der Ablass bei den Erwachsenen durch die nächste Communion erst kräftig wird, so hat man sich bei den zelateurs-Kindern damit zu helfen gewußt, daß, da sie noch nicht communiciren dürfen, irgend ein vom Priester

zu bestimmendes „gutes Werk“ die Stelle der Communion vertreten könne, und also der Ablass auch den Kindern (die übrigens meist als „unschuldige“ bezeichnet werden) ertheilt werden könnte.

Auch an dem Marien-Cultus hielt unser geistliche Herr (mit Einschluß der immaculata conceptio [unbefleckte Empfängniß]) völlig fest. Er erzählte, daß (einer alten Mönchsüberlieferung zufolge) schon Elias in der bekannten kleinen Wolke am Carmel ein Bild von Maria gesehen habe, und daß in Folge dessen Mönche auf dem Carmel schon zur Zeit der Juden eine Art prophetischen Mariencultus geübt haben. Joh. 2, 4 erklärte er als einen Beweis von der großen Macht der Maria; Christus habe in dem Gefühl, nun herangewachsen zu sein, das Joch der mütterlichen Autorität eben hier abschütteln wollen, als er sprach: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen,“ sie aber habe in dem Bewußtsein, alles über ihn zu vermögen, gleich von vorn herein gewußt, er werde sich besinnen und dennoch thun, was die Mutter ihm sagte, und deshalb habe sie sofort den Dienern geantwortet: „Was Er euch sagt, das thut!“

Bemerkenswerth ist aber doch bei allem dem die äußerliche Autorität des geistlichen Standes. Selbst diesem geistlichen Herrn gegenüber, den sie doch gelegentlich in der Aufregung zu beleidigen sich nicht scheuten, wagten die Offiziere nicht leicht, bei ruhigem Blute fest aufzutreten oder ihre wahren Gedanken zu offenbaren. Sie waren oft sehr unwillig, hielten auch nicht inne mit ihren Worten, aber sie erkannten doch bei alledem in dem Priester, der im Gefühl seiner Würde gemessen auf- und abging, eine höhere Autorität.

Dienstag, den 29. Oktober erblickten wir früh Morgens das Cap Guardafui ganz in der Nähe — schöne, steile, hohe Felsen, aber ganz ohne Baumwuchs, dagegen große, angewehrte Dünen in den Felsklüften und am Ufer. — In der Nähe sahen wir einen arabischen Buter, ein großes Segelboot, welches auf uns zufuhr, weiterhin zwei andere. Waren es Seeräuber? Bewohnt ist die Küste nicht, und weit hinauf sind dort nur Nester von Wilden. Mit unserem Dampfer hatten

wir das Boot bald aus dem Gesicht verloren. — Am Abend entdeckte ich zu meiner Freude zum ersten Mal sicher das Bild des kleinen Bären und den Polarstern darin.

Drittes Kapitel.

Ein Blick nach Arabien hinein. Aden.

Mittwoch, den 30. Oktober. Wir begegneten immer mehr der arabischen Boutres und konnten sie auch aus der Nähe beobachten. Sie sind ungeschickt gebaut, hinten hoch, vorn niedrig, fast wie die alten römischen Schiffe, haben eigentlich nur einen Mast, denn der kleine vordere dient nur der langen Segelruthe, die an der Spitze des Mastes befestigt ist, zum Stützpunkt. An der Segelruthe wird das Segel, je nachdem der Wind es erfordert, entweder dreieckig spitz nach oben, oder viereckig wie unsere Segel aufgespannt. Es wird dies auch als Probe arabischer Kühnheit angegeben, daß die Leute mit diesen Schiffen weit — bis nach Bombay — fahren. Ob nicht Salomos Schiffe gerade so ausgesehen haben mögen?

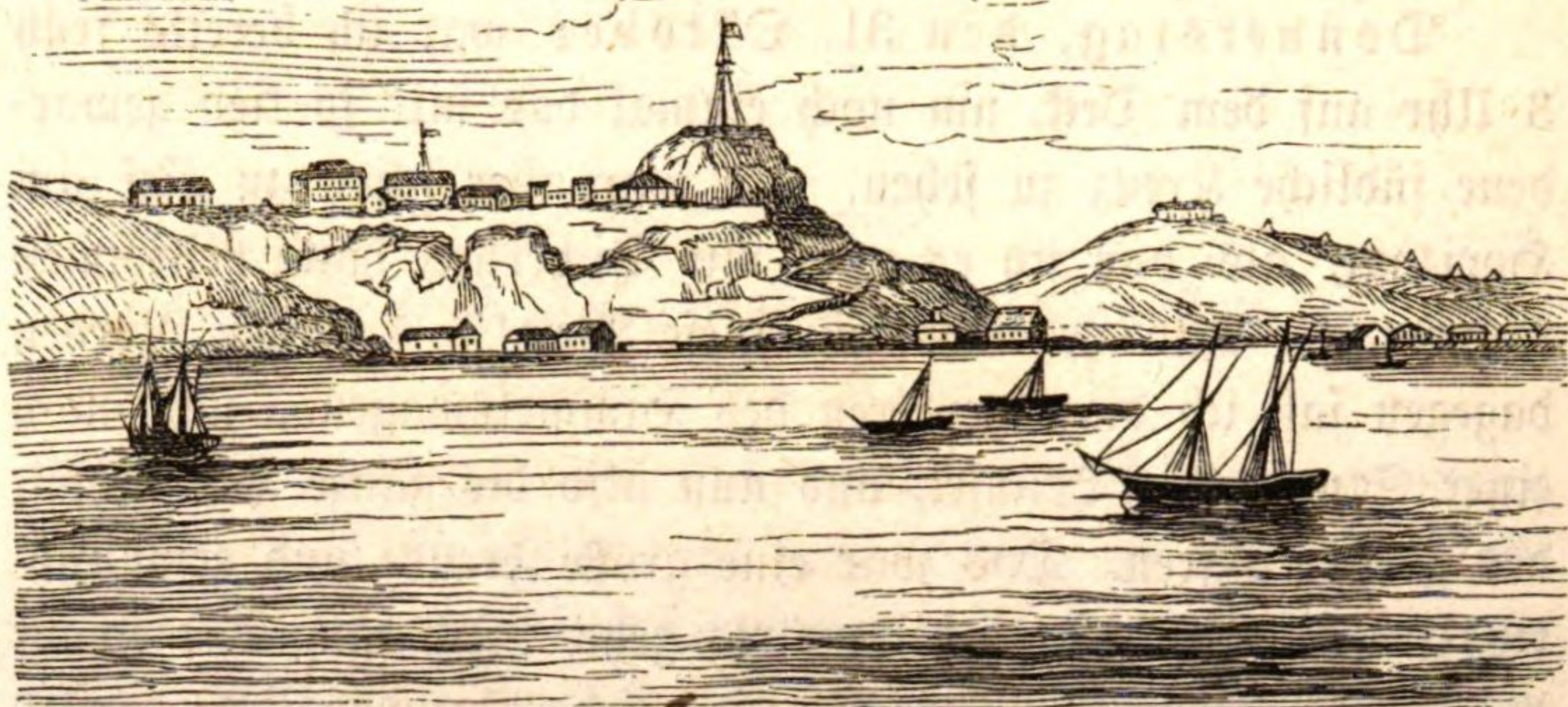
In den Andachtsbüchern des geistlichen Herrn blätternd, fand ich kleine gedruckte Zettelchen mit alten sehr schönen evangelischen Gebeten; — darunter freilich auch den katholischen Zusatz, daß, wer diese Gebete so und so oft, dann und dann bete, dafür 100 — 300 Tage Ablass erlangen könne. So verderben sie selbst den goldenen Segen ihrer alten wahren Traditionen. Dem guten geistlichen Herrn aber schien es gar nicht recht gemüthlich bei den grauen Schwestern. Er genirte sie in ihrer traulichen Unterhaltung und sie ihn. Uebrigens wurde er mir doch täglich lieber, er scheint ein aufrichtiger, wahrer Mensch zu sein, der durch seine priesterliche Erziehung und zwanzigjährige Gewohnheit von dem Glauben der römischen Kirche überzeugt, im Uebrigen sein Leben sich so nützlich und angenehm als möglich zu machen bemüht ist und deß kein Hehl

macht. Er konnte den Spöttern gegenüber mit Ernst geltend machen, daß Gott sich in Christo geoffenbaret habe, und wagte der französischen Umgebung zum Trotz ohne Scheu seine antinapoleonischen Sympathien darzulegen.

Donnerstag, den 31. Oktober war ich bereits früh 3 Uhr auf dem Deck, um noch einmal das mir so lieb gewordene südliche Kreuz zu sehen. Es war aber schon zu tief am Horizont, als daß ich es noch mit Sicherheit hätte bestimmen können. — Also Lebewohl für diese Welt! — Gegen Norden dagegen sah ich die vier Arme des Himmelswagens, und nach einer Stunde die Deichsel, und nun also die ganze Herrlichkeit des großen Bären. Das war eine große Freude und erwünschtes Unterpfand, daß es heimwärts gehe. Ich sang das so oft auf der Reise in meinem Herzen wiedertönende Lied: „Ich wollt, daß ich daheim wär, und aller Welt nicht diene mehr!“ und jubelte darüber in meiner Seele. Dann mich umsehend gewahrte ich neben mir eine große Felsklippe mit einem Leuchtfener, welches die unmittelbare Nähe von Aken befundete. Um den Felsen biegend, erblickten wir dann bald mehrere Lichter, hoch und niedrig; ein Blitz und ein Kanonenschlag sagte uns, daß wir gesehen seien und daß der Lootse komme. Bald darauf schwamm es im Wasser wie ein Glühwurm, ich dachte, es sei ein elektrischer Fisch; Ruderschläge belehrten mich, daß es die grüne Laterne des Lootsenbotes sei, welches auch sofort anlegte und unser Schiff zwischen den auf dem Wasser schwimmenden Leuchtsignalen hindurch bis an den Ort brachte, wo wir Anker warfen.

Im Osten schimmerte die Morgendämmerung. Ich legte mich ermüdet ein wenig nieder. Dann wurde schnell Kaffee getrunken und es ging an Land.

Eine Reihe größerer und kleinerer Häuser, Hotels, Mäuth, Polizei, einige Consulate, Kohlenfacturen waren alles, was man hier sah. Hinter den Häusern erhoben sich die kahlen, nackten Felsen von Arabien, auf denen kaum hier oder da ein Grassalm oder kleiner Strauch zu finden war. Aber lange Reihen von Kameelen und Eseln sagten uns, daß wir in Asien waren.



A d e n.

Wir nahmen (mein Cajütengenoss Olivier und ich) einen Einspanner und fuhren in die Stadt. Der Weg führte am Strand entlang durch dürre Wüste, rechts ein großes, arabisches Dorf, auf dessen Dächern und Hütten eine Menge Geier und Falken hauste, — die zu vielen Hunderten dasitzend, sich durchaus gar nicht stören ließen. Weiter führte uns der Weg hoch hinauf auf einen Fels Hügel, welcher mit Befestigungs werken stark bespickt, ja zum Behuf besserer Vertheidigung mitten durch geschnitten war, so daß der Weg durch ein künstliches, aber hoch überbrücktes Felsenthor führte. Sobald wir dasselbe passirt hatten, sahen wir unter uns im Thal, von schroffen, kühnen Felsen umgeben, zum Theil auf Fels hügeln erbaut, die eigentliche Stadt Aden, die in raschem Aufblühen begriffen ist.

Ein kühnes Unternehmen, mitten in dieser Wüste, wo es bisweilen Jahre lang keinen Tag regnet, wo auch kein Tropfen Quellwasser ist, wo nichts wächst, kein Baum, kein Strauch, — es sei denn, daß man in den Felsen ein Loch grabe und mit Erde ausfülle, — eine Stadt anzulegen, wo Tausende von Menschen, Hunderte von Cameelen und Eseln und Pferden nur von dem Leben, was weither über das Meer gebracht ist. —

Gegen den Wassermangel schützen große Destillir-Anstalten, die das Seewasser trinkbar machen; vornehmlich aber eine riesenhafte Cisternen-Anlage in den Felsen oberhalb der Stadt.

Wir fuhren durch die letzere, sahen auf dem Bazar Käufer und Verkäufer neben den rastenden Kameelen, sahen die bunte Bevölkerung von Abyssiniern, Arabern, Juden, Europäern in ihren verschiedenen Trachten; aber mehr als alles erstaunten wir über die Cisterne. Man hat die zerklüfteten Felsen mit Mauern verbaut, das ganze in Terrassen gelegt, daß man zu dem Wasserstande zu Fuß gelangen kann, und auf diese Weise ungeheure Wasserbecken geschaffen, deren Vorrath für Jahre genügt. Die Anlagen selbst sind mit vielem Geschmack ausgeführt, zwischendurch überall kleine Fleckchen mit Erde ausgefüllt, so daß man mitten in der Wüste Gärten hat und den kühlen Duft der Bäume genießen kann.

Als wir zum Schiff zurückkamen, fanden wir alles mit Kohlenladen beschäftigt und beschmutzt; Taucher umschwammen wie bei St. Vincent das Schiff und fischten die Geldstücke auf, die man ins Wasser warf, oder tauchten unter das Schiff hindurch nach der andern Seite. Uns zur Seite lag eine englische Corvette, und neben ihr vier arabische Boutres, Seeräuber, die von ihr genommen waren, weil sie Sklaven an Bord hatten. Weiterhin sahen wir eine Menge dieser Boutres, die Handel trieben nach Aden zu. Gegen Nachmittag jubelte unser englischer Capitän aus Indien, Mr. Harmar (der mit meinem Schüler Edward Wild zusammen in Lucknow belagert gewesen war), darüber, daß der Bengal, das nach Suez bestimmte Schiff, in den Hafen einlief, und er bot jedem die Wette an, daß dies Schiff, obgleich später von Aden abgehend, uns überholen werde.

Endlich erdröhnte von unserem Schiffe ein Schuß, der die Säumigen vom Ufer rief, eine allgemeine Reinigung des Schiffs vom Kohlenstaub wurde vorgenommen, dann gings wieder hinaus in die See. Die entgegengesetzte Küste des Hafens war so zerhacktes Felsgebilde, daß mir der geistliche Herr ins Ohr raunte, er habe, als er dies zum ersten Mal gesehen, ausgerufen, das sähe aus, als habe dort Satan mit seinem Schwanze

gefezt. — So ging es hinein in die Straße von Bab el Mandeb, drüben die gebirgigen Küsten von Abyssinien, wohin kürzlich die ersten englischen Truppen abgegangen waren, hüben die spitzen, schroffen, scharf gesägten Gebirge von Arabien; zwischen vielen kleinen Felsinseln hindurch — nach Norden, nach Hause hin!

Viertes Kapitel.

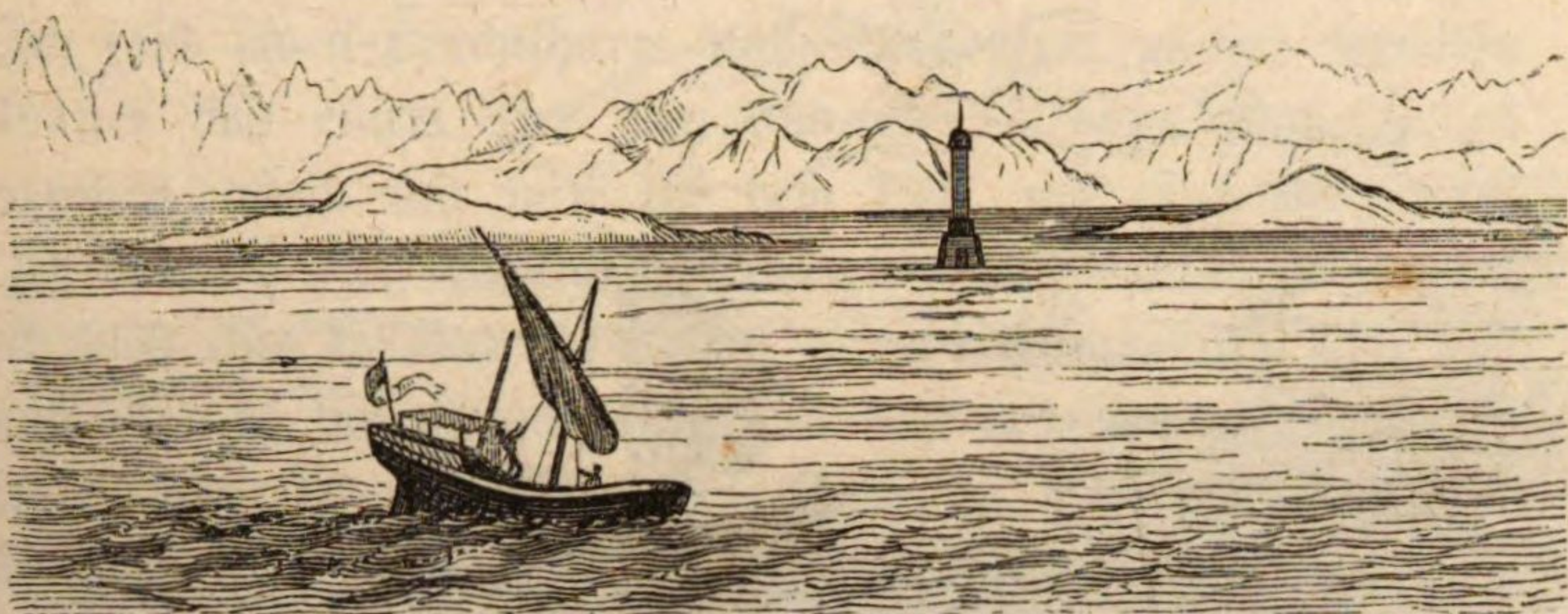
Fahrt durch das rothe Meer. Sinai.

Freitag, den 1. November. Als ich erwachte, lag die Insel Prim bereits hinter uns. Eine Reihe anderer kleiner Inseln ließen wir rechts und links liegen und dann hatten wir wieder offene See, deren Ufer nach keiner Seite hin sichtbar wurden. Wir hatten Bab el Mandeb passirt und waren im rothen Meer. Mokka mit vielen Häusern und Moscheen konnte man deutlich liegen sehen.

Sonntag, den 3. November sollten wir auch die Hitze des rothen Meeres erfahren; es war 39° R. im Schatten, eine Temperatur, die mir bei meinem immer noch fieberhaften Zustande fast unerträglich wurde.

Dienstag, den 5. November. Links tauchte die Küste von Rubien auf. Wir fuhren wieder zwischen kleinen Felsinseln hindurch; auf einer niedrigen, vereinzelter Klippe stand der Dädalusthurm, ein Leuchthurm. Hinter ihm in schöner Garnirung die scharf gezackten und gezahnten an 8000' hohen Felsspitzen von Abyssinien.

Mittwoch, den 6. November sah ich in der Frühe den prächtigsten in allen Farben leuchtenden Sonnenaufgang. Die Strahlen desselben fielen auf die felsichte Südspitze der Halbinsel Sinai. Man sah die beiden nördlichen Meerbusen des rothen Meeres sich zertheilen; links Ober-Egypten, rechts Arabien, in der Mitte das mächtige Gebirge Horeb, welches



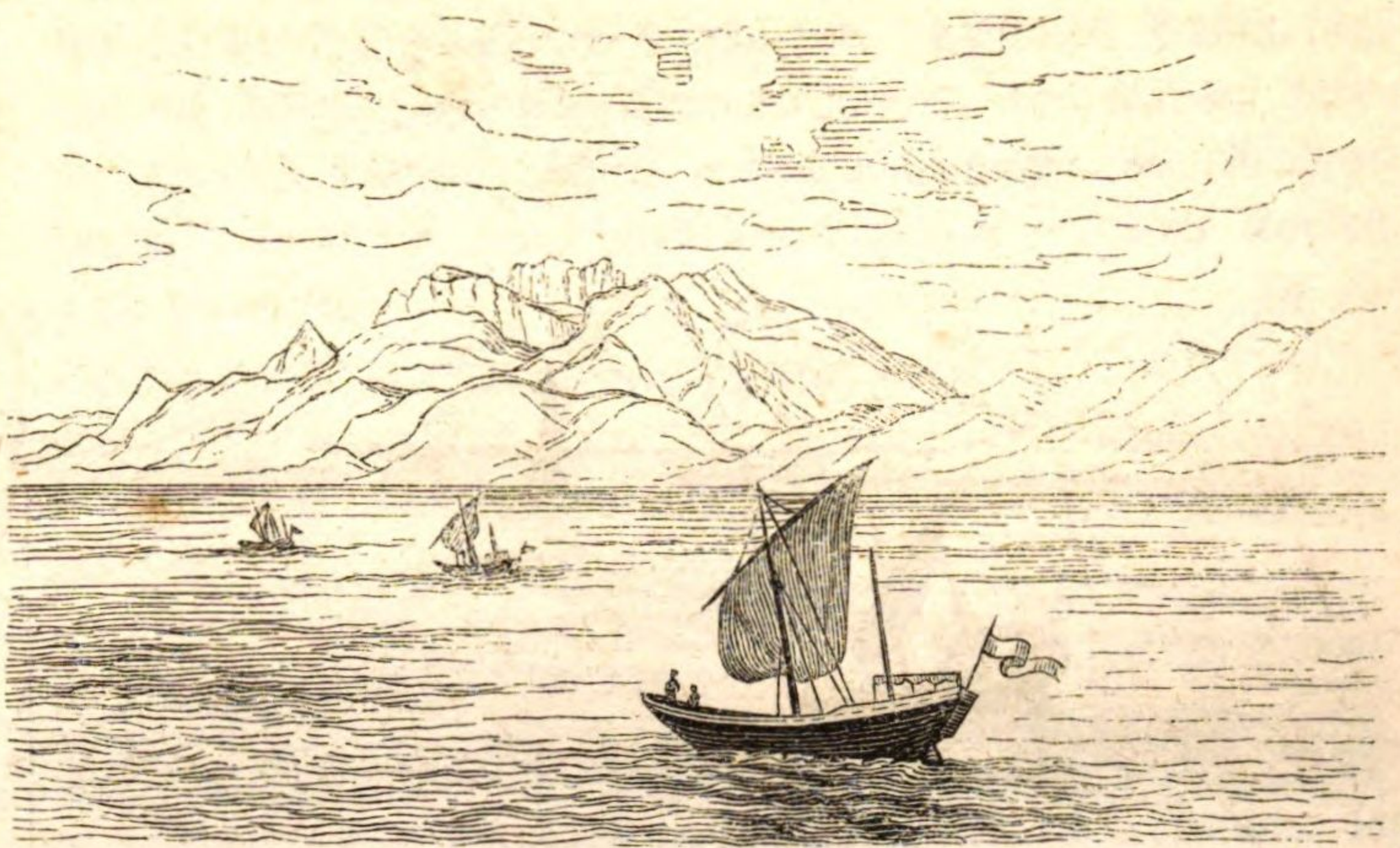
Leuchthurm des Dädalus.

die ganze Halbinsel erfüllt, und an dessen westlichem Abfall wir nun entlang fahren.

Nach einigen Stunden erreichten wir den Theil, wo Landkarte und mündlicher Bericht den Berg Sinai bezeichneten. Das Fernrohr rückte die zerklüfteten Thäler und Felsrücken und Flächen der Halbinsel so nahe, daß ich im Geiste die Lagerplätze der Israeliten mir vergegenwärtigte. Sandhügel von blendend weißer Farbe kamen der Phantasie zu Hülfe. Sie gruppirten sich an einer Stelle zu einem förmlichen Lager von Hunderten von Zelten.

Endlich hielt ich einen Punkt in dem Gebirge fest, von dem ich überzeugt bin, es ist der eigentliche Sinai. Ich nahm von demselben mehrere Skizzen, und vertiefte mich im Geiste in die Zeit, wo der Herr auf dieser Gipfel einem seinen Thron aufgeschlagen und durch Donner und Blitz geheiligt hatte, um den Menschen das Gesetz zu geben.

Während ich mich den ganzen Tag über mit tiefer Beugung vor der Heiligkeit des lebendigen Gottes, dessen Gerichtsgegenwart durch diesen Berg Gottes, des Heiligen in Israel, mir so nahe gerückt war, in die Offenbarungen Moses vertiefte, und in den dürrn Felszacken vor mir ein Bild des eigenen,



Der Sinai vom rothen Meer aus.

unfruchtbaren, todten, alten Adam erkannte, und den Anklagen des eigenen Herzens gegenüber mich der Gnade unsers Herrn Jesu im innersten Herzen getrösten konnte, wurde ich gegen Abend unangenehm gestört durch den greffier, welcher die Bibel des geistlichen Herrn ergriffen hatte und spottend aus den Büchern Moses seiner lachenden Umgebung etliche Stellen vorlas, die des Herrn eigene Offenbarung an dieser Stelle der unten harrenden Gemeinde kund gethan hatte. Mir that das Herz wehe, daß der Herr noch jetzt also gehöhnt wird. Aber der geistliche Herr, der zwei Schritte davon saß und einfach sein Eigenthum, die Bibel, zurückfordern konnte, derselbe geistliche Herr, der durch den Spott über das jährlich erneute Blutwunder des h. Januarius zu heftigem Zorn gereizt wurde, konnte es ruhig mit anhören, daß hier der Herr selbst in seinem Worte öffentlich verspottet wurde. Endlich stand ich auf, ging auf den Spötter zu und nahm ihm mit den Worten: „Monsieur, c'est la parole de Dieu, dont vous vous moquez“ (Mein Herr, es ist das Wort Gottes, was Sie verspotten!) die Bibel aus der Hand. Er versuchte auch über mich zu spotten, aber er ließ sich doch die Bibel ruhig nehmen.

Die Sonne ging unter, der nördliche Sternhimmel mit dem so sehr geliebten Polarstern erglänzte. Es war Abends $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, als ich noch einmal auf Deck ging, um mit meinem Gott allein zu sein, und um auch nach der Straße zu spähen, wo die Kinder Israel das Meer durchzogen haben. Ich fand einen Leuchthurm und einen ganz glatten Streifen Wasser von einem Ufer zum anderen; — dann fand ich den greffier, allein mit mir auf dem Deck, wo er etwas suchte. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihm ins Gewissen zu reden; ich hielt ihm Gottes Heiligkeit, Christi Erbarmung und Tod und Gericht vor Augen; er fand sich mit den gewöhnlichen faden Ausreden des Unglaubens ab — die arme betrogene Seele!

Nachts um zwei Uhr wurde es lebendig auf Deck, ich glaubte uns nahe an Suez und stand auf. Wiederum das Wasser ganz eng, Ufer zu beiden Seiten, Suez etwa noch zwei deutsche Meilen entfernt. War dies der Ort des Durchzugs? Dann traten links Felsen scharf ans Ufer; war das der Ort des pharaonischen Götzen-Tempels? Dann hat drüben Mirjam ihr Jubellied erklingen lassen. Vor uns leuchtete das Leuchtschiff von Suez; die Maschine stoppte, der Lootse kam an Bord.

Fünftes Kapitel.

Von Suez nach Cairo.

Donnerstag, den 7. November zwischen fünf und sechs Uhr in der Nacht erreichten wir die Rhede von Suez, etwa drei Seemeilen von der Stadt selbst entfernt. Um uns her lagen siebzehn große Dampfer, unter ihnen die ungeheuren Transportschiffe der englischen Truppen. Die Stadt, ein arm-seliges Araber-Dorf, aus welchem erst neuerlichst mehrere größere europäische Häuser sich abgehoben haben, lag vor uns; rechts davon die Kanal-Bau-Plätze. Nach neun Uhr kam das

kleine Dampfschiff, um uns abzuholen. Es dauerte 1 ½ Stunde bis alles Gepäck verladen war, dann stiegen wir auch ein.

Es war ein schöner Anblick, dieser volle Hafen, die Stadt mit der kahlen Wüste auf der einen und den steilen Bergen auf der anderen Seite, und vor uns mitten im Meer die mächtigen Kanalarbeiten, die durch fünf Bagger betrieben, bereits eine Anzahl Dämme für die Häfen und Docks zu Wege gebracht hatten. Wasserbaken zeigten uns den Lauf, den der Kanal zu nehmen haben wird. Wir fuhren in denselben hinein bis Suez.

Hier gab es ein großes Gewühl. Denn so wie wir so eben von Süden her ankamen, so sollten morgen die Schiffe nach Süden, nach Indien und China abgehen; es waren also viele Hunderte von Passagieren aufgehäuft in dem von Hallen umgebenen großen Hof des Hotel. Aber Niemand konnte Auskunft geben, wann der Bahnzug nach Cairo abginge. Als ich in das Hotel trat, begegnete ich Hardeland, der soeben nach Indien gehen wollte; das gab eine gegenseitige freundliche Ueerraschung. Ich konnte nicht lange mit ihm bleiben, denn ich mußte auf die Eisenbahn selbst, um die Zeit des Abgangs zu erfragen.

Als ich dort ankam, hieß es, ich komme zu spät, die Liste sei geschlossen; indeß bekam ich, und nach einer Viertelstunde noch mehrere nach mir, noch allermeist meinen Platz, konnte noch ein Mal nach dem Hotel zurückkehren, und Hardeland abholen, der bis zu meiner Abreise an der Bahn bei mir blieb.

Endlich ertönte das Signal, der Zug setzte sich in Bewegung. Hart jenseits der Stadt durchschnitt er das englische Lager, in welchem die für Abyssinien bestimmten Truppen mit ihren Pferden, Eseln und Kameelen in einer großen Zeltstadt die Wüste belebten. Dann ging es hinein in die Wüste, — loser Sand, Kalkgestein, welches sich bisweilen zu einigen Hügeln erhebt und Durchstiche nöthig macht, ab und zu kleine Gräben im Wüstenand, in welchen das zusammengelaufene Wasser eine einsame Distel oder einen kleinen Zwerg-Dornbusch hat erwachsen lassen, oder eine größere Vertiefung mit mehreren solchen Pflanzen; dann wieder die völlige todte Dürre, hier

und dort eine Karawanenstraße, hier ein Araber mit einem einzelnen Kameel, die Flinte in der Hand, dort kleinere und größere Karawanen, viel Sand und Staub, der Sand bisweilen mit kleinen Steinchen bedeckt, — das war die Wüste, welche man mittelst der Karawane in drei Tagen durchreist. Ich bekam freilich nicht den Eindruck der Wüsteneinsamkeit, da dieselbe zwei Mal durch eine Bahnstation mit Restauration und einer Anzahl arabischer Erdhütten unterbrochen, und durch die Gewißheit, nach sechs Stunden bereits in Cairo in einem bequem eingerichteten Hotel zu rasten, völlig aufgewogen wurde. Doch ist es immerhin interessant für mich gewesen, einmal sechs Stunden, wenn auch nur von der Eisenbahn aus, auch den Anblick einer Wüste zu genießen. Endlich nachdem bereits das Dunkel eingebrochen war, erblickten wir Palmwäldchen, viele Lichter, Bahnstränge — wir waren in Cairo.

Sechstes Kapitel.

Ritt zu den Pyramiden.

Am Bahnhof fand ich einen Deutschen, einen Kellner, der mich in das Hotel de l'Europe brachte. Da es mir darum zu thun war, so rasch als möglich Alexandria zu erreichen, um nicht ein abgehendes Schiff zu versäumen, so verabredete ich mit ihm, sofort noch heut Abend nach den Pyramiden aufzubrechen, dort in den alten egyptischen Gräbern neben der Pyramide von Gizeh zu schlafen, und dann in der Morgenfrische, vor Staub und Hitze bewahrt, nach Cairo zurückzukehren. Er besorgte zwei Esel und einen Treiber und wir brachen gegen neun Uhr auf.

Das war ein wunderbarer Ritt durch Cairo im Mondenschein; ich möchte ihn nicht aus meiner Erinnerung missen. Die orientalischen Häuser, die Palmen in den Gärten, die schönen hohen Bäume, alles erweiterte und vergrößerte sich im

Mondschein; während Straßenschmutz und kahle Stellen unmerklich blieben. Alles nahm eine schöne Form und Farbe an; ich ritt durch Laubgänge an Gärten vorbei, die Phantasie arbeitete mächtig; ich fühlte mich völlig in der orientalischen Traumwelt.

Der Weg führte auch durch enge Straßen, die Läden waren offen, nur daß die Nachbarn zusammen gerückt waren zum Plaudern. Da saß hier ein Türke, dort ein Araber und erzählte, während mit gekreuzten Beinen die anderen seiner Rede lauschten; dort schmauchte einer seine lange Pfeife, dort tönte die gellende arabische Musik aus dem Fackelschein mit Trommel und Pauke, mir wurde fast wie berauscht zu Muth.

Wir kamen in die Vorstadt. Unter einem mächtig großen Baum wurde ein Heiligenfest gefeiert. Große Kreise von Arabern hatte um eine vereinzelte Gruppe, die singend die Thaten des Heiligen rühmte, einen Ring gebildet, und warfen unter allerlei Körperzuckungen die Köpfe hin und her — manche sollen es so weit treiben, bis sie umfallen. Der Platz aber war mit hunderten von Lichtern tageshell gemacht, und war angefüllt mit einer großen Menschenmasse, die sich um Zelte, Tische mit Backwerk, Spielbuden &c. drängte, wie bei unsern Schützenfesten.

Nach Alt-Cairo gekommen, durchritten wir Straßen, die oben ganz mit Holzgitterwerk zugedeckt waren; die Mondscheinphantasie bekleidete sie natürlich mit Rankengewächsen und übersah die Schmutzhaufen unten an der Erde.

Dann kamen wir zum Nil — der erste Anblick dieses alten Zeugen und Segenswassers, den ich ich hatte; drüben Palmgärten und Feenschlösser, wie ich träumte — dann wieder große Mengen von Marktleuten, die neben ihren herbeigeschleppten Vorräthen unter freiem Himmel übernachteten. So erreichten wir endlich die Nilfähre, wo wir übergesetzt werden wollten.

Wir fanden auch die Schiffer mit ihrem Scheif wach; aber der letztere erklärte, nicht übersetzen zu dürfen, weil das seit drei Tagen verboten sei. Ich war in der Hand meines Dragomans, welcher mir bestimmt erklärte, es bliebe nichts übrig,

als nach Cairo umzukehren, dort zu übernachten und am andern Morgen wieder zukommen. Aber wer zum ersten Mal, wie ich, einen anderthalbstündlichen Eselritt hinter sich hat, abgesehen von den vielen anderen Strapazen des heutigen Tags, der wird es begreifen, daß ich um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr nicht Lust hatte, diesen Ritt zu wiederholen, um am folgenden Tage nach mühevoller Anstrengung wieder auf demselben Platz zu sein. Ich lehnte daher diese Zumuthung entschieden ab.

Aber was zu thun? Ein Hotel, erklärte mein Drago-man, sei nicht da. Es blieb also nur noch die Wahl, irgend einen Platz aufzusuchen unter freiem Himmel und dort auszu-ruhen; Decken und Mantel hatte ich ja bei mir, und kalt war es eben nicht.

Endlich fanden wir einen egyptischen Nachtwächter, der uns zu einem sichern Schlafplätzchen behülflich war. Er führte uns auf die Polizei, woselbst eine Mannschaft von etwa sechs Personen unter einem Thorweg Wache hielt. Die Leute hatten dort eine Art Britsche mit einer Decke darauf und einem Kopfkissen; diese traten sie mir gegen ein bakschisch (Trinkgeld) für die Nacht ab: ich wickelte mich in meine Decke und lag nun so wenigstens vor dem Thau von Oben und vor Dieben und Räubern geschützt in Sicherheit. Vom Schlaf wurde freilich vor der Hand nicht viel. Theils war ich von all den neuen Eindrücken zu aufgeregt, theils sangen die Wächter ihre eintönigen Lieder, theils störte mich ihre Unterhaltung beim Würfelspiel; dann wieder krächzte ein Hahn, oder schrie ein Esel, seine Kameraden weit hinaus bis auf unsern Hof hin zur Antwort reizend, dann wieder zog eine arabische Trommelmusik mit Fackelzug vorüber. Endlich aber nach dem allen behielt das körperliche Bedürfniß das Uebergewicht; ich schlief ein und erwachte erst mit der Tagesdämmerung. —

Freitag, den 8. November weckte ich $\frac{1}{2}$ 6 Uhr den Führer und Eseltreiber und wir kamen wieder zu der Nilfähre. Wir wurden wegen des Bootes eins, und mit dem ersten Sonnenstrahl schwammen wir auf dem Nil. Rechts neben uns war jene Nilinsel, auf welcher die Paläste aus grünem Garten-

hintergrund aufsteigen, woselbst der Nilmesser alle Jahre besucht wird, um die Höhe des Wassers zum Festgegenstand zu machen. Drüben glühten in der Morgensonne die Pyramiden, über Palmengärten hinwegragend, und von der Mitte des Stroms zurückblickend sahen wir die Länge von Alt-Cairo am Nilstrom entlang, mit Minarets, Palmen und hohen Häusern, der ganze Strom besäumt mit Fahrzeugen. Dieser erste Morgenanblick diente nur dazu, die Eindrücke von gestern Abend zu verstärken.

Nachdem wir drüben uns an einer Tasse Kaffee in einem griechischen Kaffeehaus erquickt hatten, ging es im Eseltrab und Eselgalopp durch Gärten, Palmenwäldchen, über die Eisenbahn hinaus, bis an einen langen langen Damm, der gerade auf die Pyramide hinzuführen schien. Wir ritten ihn anderthalb Stunden entlang. Das Nilthal war von der letzten Ueberschwemmung her zum größten Theil noch mit Wasser bedeckt, aus welchen die erhöhten Wege wie Figuren abschnitten; sie führten zu den kleinen Dörfern in der Fläche, welche alle auf kleinen Hügeln erbaut sind; sie waren mit Palmen umgeben, die zum Theil aus dem Wasser hervorragten. Ab und zu war ein Ackerfeld hoch genug umdammt, um den darauf hoch stehenden Mais gegen das Nilwasser zu schützen, so daß Garten- und Wasserfläche sich abwechselten.

Nachdem wir all diese Herrlichkeit in anderthalbstündigem Ritt genossen hatten, auch die großen Störche mit ungeheurem Schnabel (der Führer nannte sie wilde Gänse; die Bachstelzen bezeichnete er als wilde Sperlinge und die Geier als wilde Hühner) in Hunderten zu unsrer Seite hatten waten sehen, gelangten wir zu einer Lücke im Damm, welche 200 Schritt breit alles Weiterkommen völlig unmöglich machte, da das Wasser mächtig strömte. Es blieb uns nichts übrig, als vom nächsten Dorf ein Boot zu rufen, welches uns übersetzte; die Esel blieben dießseits mit dem Treiber zurück. Wir aber mußten durch den tiefen Sand in der glühenden Hitze eine halbe Stunde waten, bis wir endlich am Fuß der Pyramide, ich ziemlich erschöpft,

anlangten. Sie erscheinen in der Nähe nicht halb so großartig als von der Ferne.

Am Fuß der Pyramide von Gizeh sah ich mich bald umringt von Beduinen, die mir zum Ersteigen ihre Hülfe anboten. Der eine zog, der andere schob, und so gelangte ich, ehe ich es dachte, hinauf, obgleich es mir doch herzlich sauer wurde, die 2½ Fuß hohen Stufen zu erklettern. Wer zum Schwindel geneigt ist, soll es auch nicht thun.

Die Aussicht von oben aber ist entzückend. Man sieht auf der einen Seite die theils grüne, theils mit Wasser bedeckte Nilebene mit ihren Palmendörfern und dem großen von der Citadelle und Moschee beherrschten Cairo im Hintergrund; auf der andern Seite tief hinein in die lybische Wüste, die unsere Beduinen als Wüste Saharah bezeichneten; hart zu den Füßen hat man die Sphinx und etliche Gräber und einen fast ganz im Sande vergrabenen Tempel.

Das Hinabsteigen war fast beschwerlicher als das Aufsteigen. Ich mußte oft die Stufen hinabspringen, was bei einer Höhe von zwei bis drei Fuß für einen schweren Körper nicht leicht ist.

Hernach ging ich hinein in die Pyramide. Es gab schräge glatte Gänge, so niedrig, daß man sie nur gebückt durchschreiten kann, Seitenkammern und größere Säle, deren einer ganz mit glattem Granit ausgelegt, einen großen — aber leeren Sarkophag enthielt. Dieser Theil ist noch der bei weitem beschwerlichere, und ich war froh, als ich, ganz im Schweiß gebadet, mit fast todten Schenkeln und Knien das Tageslicht wieder erreichte. Es hat eben alles im Leben seine Zeit, und für die Pyramiden bin ich zu alt. —

Unten angekommen hatte ich meinen Genuß und meinen Verdruß; meinen Genuß an dem Frühstück, ob es schon nur aus Brod und Wasser bestand, und meinen Verdruß an den Arabern, die mit mir und unter einander über das bakschisch zankten. Diese Unverschämtheit des Volks ist wirklich fast dazu geeignet, um einen sanftmüthigen Menschen hart zu machen.

Ich ging nun zu der zwanzig Minuten entfernten Sphinx,

welche von oben herab einen ziemlich unbedeutenden Anblick gewährte, aber in der Nähe doch ganz respectable Verhältnisse zeigte. Hart vor ihr ist ein kleiner Tempel von großen Granitblöcken aus dem Sande ausgegraben; er zeigt die gewöhnliche Bauanlage aller egyptischen Tempel wie im Muster, nur im kleinen Maaßstab. Weiterhin sind Höhlen in den Felsen gegraben, alte Grabdenkmäler, auch sauber ausgemauerte große Gräber.

Siebentes Kapitel.

Cairo und Alexandria.

Es war Mittag vorüber, als wir alles gesehen hatten. Wir mußten eilen, wenn wir die Derwische noch tanzen sehen wollten. Die armen Esel mußten scharf galoppiren und unsere armen Knochen sich gewaltig durchstoßen lassen, damit wir noch zu rechter Zeit zu dem Derwischsaal gelangten. Wir kamen auch richtig zu der vorgeschriebenen Stunde an, — aber nur, um zu erfahren, daß heute wegen der Krankheit des Aufsehers nicht getanzt werde.

Der Rückweg, welcher zuerst in derselben Linie geschah, die wir gestern Abend genommen hatten, war mir ein schlagender Beweis davon, wie alles in der Welt ein anderes Ansehen gewinnt je nach dem Licht, in welchem es beleuchtet ist, und der Stimmung, in der man es sieht. Gestern Abend im Mondschein und unter dem ersten Eindruck orientalischen Städtelebens war mir alles wie zauberhaft, feenartig; heute sah ich den Schmutz auf den Straßen, und die lästigen Hunde; das Gitterwerk aber war altes zerfallendes Holz- und Rohrgeflecht; anstatt der schönen Rankengewächse hing hier und da ein dürre Rohrhalme herunter, die Läden waren schmutzig, die Türken zum Theil ekelhaft, die schönen Paläste zum Theil gewöhnliche Häuser. Nur die Palmen und die zierlichen Moscheen, auch die letzteren freilich vielfach verfallen, behielten ihren Glanz, und die Grabdenkmäler der Heiligen, obgleich nur roh mit

Kalk und Lehm beworfen, hatten doch den ausgeprägt orientalischen Charakter. Wir hatten Mühe, den reißenden Nil zu passiren, dessen Wellen uns mit Gewalt gegen die Grundmauern der Nil = Insel = Paläste schleuderten.

Neu = Cairo sahen wir heute in Arbeit, wie gestern in der Feierabendruhe; reges Treiben und Drängen von Wagen, Eseln, Reitern, Kameelen; die Pferde zum Theil prachtvoll im Wuchs und prachtvoll aufgezäumt. Die engen Straßen, zum Theil oben mit Tüchern zugedeckt, hatten zu beiden Seiten offene Läden, in denen hier ein Schneider flickte, dort ein Kesselflicker hämmerte, dort ein Schuster nähte 2c. Sie boten einen ärmlichen Anblick dar; nur ab und zu ein schöner maurischer Giebel, dessen Zierrathen aber verfielen, oder die Fagade einer schönen Moschee, welche alleinstehend eine Zierde der Stadt sein würde, so aber verdeckt und versteckt nur ein Abbild von dem bevorstehenden Untergang des Islam ist.

Nach einem langen Ritt durch die Stadt passirten wir den großen Markt, wo früher auch Sklaven verkauft wurden, und gelangten auf einem eben ansteigenden Wege auf die Höhe der Stadt, die von der Festung und der großen Moschee eingenommen wird. Die Kanonen und Festungsmauern mögen früher für stark gegolten haben, mögen es auch heute noch gegen kriegsunkundige Egypter sein, sonst sind sie unbedeutend.

Dagegen ist die Moschee prachtvoll, ganz von Marmor erbaut, mit einem großen Colonnaden = Vorhof, in dessen Mitte Wasser aus einem prachtvollen Marmorbrunnen nach allen Seiten ausströmt, und dessen Fußboden durchweg, sowie alles was man sieht, polirter Marmor ist. Das Gebäude selbst im Innern zeigt eine wahrhaft orientalische Pracht von Gold, Glasmalerei, zahllosen Lampen und mannigfach verzierten Kuppeln; der Fußboden ist ganz mit buntgewirkten Teppichen belegt. Aber alles ist leer. Der falsche Prophet, sowie er die Wahrheit der himmlischen Güter nicht kennt, hat sich auch nicht einmal zu einem Schattensymbol derselben erheben können; der prächtige Raum könnte ebenso gut ein Concert = oder Ballsaal, oder ein Museum sein, als eine Betstätte.

Wir sahen die Umgebung der Moschee, — Kanonen und Bastionen, bewacht von der Leibgarde des Vicekönigs. Diese Wälle gewähren einen schönen Ueberblick über die Stadt, mit ihren zahllosen Moscheen, über die Vorstadt mit ihren Gärten, über Alt-Cairo und die ganze Nilebene, welche auf jener Seite durch die von hier aus gigantischen Pyramiden von Gizeh, so wie durch die zahlreichen nilaufwärts gelegenen kleineren Pyramidengruppen, abgeschlossen wird. Auf der anderen Seite bezeichnet eine ganze Stadt von Moscheen die Gräber der Chalifen.

Als ich so die Pyramiden von weitem ansah, war ich doch herzlich froh, zur Stunde nicht mehr auf denselben mich zu befinden, denn ich war todtmüde zum Umfallen. Trotzdem mußte reisepflichtig noch eine Merkwürdigkeit von Cairo heut Abend in Augenschein genommen werden, damit ich morgen früh weiter könne. Es war auch nur ein kleiner Umweg, der mich durch den Bazar führte. Dieser ist kein großer Markt, sondern ein Gewirre von engen Gassen, in denen Laden an Laden sich drängt, und alles mögliche, von den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen an bis zu den elegantesten Schmucksachen von Gold, Perlen und Edelsteinen dem schaulustigen Auge sich darbietet, während die Menschenmenge in allen Trachten und Nationen hindurch sich drängt, so daß man nicht begreift, wie selbst Wagen, von einem Läufer angekündigt, sich hindurch bahnen. — Ich war froh, als ich das Schauspiel hinter mir hatte, und streckte, zum Gasthof zurückgekehrt, mich ruhesehnend aus.

Sonnabend, den 9. November war ich um 8 Uhr auf der Bahn, wo der Wärter für Aufbewahrung des Gepäcks nur zwei Francs forderte, die er natürlich nicht erhielt. Im Fluge durcheilte ich Unter = Egypten, den großen fruchtbaren Gottesgarten, der einst die Kinder Israhel beherbergt hatte. Meine Phantasie schweifte umher mit meinen Augen, die hier den Stamm Juda, dort Jacob, dort Moses und Aaron mitten unter ihrem Volke suchten. Die alten Väter hatten sicher nicht schlecht gewählt; denn ein besseres Land giebt es in der ganzen Welt nicht; jeder Fuß breit ein Garten, der Milis, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis &c. in Ueberfluß hervorbringt.

Man schien das Land auch heute noch gut benutzt zu haben, es war fleißig bestellt. Selbst die wenigen Flecke, wo unfruchtbarer Torfuntergrund die Bestellung unmöglich machte, hatte man mit Dämmen umwallt, um das Nilwasser bei der Ueberschwenmung aufzufangen, daß es verdampfend, seinen Schlamm zurücklasse, der dann aufgesammelt und als Dünger verkauft wird. Er soll besser sein als der Guano. Den Viehdünger wirft man weg und bezahlt dafür, daß man sich seiner entledigt.

Ueberall konnte man die kleinen Kanäle und Dämme verfolgen, die das Wasser theils hinzuleiten, theils abhalten von den Gärten, und es war zu ersehen, wie die Ausnutzung dieses Bodens, obschon sehr ergiebig, doch eine Arbeit im Schweiß des Angesichts erfordert.

Nach etlichen Stunden erblickten wir links neben uns den sehr ausgedehnten, obgleich ganz flachen See Mareotis, und bald darauf belehrte uns die Pompejus-Säule zu unserer Rechten, daß wir dicht bei Alexandria seien.

Ich fuhr durch die Stadt, die eben nichts Merkwürdiges dem Auge darbot, mit Ausnahme des knietiefen Schmutzes, der die Straßen erfüllte, weil es eben geregnet hatte. Nachdem ich mich im Gasthof restaurirt hatte, suchte ich, um keine Zeit zu versäumen, sofort unseren preussischen Diaspora-Prediger Br. Lüttke auf, der mich freundlich empfing. Er kam bereitwilligst sofort mit mir, um vor allen Dingen die Abfahrt des nächsten Dampfers zu erforschen. Der österreichische war vor zwei Tagen abgefahren, und ging erst nach vierzehn Tagen wieder, der türkische hatte seine Fahrten eingestellt, so blieb nur noch der russische übrig. Wir eilten zur Agentur; sie war verschlossen, und der Portier berichtete, der Agent sei um zwei Uhr hinausgefahren, weil um drei Uhr der Dampfer abgefahren sei, nun gehe er wieder über vierzehn Tage. Das war ein Donner Schlag für mich — überall so geeilt, und nun die Aussicht, vierzehn Tage in Alexandrien müßig zu liegen, denn auch der Triester Dampfer ging erst am siebzehnten.

Während wir noch so dastanden und die Möglichkeit, daß

der russische Dampfer vielleicht einige Stunden später abgehen möchte (es war vier Uhr) ermogen, trat ein Nachbar heran mit der Nachricht, derselbe werde überhaupt erst morgen früh abgehen. Das war ein Jubel. Rasch zum Gasthof zurück, die Sachen geholt, und hinaus zum Hafen. Rüttke, der mit jeder Minute mehr aufthaute, war so freundlich, mich überall hin zu begleiten und zu dolmetschen, und richtig um fünf Uhr waren wir auf dem russischen Schiff, welches durch den heftigen Sturm abgehalten war, heute auszulafen.

Achtes Kapitel.

Von Alexandria nach Jaffa. Der Suez - Canal.

Sonntag, den 10. November. Der Sturm war über Nacht so stark geworden, daß kein Lootse ausgehen konnte, daß also sechs große Schiffe genöthigt waren, vor dem Hafen zu kreuzen. So mußten wir denn auch heute noch im Hafen bleiben; ich wagte nicht, an Land zu gehen, weil sofort mit dem Aufhören des Sturms das Schiff ausgelaufen wäre. Ich sah also von Alexandria nichts als die schmucke Häuserparade des Hafens, in welchem ich mehr und größere Schiffe gesehen habe, als in allen Häfen Afrika's zusammen genommen. Ich war müde und unwohl und brachte meinen Sonntag fast träumend im Bette zu.

Montag, den 11. November hatte sich der Wind so weit gelegt, daß wir mit dem Glockenschlag zwölf Uhr auslaufen konnten. Wir ließen zur Rechten den berühmten Farus-Leuchthurm, der nichts zeigte, was an die Weltwunder erinnern konnte, zur Linken eine prachtvolle Moschee. Von dem grünen Wasser des Hafens hob sich fast durch eine Linie geschieden das blaue Wasser des Mittelmeers ab, welches bald milchblau, bald hellblau, bald himmelblau in allen Farben

prachtvoll spielte. Der Wind wehte immer noch scharf, und das Schaukeln des Schiffs machte mich tüchtig seekrank. Ich warf einen Scheideblick nach Afrika zurück, dann sang ich, wie so oft, in mir still: „Ich wollt' daß ich daheim wär', und aller Welt nicht diene mehr!“

Dienstag, den 12. November. Wieder Sturm; aber wir erreichten zu Mittag glücklich Port Said, vor dessen Eingang ein Schiff lag, welches gestern für Alexandria ausgelaufen, durch den Sturm zur Rückkehr genöthigt war. Port Said ist der mittelländische Kopf des Canals von Suez, eine neu entstehende Stadt. Von den Canalbauten sahen wir hier wie bei Suez diejenigen Arbeiten, die zunächst den Hafen herstellen sollen, mächtige Riffe von Quadern, an denen das bewegte Meer häuserhoch aufschäumte und spritzte, so daß von weitem die ganze Stadt in eine Schaumwolke eingehüllt zu sein schien. Der Hafen war mit Schiffen angefüllt.

Mittwoch, den 13. November. Da es noch immer stürmte, beschloß der Capitän, mit einigen Offizieren eine Fahrt innerhalb der Canalbauten zu machen, um dieselben in Augenschein zu nehmen. Ich erbat und erhielt von dem überaus lebenswürdigen und entgegenkommenden Capitän die Erlaubniß mitzufahren. Dieser Ausflug in den Suez = Canal gehört zu den interessantesten Partien meiner Reise. Die Canalbauten werden in einem Umfang und einer Großartigkeit betrieben, daß man sagen möchte, die Pyramiden treten im Vergleich zu denselben zurück. Die Baggermaschinen sind bis zu 70 Fuß Höhe ganz von Eisen, jede hat ihren eigenen Capitän, Offizier und Mannschaften, die alle auf dem Bagger ihre Cabine haben. Der ausgeholte Schlamm wird zu der Höhe des Baggers aufgewunden, und von dort durch 4 Fuß im Durchmesser haltende eiserne Halbröhren von 210 Fuß Länge so zu den Seiten des Canals abgeführt, daß der ausgeworfene Schlamm sofort einen Damm zur Seite des Canals bildet. Da die Breite des letzteren auf 400 Fuß berechnet ist, so kann der Bagger selbst von der Mitte aus nach beiden Seiten hin die Schlammmassen auswerfen. Für diese

ungeheuren eisernen Abführungs-Canäle bedarf es großer eiserner Unterbauten, die wie Brückenpfeiler construirt sind, und auf einem beweglichen Rahm ruhen, so daß man die Röhren nach jedem Orte hin dirigiren kann. Jede solche Maschine soll 800,000 Frks. gekostet haben. Die großen Krane zur Hebung der Lasten werden überall durch Dampfkraft getrieben; 27 große eiserne Schiffe, so groß wie ein Dreimaster, dienen dazu, den überflüssigen Schlamm durch Dampfkraft in die offene See abzuführen. Dort angelangt öffnet sich durch eine Maschinerie der Boden des Fahrzeugs, und seine ganze Ladung stürzt mit einem Mal in die Tiefe.

Diese ungeheure Menge eiserner Dampffahrzeuge, vom kleinsten Boot bis zum größten Bagger, alle durch Dampf getrieben, die Größe der Schiffswerften, auf denen der Bedarf gefertigt wird, die Masse der Arbeiter, gewährt einen imponirenden Anblick. Alles ist durch kleine Eisenbahnen mit einander verbunden, auf denen die größten Lasten mit Leichtigkeit fortbewegt werden. Ein Hafendamm ist mehr als eine Viertelstunde weit in das Meer geführt. Von den scharf behauenen Quaderblöcken desselben kostet jeder einzelne 500 Frks.

Als wir in den Hafenbassin umherfahren, die bis jetzt zum Theil noch ganz flach sind, stieß unser Boot auf einen ungesesehenen Anker. Der plötzliche Stoß machte, daß die drei Offiziere, welche auf dem Rand der Spitze saßen, im Moment im Wasser lagen. Da es nicht tief war und sie daher ebenso plötzlich auftauchten und wieder einstiegen, gab dies Intermezzo zu munterem Lachen Gelegenheit.

Der Canal führte durch einen stundenlangen See, in welchem mittelst jener Baggermaschinen längs seinem Laufe zwei Dämme aufgeworfen waren. Wir stiegen aus und folgten dem einen Damm etwa eine Meile lang, und sahen die ungeheuren Maschinen arbeiten.

Nachdem wir zurückgekehrt waren, hatte sich das Wetter günstiger gestaltet, wir konnten um 3 Uhr die Anker lichten.

Auf den Dampfer angelangt, fand ich meinen alten Reisegefährten, den geistlichen Herrn, wieder. Er war den

ganzen Suez = Canal hinaufgefahren und war entzückt von der Großartigkeit der Arbeiten auf allen Theilen. Er erzählte mir, daß er gestern mit mehreren Leuten am Ufer gestanden und das Einlaufen unsers Dampfers beobachtet habe, von dem man in dem großen Sturm nicht geglaubt hätte, daß er glücklich würde einlaufen können. Man hatte mit Spannung des Moments geharrt, daß er scheitern würde. Mir war das ganz unverständlich, da ich gar keine Ahnung davon hatte, daß dies wirklich ein ernstlicher Sturm gewesen sei. Aber neben unserm Dampfer lag ein zweiter, der in der That gestern nach einem vergeblichen Versuch, auszulaufen, wieder in den Hafen zurückgekehrt war. Mir war gegenüber dem stärkeren Sturm im indischen Ocean dieser starke Wind gar nicht wie ein Sturm vorgekommen, und davon, daß wir in Gefahr gewesen waren, hatte ich keine Ahnung. So ist alles relativ in der Welt! Heute war die Fahrt eben und glatt, nur daß das Meer noch etwas bewegt war, und das Schiff deshalb schaukelte.

Vierter Abschnitt.

Reise durch das gelobte Land.

Erstes Kapitel.

Von Jaffa nach Jerusalem.

Donnerstag, den 14. November früh ½6 Uhr stoppte die Maschine; ich sprang auf und erfuhr zu meinem freudigen Erstaunen, wir lägen auf der Rhede von Jaffa. Da lag also das ersehnte liebe Morgenland vor mir, zunächst in schwachen Umrissen, die indeß bald durch die aufsteigende Morgenröthe sich scharf abzeichneten. Dicht vor mir hatte ich

das alte Toppo, wo Simon Petrus im Hause Simons des Gerbers, Ruf und Weisung zu Cornelius empfangen hatte!

Ich machte mich schnell fertig und sprang, meinen Koffer und Kiste, die durch das gelobte Land zu Pferde nicht leicht transportabel waren, dem russischen Capitän bis Beyrut übergebend, im Herzen stürmisch bewegt in ein bereit liegendes Boot. Die Wellen gingen noch sehr hoch und das Bootlein schwankte. Ich sah und beachtete das aber nicht; mein beglücktes Auge schweifte hin über das gelobte Land, über welchem soeben die Morgensonne klar sich erhob; mein Herz jauchzte daß der Herr mir dies Geschenk in Gnaden bereitet hatte.

Wir fuhren gerade auf ein schäumendes Felsriff los, durch welches hindurch eine ganz schmale Einfahrt zum Ufer führte. Wir passirten glücklich die gefährliche Stelle; ich wurde ans Ufer gehoben und war nun im heiligen Lande.

Ein Deutscher führte mich in das Hotel. Mein erster Gang war in das Haus Simons des Gerbers, dessen gothische Bogen sofort die spätere mittelalterliche Zeit seines Ursprungs bekundeten. Dann machte ich dem preußischen Consul, einem freundlichen Araber, einen kurzen Besuch. Er fühlte seine Würde als Vertreter einer Großmacht, und gab uns seinen eigenen Neffen als Führer mit auf den Weg.

Im lateinischen Kloster suchte ich meinen geistlichen Herrn auf, und verabredete mit ihm eine gemeinschaftliche Reise nach Jerusalem. Die entgegenkommenden, lateinischen Mönche ließen sofort einen Pferdevermiether kommen, mit dem sie für zehn Franken, die ein jeder von uns zu zahlen hätte, abschlossen. Späterhin erfuhr ich, daß man nur vier Franken pro Tag zu zahlen pflegt und daß die heiligen Patres mit den Pferdevermiethern unter einer Decke spielten.

Ich suchte draußen vor dem Thor den Chrschona-Missionar Br. Mezler auf, der von der verlassenen amerikanischen Kolonie auf Spittlers Betrieb einige Häuser gekauft hat, um einen Gasthof einzurichten. Der Weg führte durch unordentliche, wenig gepflegte, mohamedanische Gottesäcker und schöne Gärten. Da ich diesmal Mezler verfehlte, ging ich zum zweiten Mal hin-

aus, nahm eine Skizze und kehrte dann mit dem inzwischen angekommenen Mezler in sein innerhalb der Stadt gelegenes Wohnhaus zurück, woselbst er mich freundlich aufnahm und bewirthete. Er überließ mir seinen Koch Abdallah, den er als zuverlässigen Mann bezeichnete, als Dragoman für die Reise durch das gelobte Land für 1 Pfd. Sterling pro Tag, um ein Drittheil billiger als der gewöhnliche Preis. Weil man selten einen zuverlässigen Dragoman findet, griff ich zu, trotzdem daß Abdallah nur italienisch und arabisch sprach, beides mir fremde Sprachen.



Joppe (Jaffa).

Da Abdallah die Pferde erst zu besorgen hatte, verzögerte sich die Abreise bis nach drei Uhr, was ich, in dem gastlichen Hause der lieben Mezlerschen Familie mich deutsch behaglich fühlend, nicht eben bedauerte. Boten vom Kloster gingen inzwischen hin und her, welche vermeldeten, der geistliche Herr sei bereits im Begriff abzureisen, oder er sei bereits fort, oder wir sollten nun die von mir bestellten und nicht benutzten Pferde bezahlen &c. Ich merkte bald, daß hier irgend welcher Betrug im Spiel sei, und befahl, sofort aufzubrechen. Trotzdem wurde es vier Uhr vorbei, als wir aus dem Thore ritten.

Wenige Schritte vom Thor war in der ersten Gruppe, die uns in die Augen fiel, der geistliche Herr wartend mit dem Packpferde, dem nun erst auch meine Sachen aufgeladen wurden. Ihm hatte man vorgeredet, ich sei längst abgereist. Das Ganze war ein Complot, um doppelte Bezahlung herauszupressen, und die Ungewißheit, ob nicht Abdallah mit um diese Betrügerei wußte, machte mein Vertrauen zu diesem etwas wankend.

Der geistliche Herr aber konnte seines Zorns kaum Meister werden, schalt laut auf die Klosterbrüder, die schlimmere Betrüger seien, als die Türken; auch auf den Klosterdiener, welcher noch jetzt versuchte, mehr Geld auszupressen. Letzterem drohte er, den Schädel zu zerspalten, ja er hielt ihm, als er noch nicht wich, sein Terzerol vor die Brust, worauf endlich jener eilend und schimpfend sich entfernte, — allerdings nicht eben ein geistlich Schauspiel.

Endlich $\frac{1}{2}$ 5 Uhr setzten wir uns, nachdem das Packpferd beladen war, in Bewegung. Der Weg führte durch Aloëhecken und Orangegärten und Palmen, orientalische Pflanzenpracht. Wenige Schritte weiter, da ging unser muthiges Packpferd, trotz seiner massenhaften Beladung mit Koffern, Reisetaschen, Kisten &c., durch, bis es unter der Last zusammenbrach. Glücklicherweise hatte es keinen Schaden genommen, sondern ging, nachdem es abgeladen, aufgerichtet und wieder beladen war, nunmehr gewizigt, ruhiger.

Inzwischen wurde es dunkel. Nur noch im letzten Abend-schein präsentirte sich uns ein gothisch überwölbter Brunnen. Die ihn umgebenden Palmen, unter denen Kameele mit ihren Treibern sich gelagert hatten, boten einen überaus malerischen Anblick dar. Vor uns breitete sich die Ebene Saron aus.

Unsere Pferde waren elende Thiere, die mit den im Geleit seiner Kawassen und ebenfalls nur im Schritt reitenden, uns überholenden englischen Consul, nicht gleichen Schritt halten konnten, trotzdem wir gern den Schutz von dessen militairischer Bedeckung mitgenossen hätten.

So war es gegen neun Uhr geworden, bevor wir das lateinische Kloster in Ramleh erreichten, woselbst sehr bald —

trotz unserer späten Ankunft — ein luxuriöses Abendbrot auf dem Tische dampfte. Der treffliche Cyperwein, den uns die frugalen Mönche vorsezten, befriedigte indeß den Geschmack des geistlichen Herrn doch nicht ganz. Er erinnerte den dienenden Bruder, daß derselbe ihm vor fünf Jahren ein ausgezeichnetes Gewächs von Hebron-Wein vorgesetzt habe. Der Bruder seinerseits versicherte hoch und theuer, es gäbe im ganzen Kloster keinen anderen Wein, als diesen Cyperwein. Der geistliche Herr indessen ließ sich nicht irre machen. „Wir kennen das,“ sagte er, und zog die Geldbörse hervor, in der Gold blinkte, „wir werden zu bezahlen wissen.“ In Kraft dieses Zaubermittels erschien denn auch bald eine angeschenkte Flasche mit köstlichem Hebron-Wein — die letzte, die überhaupt noch vorhanden sei — versicherte der Confrater. Der geistliche Herr aber fand, daß für heute diese Quantität auch völlig hinreichend sei, und in der That, er wurde, und ich mit ihm, für seine Ausdauer gut belohnt. Endlich ging jeder von uns in sein Gastzimmer; die Mönche können siebenunddreißig Betten für Fremde aufmachen.

Freitag, den 15. November. Die Sonne schien prachtvoll auf die Oelbäume und die weißen Häuser von Ramleh, und über die weite Ebene der Philister, die wir nun zu passiren hatten. Vor uns thürmten sich die Massen des Gebirges Juda auf, hinter denen Jerusalem liegt, unser heutiges Reiseziel, nach welchem wir oft spärende Blicke warfen.

Von jetzt ab waren wir in dem Lande der heiligen Erinnerungen. Ramleh selbst wird für den Geburtsort Josephs von Arimathia gehalten. Auf der hier sehr fruchtbaren Ebene Saron tummelte sich einst Simson unter den Philistern und jagte sie in Schrecken vor sich her. Etwas weiter zur Linken glänzte Lydda hinüber, wo Petrus den Aeneas heilte (Apostelgeschichte 8, 32—35).

Ueber schönes Weideland, an zahlreichen Kameeltreibern vorüber, Dörfer auf den Bergfegeln zur Rechten und Linken lassend, nahen wir uns — immer Schritt reitend — allmählich dem Gebirge Juda. Die Ruinen von Latrun gelten für das

Gebirge Modin der Makkabäerzeit (1 Macc. 13, 27); auf den Berggipfeln zeigte man Dalo, das Ajalon, wo die Sonne auf Josua Geheiß stillstand, zur Vernichtung der Philister.

Bis zum Gebirge hin hatten wir unsere, in der Nacht etwas geruhten Pferde angetrieben, daß sie mit denen des Consuls gleichen Schritt hielten. Dann aber versagten sie, und als ich in die tiefen, grünen Waldschluchten des Gebirges eingebogen war, sah ich mich plötzlich von meiner Reisegeellschaft getrennt, die weit zurückgeblieben war. Einige hundert Schritte vor mir ritt der Consul; ich trieb mein ermattendes, rückenwundes Pferd zu möglichster Eile an — aber es konnte nicht. Bald darauf verlor ich den schlecht mit zerreißen den Ledergurten aufgebundenen Sattel; die Entfernung der Reisenden vor mir und derer hinter mir wurde immer größer, und ich war abgeschnitten und allein in der Mitte zwischen beiden. So ritt ich durch das Gebirge Juda, welches gerade jetzt ungewöhnlich belebt war. Ich stieß auf Massen von Fellahs, bettelnden und beutelustigen Arabern und Bauern, unheimlich blickende Gestalten, welche an einer Straße arbeiteten, der ersten, die im gelobten Lande gebaut wird.

Ich ritt, nachdem einer der Wegearbeiter gegen ein Bäckschisch mir meinen Sattel nothdürftig wieder befestigt hatte, möglichst schnell weiter, ohne jedoch den Consul wieder erreichen zu können. Die Reisesicherheit aus dem Lande der Kaffern noch in Erinnerung habend, ahnte ich nicht, in welcher Gefahr ich mich befand, da in diesen Gebirgsschluchten oft auch nur einzelne oder Gruppen von zwei bis drei Arbeitern am Wege waren, welche, wie mir hernach der geistliche Herr versicherte, sicherlich nicht das Geringste darum gegeben hätten, mich zu plündern und etwa auch zu morden, sobald sie geglaubt hätten, es unbemerkt thun zu können. Alle diese Tausende von Arbeitern sind nämlich einfach von der Regierung gepreßt zu dieser Arbeit, und müssen sich selbst beköstigen, ohne einen Pfennig Arbeitslohn zu bekommen. Da suchen sie sich zu helfen, so gut sie können, und von Raub und Mord hält sie nur die Furcht vor der Strafe der Obrigkeit ab.

Endlich wurde mir unter diesen braunen Galgengesichtern doch selbst etwas unheimlich, und ich wartete, langsamer reitend, meinen geistlichen Herrn ab, welcher ebenfalls dem Abdallah und dem Mufir (Packpferdtreiber) vorausgeritten war. Als wir uns getroffen, waren wir beiderseits erfreut, daß wir doch wenigstens zu zweien reisten, und unser geistlicher Herr konnte ja nöthigenfalls von seinem Revolver Gebrauch machen. Zuletzt als unsere matten Pferde gar nicht mehr vorwärts wollten, lagerten wir uns unter Terebinthenbüschen, und warteten, bis unsere Leute mit dem Gepäck nach einer halben Stunde Zeit uns wieder erreicht hatten.

In der halbstündigen Rast, die wir uns und den Thieren gönnten, bekamen letztere nicht nur nichts zu fressen, sondern wurden nicht einmal ihrer Sättel entlastet. Das ist so die grausame Weise in Palästina, daß die Pferde nur im Nachtquartier, Abends und Morgens, Futter bekommen, und sonst den ganzen Tag über, bisweilen auch wohl Nachts, unter dem Sattel bleiben müssen, und wohl zwölf Stunden Weges also, meist im Schritt — zurücklegen müssen.

Wiederum nach einstündigem Ritt erreichten wir das Dorf Abu Gosh, früher Siz, seit einigen Jahren Grab eines gleichnamigen, sehr gefürchteten Räubers, der diese Straße sehr unsicher gemacht hat. Früher hieß es Kirriath el Enab, und wird von einigen für das Emmaus der h. Schrift gehalten. Es liegt reizend am hohen Bergabhang, und in demselben ist eine in den Mauern noch völlig erhaltene, im byzantinischen Styl erbaute Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Jetzt war sie von den Türken zum Pferdestall eingerichtet. Weiterhin, nachdem wir bei einem Khan eine Collation von Kaffee, Eiern, Fleisch und Früchten eingenommen, erreichten wir ein schönes Waldthal (Kirriath Zearim), in welchem außer dem kleinen Therebinthengestrüpp unten im Grunde neben einigen Quellen sogar eine Gruppe hoher Bäume zu finden war. So ist der „Eichgrund“, wo David den Goliath erlegt hat und wo die Philister es haben in den Wipfeln rauschen hören zu ihrem Verderben, noch heute mit hohen Eichen gekennzeichnet, die im übrigen in Palästina

eine Seltenheit sind. Aus dem das Thal durchziehenden fast ganz wasserlosen Bach = Bette nahm ich „fünf glatte Kieselsteine“ (d. h. glattgewaschene Kalksteinchen) zum Andenken mit hinweg.

Nach einer halben Stunde erreichten wir Culonieh, ein an grünem Bergabhang gelegenes Dorf und durchritten das schön mit Olivenbäumen bestandene Thal. Als wir von hier aus eine hohe Bergfläche erstiegen, begegnete uns an deren Abhang der Pascha mit seinem Gefolge — er wollte die Weg = Anlage besichtigen. Oben auf der Höhe hatten wir einige der diesen ganzen Weg von Jaffa her schützenden Wachthäuser zu passiren. In denselben liegen Posten von 5 — 10 Mann, theils Fußsoldaten, theils Berittene, welche beständig patrouilliren, um die Reisenden gegen das Raubgesindel zu schützen. Nachdem wir bei dem letzten dieser viereckigen Thürme vorbeigekommen waren, lag plötzlich in hellem Sonnenglanze Jerusalem vor uns!

Jerusalem! Jerusalem! Du hochgebaute Stadt! Du meines hochgelobten Königs Stadt! so jauchzte ich in meinem Herzen, und alle Beschwerden der Reise und alle Widerlichkeit des heutigen orientalischen Wesens, welches dem Wanderer Tritt und Schritt verleiden kann, war in diesem Augenblick verschwunden. Ich hatte Ein Gefühl — Du bist jetzt auf dem heiligen, durch Jesu Fuß begnadigten, mit Erinnerungen und Verheißungen wie kein zweiter Ort der Welt begnadigten Boden des heiligen Jerusalem! Das burgähnliche Jaffa = Thor mit seinen Mauerzinnen und der Hippikus auf Zion, dessen Grundmauern noch des Herrn Jesu Zeitgenossen sind, und darüber hinweg das hohe Minarett der Davidsstadt, das Alles glühte in den Strahlen der untergehenden Sonne, und prägte sich zu einem unauslöschlichen Bilde in mein Herz.

Neben uns war das Gihon = Thal nebst dem oberen Teich, und in den Gefilden vor der Stadt, neu sich aus dem Schutte der alten Gräber erhebend, links das griechische Kloster, ein Prachtbau, und rechts die Gottfriedshöhe (Talitha kumi). Dieses protestantische neue (kaißerswerther) Krankenhaus und weiterhin die Heilungsanstalt für Aussätzige, ebenfalls durch den Liebesseifer einer edlen protestantischen Dame errichtet, und etwas ferner das deutsch = prote =

stantische Waisenhaus von Br. Schneller, geben dem von dieser Seite in die Stadt kommenden Wanderer schon vor ihren Thoren Zeugniß dafür, daß auch die evangelische Kirche, obgleich spät, in diesem irdischen Jerusalem ihr Bürgerrecht geltend macht. Dies war hier der Platz, an welchem einst dem Gottfried von Bouillon, so wie mir heute, das Herz erbehte beim Anblick der heiligen Stadt.

Zweites Kapitel.

Jerusalem.

Nachdem wir am Jaffa-Thor die Angriffe der lästigen nur auf Basschisch absehenden Douane bestanden hatten, betraten wir die Stadt, gleich anfangs erfreut durch den Namen des alten — wenige Tage später in Basel heimgegangenen frommen Gottesknechts Spittler, der hier ein blühendes Handelsgeschäft zum Besten seiner Chrischona-Mission errichtet hat. Durch enge, zum Theil überbaute Gassen führte uns der Weg in die via dolorosa, aus welcher eine an der Seitenwand eines Hauses aufführende Treppe uns in die mit rothem Kreuz auf weißem Grunde gezierte Thür der preußischen protestantischen Johanniter-Herberge führte.

Im Hospiz setzte ich nur soeben meine Sachen ab, und eilte dann, weil es Freitag Abend war, sofort an den Ort, wo die Juden ihre Klagelieder um die verlorene Herrlichkeit des Tempels zu singen pflegen. Eine hohe Mauer, von mächtigen Quadern gebaut, wahrscheinlich ein Ueberrest vom Tempel Salomos, bildet die eine Wand einer schmalen Gasse, in welcher betende Juden sich versammeln. Sie stehen mit dem Kopf gegen die Mauer gewandt, welche sie, beständig sich beim Beten vornüberneigend, mit ihren Stirnen berühren, oder sie beten in die vielfach durch hervorsproßende Sträucher und Kräuter geschmückten Mauerfugen hinein. Das Gesammte war ein wirres Durcheinander und bot keinen schönen Anblick dar.

Auch die Beter zeigten viel mehr Eifer, als Andacht in ihren Gebeten. Diese wurden freilich ab und zu eine Art Wechselgesang, aber machten doch zumeist den Eindruck eines herz- und geistlosen Plapperns. Viele der wohlgeschmückten, mit über die Backen herabhängenden Locken verzierten, in seidenem Kaftan eingehenden Juden sahen sich bei ihren bald zitternd mauschelnden, bald heftig schreienden cantillirenden, eine Melodie nicht erkennen lassenden Gebeten neugierig um, während andere mit pharisäischer Stierheit und Starrheit des Blicks alles sie Umgebende vergaßen. Von dem ergreifenden Eindruck der Tempelflagelieder konnte ich keine Spur entdecken. Mir verstärkte sich bei der ganzen Scene nur die Gewißheit, daß Israel ohne Heiland eine Ruß ohne Kern und ein ganz elendes Volk ist, selbst hier, wo es vergleichungsweise noch als Nation lebt und wohlbemittelte, gebildete Leute unter sich zählt.

Die Abendstunden verbrachte ich bei dem Pastor Hofmann, in dem ich einen ernsten, frommen, umsichtigen Mann schätzen lernte. Bei meiner Rückkehr in das Hospiz traf ich einen preußischen Lieutenant von Schulse, geborenen Mecklenburger, der sich beeilt hatte, von Jassa aus mich einzuholen, um mit mir die Reise an den Jordan und nach Hebron zu machen.

Sonnabend, den 16. November führte mich Pastor Hofmann zunächst in die Kirche des heiligen Grabes. Eine tiefe Stille umgab mich, als ich an dem jetzt mit Marmor bekleideten Felsfarge kniete, in welchem die Gebeine meines HErrn geruht haben. Zu Zweifeln an der Identität des Orts hatte ich weder Neigung noch Ursache, da diese Stätte wohl zu den am wenigsten von der Kritik anfechtbaren gehört. Auch der Fels Hügel von Golgatha, zu dem man im Inneren der Kirche auf steinerne Treppe emporsteigt, ist mit einer Kapelle überbaut; der Platz, wo das heilige Kreuz gestanden hatte, ist durch ein Kreuz bezeichnet, das Ganze durch eine Reihe von Lampen erhellt. In dieser heiligen Stunde aber störte mich das alles nicht; ich konnte über Geschmacklosigkeit und Aberglauben hinweg mich ganz unmittelbar in der Nähe meines lieben HErrn und Heilandes fühlen, und Ihm meine heißen Thränen weinen.

Daß ich fünf Minuten im heiligen Grabe ganz allein und ungestört im Gebet bleiben durfte, wog mir allen Pilgerschmuck der Osterwoche reichlich auf.

Die so vielfach bestrittene Kuppel der Grabeskirche wurde soeben gebaut, von Franzosen und Russen gemeinschaftlich. Das eiserne Gerippe derselben war bereits errichtet, und Kalk und Mörtel wurde auf einer eigens dazu erbauten gewundenen Treppe durch Kameele und Esel bis in die Höhe des Thurms getragen. Die Kirche oder vielmehr die verschiedenen Confectionen, Lateinern, Griechen und Armeniern, angehörenden Kirchen unterhalb der Kuppel bilden ein buntes Gewirre von allerlei Gottesdienstorten und Kapellen, von denen die eine den Platz der Auffindung des Kreuzes, die andere den Platz, wo der Leichnam zuerst gesalbt ist 2c. bezeichnen soll. Ich hatte Mühe, durch das alles mich zurechtzufinden, hatte auch nicht das geringste Interesse dafür, zumal da all diese Kirchen und Kapellen ohne allen Geschmack mit überladnem Prunk erbaut sind.

Erst beim Herausgehen fiel mir die türkische Wache am Eingange in die Kirche auf, welche in der Vorhalle der Kirche auf dem Divan sich streckte und rauchte, während eine Menge von Mönchen, zumeist Griechen, zwecklos hin- und herliefen in der Kirche, und nur ab und zu ein Beter einen Altar oder das heilige Grab aufsuchte. Also findet sich der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte bis auf diesen Tag.

Von Golgatha dem einen heiligen Berge aus gingen wir nach Zion, dem anderen, auf dessen Gipfel nicht blos die anglikanische Christuskirche erbaut ist, sondern auch zur Zeit noch das Hospital sich befindet, welches die kaiserswerther Schwestern verwalten. Die Schwester Charlotte, sowie die übrigen alle, waren hocheifrig, einen Landsmann zu sehen, und ich ebenso sehr, hier in Jerusalem deutsche Sprache, evangelischen Glauben und deutsche Sitte zu finden. Die arabischen Waisenmädchen sprachen und sangen zum Theil ganz schön deutsch.

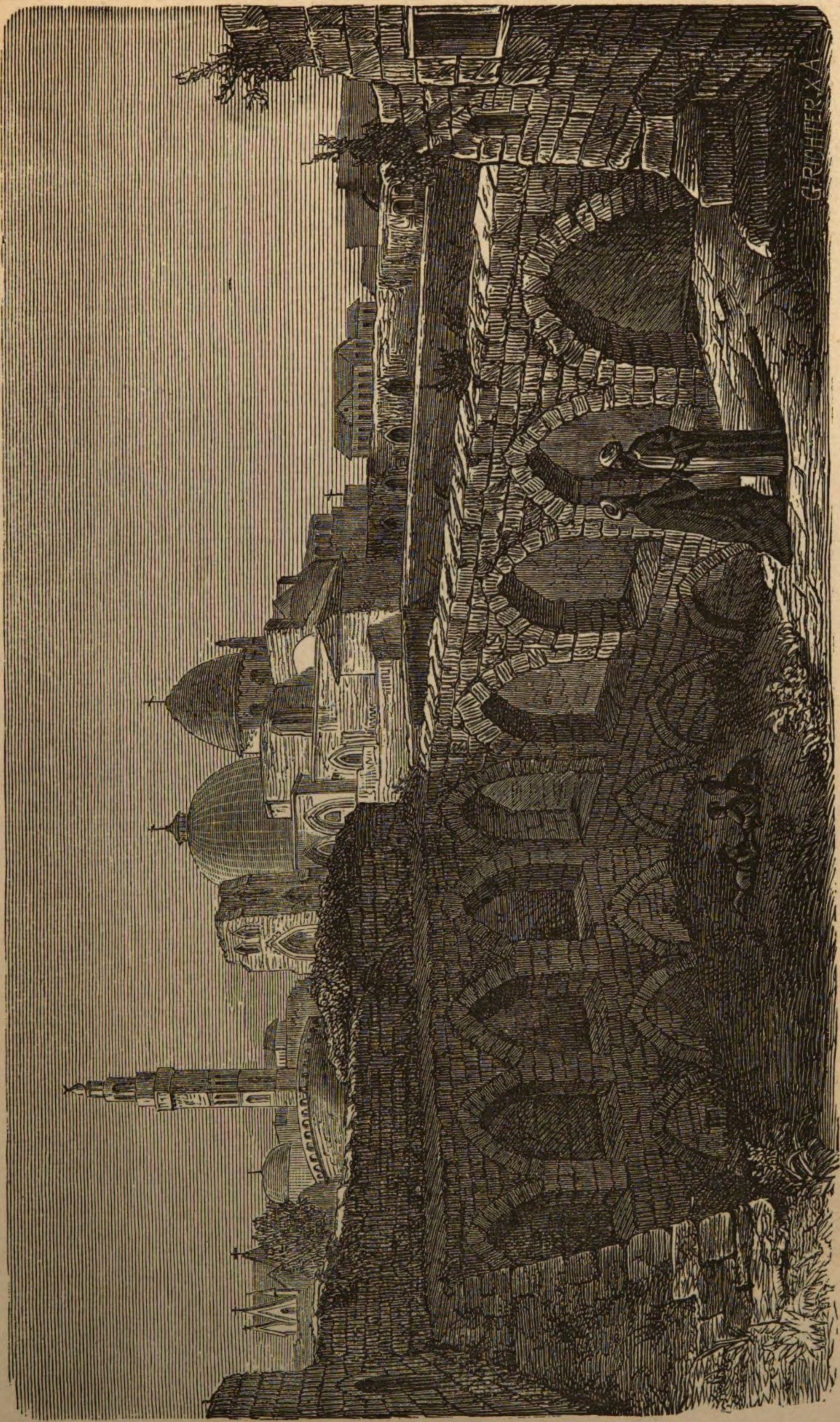
Die Räume für die Kranken sind etwas enge. Draußen in talitha kumi werden sie es nach der Seite hin besser haben.

Aber auch hier gefiel mir die deutsche Reinlichkeit und Ordnung gegenüber dem sonst im Orient herrschenden Schmutz sehr wohl.

Von dem Balkon herab sah man, an schönem Baumwuchs und einer einsamen Palme vorbei, die spärlichen Ruinen des früheren Johanniterhospitals, innerhalb deren soeben Ausgrabungen vorgenommen wurden. Ich sah dieselben späterhin genauer an. Man hat Schachte und Gräben bis zu 40 bis 60 Fuß Tiefe gelegt und constatirt, daß dort mindestens 40 Fuß Schutt aufgehäuft sind. Ich sah die Fundamente von Häusern in einer Tiefe von 45 Fuß und unterhalb derselben soll noch Gemäuer sein. Es scheint also, als ob das Tyropäum hier völlig mit Schutt aufgefüllt ist.

Da ich zu meinem Bedauern den nach Deutschland verreisten Bischof Gobat verfehlte, suchte ich die englische Judenmissionschule auf. Herr Bailey war über die Erfolge seiner Arbeiten befriedigt, und er scheint auch in der That zu denjenigen englischen Missionaren zu gehören, die nicht bloß vornehm ihr Gehalt verzehren, sondern auch wirklich emsig arbeiten.

Die evangelische Christuskirche ist Eigenthum der englischen Judenmission, welche unseren Deutschen, nachdem Friedrich Wilhelm IV. 100,000 Thaler zur Dotation des anglikanischen Bisthums beige-steuert hat, großmüthig gestattet, jeden zweiten Sonntag Nachmittags einen evangelischen Gottesdienst in dieser Kirche zu halten. Der alte gute ehrliche bescheidene Deutsche hat sich von seinem reicheren Nachbar das auch Jahre lang gefallen lassen, und während fast überall das Verhältniß sich so gestaltet, daß der Engländer etwas mehr Geld giebt und hat, der Deutsche aber in bescheidneren Verhältnissen viel mehr Treue in der Arbeit, und viel mehr Erfolge, auch viel mehr wirkliche Bildung aufweisen kann, so hilft das alles nicht dagegen, daß nicht der Engländer mit ausgeprägtem Geldbewußtsein auf den Deutschen herabsähe und ihn als einen armen Schelm behandelte, den man großmüthig etwa neben sich dulden könne. Diese Weise der Engländer hat denn auch die zähe deutsche Geduld endlich so weit überwunden, daß die Deutschen



Die h. Grabeskirche und die Ruinen des Johanniterhospitals in Jerusalem.

1847

sich zu einem eigenen, alle Sonntag Morgen im Saale des Johanniterhospiz abzuhaltenden Gottesdienst ermannt haben, — der erste Schritt zu der Verselbständigung der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem. Gott helfe weiter!

Am Nachmittag führte mich Pastor Hofmann durch das Damascus-Thor, um einen Theil der wohlerhaltenen, von den Türken vor 300 Jahren aus Quadern erbauten Mauern herum, vor der Felsgrötte des Jeremias vorbei, durch das Stephans-thor wieder hinein, zu dem ziemlich verfallenen Teich Bethesda. Hier stand ich also vor dem Ort, wo vor Zeiten ein Engel das Wasser bewegt, und der Herr Christus den achtunddreißig-jährigen Kranken geheilt hatte. Jetzt beginnen seine Mauern zu zerfallen, und es war unten kaum ein wenig trübes Wasser. Von dort stiegen wir hinab, überschritten den Kidron (der ganz trocken war) und kamen zu dem Garten Gethsemane. Ein Theil des Kidronthales, auf welchem noch sehr alte, sicherlich tausend-jährige Oelbäume stehen, ist mit hohen Mauern umgeben und dann als das Gethsemane der heiligen Schrift bezeichnet worden. Für die Identität giebt es kaum einen Grund. Neuerdings ist der Garten im Innern durch weiße Staketen und Blumenbeete verunziert, und gleicht in Nichts den Bildern, die man gewöhnlich von den in schauriges Dunkel gehüllten uralten Oelbäumen im Mondscheinlicht veröffentlicht.

Aber sicher hat doch hier irgendwo in der Nähe der Herr den blutigen Schweiß vergossen, und ist hier irgendwo in der Nähe David über den Kidron geflüchtet vor Absalom, und der Herr von den Häschern über den Kidron zurückgeführt, und das war mir genug, um im Geiste mich zurückzusetzen in die heilige Leidensnacht.

Von Gethsemane stiegen wir den etwa 800 Fuß hohen Oelberg hinauf, dessen Gipfel von einer türkischen Moschee eingenommen ist. Dies ist der Ort, wo mein Heiland, zu seinen Füßen den Ort seiner Qual, zum letzten mal seine Jünger gesegnet hat, um dann zur Herrlichkeit des Vaters emporgehoben zu werden, und nach vollbrachtem Opferwerk als König zur Rechten des Vaters zu triumphiren.

Und wie die öde Tiefe des Kidronthals und das schattige Dunkel Gethsemane's wohl dem tiefen Leid entspricht, zu welchem der HErr als Opferlamm, sich erniedrigte, so ist weit und breit kein Platz in der Welt zu finden, der noch heute die königliche Herrlichkeit des HErrn also zu preisen im Stande wäre, als der Gipfel des Delbergs. Der Blick auf Jerusalem von dieser Höhe herab ist überwältigend schön. Hier mit dem auf den Gräberreihen des Thals Josaphat fußenden Tempelgebäude, mit der stolzen Binnenmauer und der goldenen Pforte, durch welche die abergläubische Furcht der Diener des falschen Propheten trotz ihres Uebermuths mit Zittern den bevorstehenden siegreichen Einzug erobernder Christenheere erwartet, mit den Kuppeln der alten Helena-Kirche (der Moschee Akfar), der Zeugin griechischer Herrlichkeit, und der neueren größeren Omar-Moschee, die einst ihres Halbmondes entkleidet werden wird, mit den großartigen, fast den vierten Theil der Grundfläche Jerusalems einnehmenden Tempelvorhöfen, mit der Burg Antonia, einstmals der Wohnung Pilati, und den vielen Kuppeln und Minarets, macht Jerusalem wirklich den Eindruck: „Sie ist hoch gebaut! Sie ist eines großen Königs Stadt.“

Und dennoch hat von hier aus der HErr über sie geweint, und würde heute sicher im Geiste ergrimmen, wenn Er sähe, wie der Gräuel der Verwüstung dort thront auf heiliger Stätte. Ja, Verwüstung nicht allein von dem falschen Propheten, sondern auch von den hartherzigen Juden und zu allermeist von den abergläubischen Christen, die sie bewohnen; von denen der Christ vielleicht schlechter ist, als der Türke und Jude!

Und abermals dennoch! Ein Häuflein unter ihnen ist Gottes Ueberrest und heiliges Volk! So ist's in Jerusalem, so in der ganzen Welt!

Vom Delberg stiegen wir neben dem steil am Felsabhänge des Thals Josaphat erbauten Dorf Siloah hinab. Zahllose Gräber von Juden und Mohamedanern mußten wir überschreiten; denn beide erwarten, daß am Ende der Tage nach der allgemeinen Auferstehung hier im Thal Josaphat das Welt-



Blick auf den Oelberg.

gericht gehalten werden soll. Mohamed soll — nach der Meinung der Türken dann auf einer quer aus der Mauer hervorgebauten Säule reiten, und Christus vom Oelberg aus zusehen, wie Mohamed die Völker richtet. Um nun beim allgemeinen Gericht gleich zur Hand zu sein, begehren Türken und Juden gern hier in der Nähe begraben zu werden. — Zur Rechten hatten wir einzelne Felsengräber, unter denen das des Absalom besonders hervorragt.

Ueber den Kidron hinweggeschritten, erstiegen wir den Berg Zion, auf welchem noch heute Davids Grab und Pilatus Haus unweit des Zions-Thors, außerhalb der gegenwärtigen Stadtmauer gezeigt werden. Wir gingen auf der Höhe dieser Königsburg, deren unersteigliche Mauern einst nur dem Glauben der Blinden und Lahmen ersteigbar waren, weiter hin; neben uns das Thal Gehinnom, das Abbild der Hölle und ihrer Schrecken, und drüber hinweg den Berg des bösen Rathes und den des Aergernisses mit seinem Judas = Blutacker lassend — und erreichten, an dem unteren Gihonteiche vorbei gehend, durch das Gihonthal wiederum das Jaffa-Thor. Ausfällige mit offenen

Wunden, verstümmelten Händen, verfaulten Gliedern, entstelltem Angesicht und heiserer Stimme baten um ein Almosen, Kameeltreiber, Araber und Türken bildeten mit ihren Lastthieren, Kameelen und Mauleseln bunte Gruppen am Thor, griechische Mönche in Unmasse liefen müßig durch die Menge.

Wir wandten uns vom Jaffa-Thor links zu dem Spital, welches deutsche evangelische Liebe, der von allen Confessionen das Röstlichste, nämlich die elendeste Noth der ganz hoffnungslos Verlorenen als Vorzugstheil in Jerusalem zugefallen ist, zur Pflege der armen Aussätzigen erbaut hat. In dem herrenhuter Bruder Tappe fand ich ein liebes, einfältiges, demüthiges für diesen Samariterdienst erwärmtes Gemüth. Das Haus selbst, in welches bis jetzt fünf Aussätzige aufgenommen waren, machte mir den Eindruck, als ob es sehr zweckmäßig angelegt sei. Dr. Sandrecky, ein deutscher, im Dienste der Anglikaner stehender Arzt, ein lieber, frischer Mann, erklärte es für durchaus noch nicht entschieden, ob der Aussatz heilbar oder unheilbar wäre. Die Kranken selbst machten den Eindruck, als ob sie für die an ihnen bewiesene Liebe nur wenig Verständniß hätten, ja als ob sie in der Meinung seien, man sei ihnen dafür noch Dank schuldig, daß sie sich zu wissenschaftlichen Experimenten hergäben. Sie hoffen jetzt noch auf Heilung, und sollte diese Hoffnung fehlschlagen, so würde vielleicht das Haus bald öde stehen. Aber die Liebe, die stark ist wie der Tod, kann und wird auch diese erstorbenen Herzen überwinden! —

Von dort aus gingen wir noch hinüber nach Gottfriedshöhe, und erfreuten uns an den noch leer stehenden schönen Räumen und an der prachtvollen Aussicht, die man vom Dach aus hat.

Als ich dann (vor Sonnenuntergang; denn mit Sonnenuntergang werden die Thore geschlossen) in die Stadt zurückkehrte, trat ich in das Handlungshaus Spittler ein, woselbst ich lauter Deutsche und liebe, ernste christliche Leute als Arbeiter fand. Dieses Handelsgeschäft ist in Händen von Chrißhona-Brüdern und wirft ziemlichen Gewinn ab.

Wie ich mich nun so unter Christenleuten heimisch fühlte,

gab ich der hochzeitlichen Stimmung, die den ganzen Tag hindurch auf Jerusalems heiligem Boden im Inneren meines Herzens geklungen hatte, auch in Worten Ausdruck: „Jerusalem, Du hochgebaute Stadt! sagte ich zu den Freunden — wie oft habe ich dieses Wort daheim gesungen und nicht bloß nach dem himmlischen, sondern auch nach dem irdischen Jerusalem mich sehrend gestreckt! Jerusalem, Du hochgebaute Stadt! Wollt' Gott ich wär' in Dir! Nun bin ich durch Gottes Gnade darin und mir ist's wie einem Träumenden!“ — Ja, antwortete einer der Brüder, und wir möchten halt singen: „Wollt' Gott, ich wär' erst wieder 'raus!“ ein Wort, das ich nach acht Tagen erst verstand.

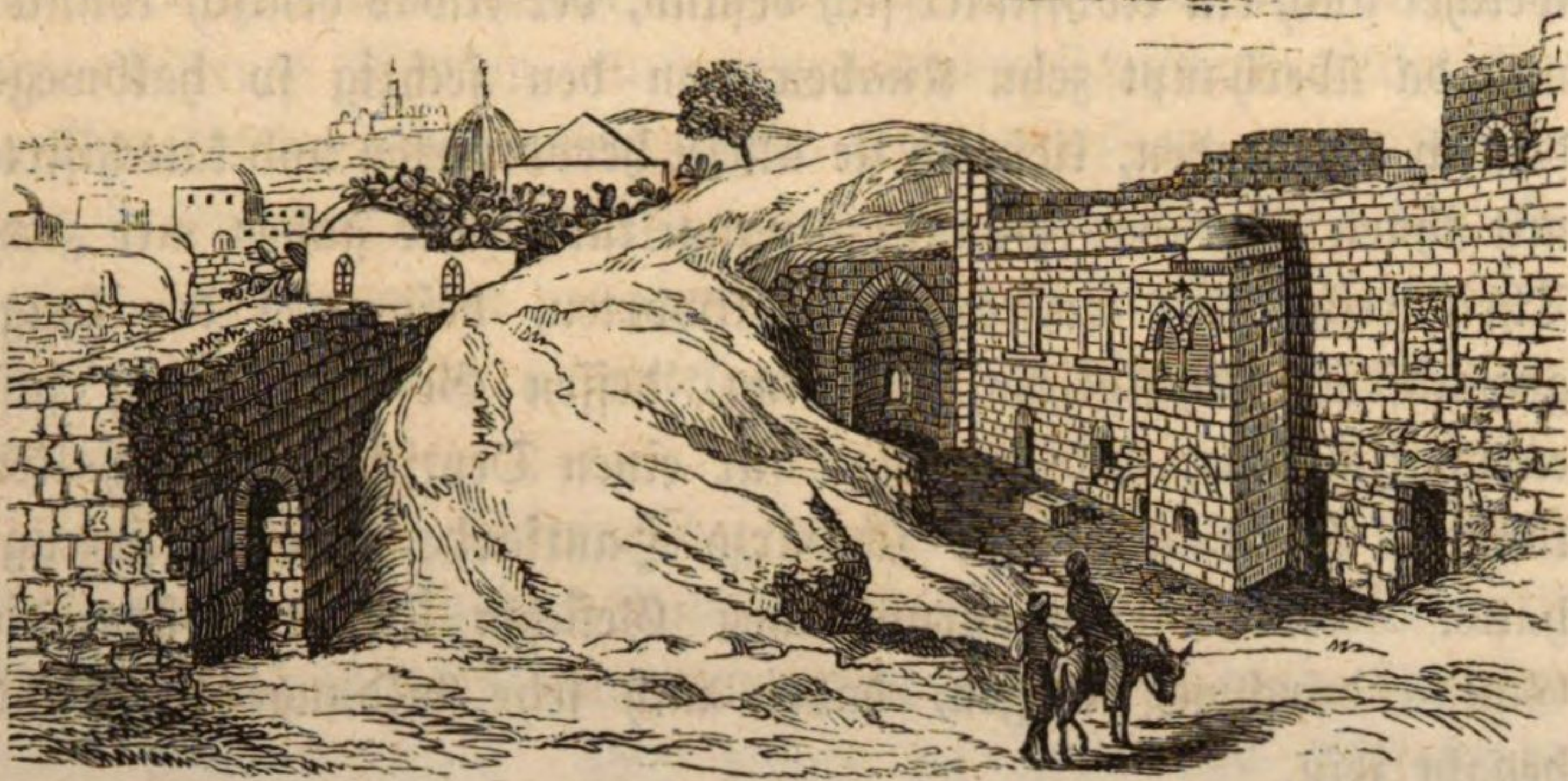
Derselbe christliche Freund aber brachte mir auch Briefe aus der Heimath; — das war ein Jubel, denn ich hatte seit Bassutoland nicht Nachricht gehabt, und konnte nun die Gnade des HErrn preisen, der alle meine Lieben so überaus gnädig und väterlich behütet hatte, daß keinerlei Unfall sie so wenig als mich betroffen hat in der ganzen Zeit.

Sonntag, den 17. November war mein erster Gang ganz früh noch vor Sonnenaufgang zum heiligen Grabe. Ich fand bereits in der griechischen Kirche den Gottesdienst im Gange, dazu auch alle Altäre und kleineren Nebenkapellen mit stillen Betern angefüllt. Im heiligen Grabe selbst mußten die Einzelnen sich ablösen, da große Mengen den Eintritt begehrten. Das Ganze war mir so sehr feierlich und still, und die anbrechende Morgenröthe versetzte mich lebhaft in den ersten heiligen Ostermorgen; ich fühlte auch, da ich an dem Felsgrabe des HErrn niederkniete und meine gefalteten Hände in das heilige Grab selbst hinabsenkte, daß der HErr dicht bei mir war. Und auch Golgatha mit seinen drei Kreuzen konnte durch den abergläubigen, geschmacklosen Schmuck seiner goldenen und silbernen und marmornen Umhüllung nicht ganz verdeckt werden; man kann Christi Sterben und Auferstehen doch noch anders feiern an diesen heiligen Stätten selbst, als daheim im Kämmerlein, — obgleich das mir sehr lebendig im Herzen wurde, daß die heilige Stätte als solche der Gebetsan-

dacht nur ein wenig von Feuer zuzutragen vermag, daß das eigentliche Feuer weder im Ort noch in der Phantasie, sondern im Herzen brennen muß durch den heiligen Geist.

In dem zum Bethause umgestalteten Speisesaal des Johanniterhospizes wurde heute früh Gottesdienst mit Abendmahl gefeiert. Die beiden großen lithographirten Bilder unsers Königs und des verstorbenen Königs an der Wand, das Bild Bismarcks und das Johanniter-Kreuz störten an dieser Gottesstätte meine Andacht nicht; sie waren mir vielmehr beredte Zeugen, daß ich mich auch in dieser heiligen Fremde auf deutschem Boden befand. Dagegen war ich erfreut darüber, daß die Deutschen sich zu diesem Separat-Gottesdienst ermannt haben, da die Engländer in der Zions-Kirche sie immer doch nur als kaum berechnigte Gäste, und über die Achseln ansehen. Das versammelte Gemeindlein war eine auserlesene Schaar, zum größten Theil wirklich ernste, gläubige Christen; der Hausvater des Hospizes, die kaiserswerther Schwestern, Schnellers (aus dem deutschen Waisenhaus), Dr. Sandrezky, der deutsche Lehrer bei der englischen Judenmission, das Personal der Spittler'schen Geschäfts und eine Anzahl ansässiger Deutschen bilden den Kern dieser lieben kleinen Gemeinde, der ich auf Bitten des Pastor Hofmann heute predigen durfte und mit der ich dann das heilige Sakrament empfing. In dieser Stunde war mir der gewölbte Speisesaal des Johanniterhospizes lieber, als der schönste gewölbte gothische Dom!

Nach dem Gottesdienst besuchte ich den gegenwärtig in der Vacanz das preußische Consulat verwaltenden Kanzler Herrn Gerant, einen ernsten, lieben Mann, Candidat aus Mecklenburg, der mich noch einmal zu den Ruinen des alten Johanniterhospizes geleitete. Es steht noch ein Apfß und ein schönes Thor, sowie ausgedehnte Hallen, und es wäre zu wünschen, daß dieser Grund und Boden von den deutschen Johannitern wieder erworben und eine deutsche evangelische Kirche darauf erbaut würde; ein Unternehmen, welches freilich nur mit großen Opfern an Geld und mit großer diplomatischer Klugheit ausführbar wäre, da die Griechen alles anbieten, um das Stück



Ruinen des Johanniter - Hospitals.

Land für sich zu gewinnen. Auch würde eventualiter der Bau, da die ungeheuren Schuttmassen nur auf dem Rücken von Eseln in Säcken fortgeschafft werden können, bereits hohe Summen erfordern, noch ehe man dazu schritte, den ersten Stein über den andern zu legen.

Nachmittags 3 Uhr ging ich zu Dr. Sandrezky, um mit ihm seine arabische Schule zu besuchen. Der frische Mann, der obgleich Mediziner und in vorgerückten Jahren, mit jugendlichem Feuer Kinder unterrichtet, führte mich hinaus durch das Zions-Thor, an den großen steinernen Hütten der Aussätzigen vorbei, die hier unweit der Mauer ihre unheimliche, verborgene Heimath haben; dann an dem sogenannten Hause des Pilatus vorbei.

Draußen vor dem Zions-Thor ist eine Art Vorstadt mit Kuppeln und Minaret; sie heißt die Davidstadt und in derselben wird von den Türken noch heute das Grab Davids gezeigt, der ja „auf Zion“ begraben worden ist.

Die englisch-arabische Schule ist unterhalb der Stadtmauern auf einem steilen Bergabhange erbaut und schaut von der einen Seite in das untere Gihon-Thal, von der anderen

in das Gehenna hinab; ein protestantischer Begräbnißplatz grenzt an den Garten.

Wir besuchten zunächst die fröhliche Kinderschaar, in welcher auch ein Abyssinier sich befand, der etwas deutsch konnte; und da überhaupt zehn Knaben von den sechzig so halbwegs deutsch verstanden, ließ ich sie allein hervortreten und catechisirte mit ihnen über das Sonntagsevangelium. Sie gaben mir zum Theil recht gute verständige Antworten, besonders der langgewachsene abyssinische Jüngling, dessen Gesichtsbildung fast europäisch war, und den man für einen Deutschen hätte halten können, wenn nicht die schwarze Hautfarbe dagegen gezeugt hätte. Aber diesen europäischen Gesichtstypus sollen die Gallas durchweg tragen, dabei auch sehr bildungsfähig und begabt sein.

Während die frische fröhliche Jugend sich des etwas früheren Schlusses der heutigen Stunde freute, und unter dem Schall der arabischen Doppelpfeife sich zum Spaziergang schickte, stieg ich mit Sandrezky zunächst hinauf auf den Thurm, um von oben die bis über das Gebirge Moab hin sich erstreckende Aussicht zu genießen, dann hinab in das Thal Ben Hinnom, dessen schaurige Felsgruppen es allerdings trotz der über denselben sich erhebenden Delbäume noch heute als das Thal des Todesschreckens bezeichnen können; wie denn auch vielfach in den Felsen größere oder kleinere Grabkammern aus alter Zeit und ein ungeheures, fast eingestürztes, geräumiges Leichengewölbe aus uralter Zeit noch von der früheren Bestimmung dieses Thals und seiner symbolischen Bedeutung Kunde geben.

Unser Weg führte bei dem Blutacker — der noch heute Töpfererde liefert, vorbei aus dem Thal Gehenna in das Thal Siloah. Die stets fließende Quelle, das Wässerlein, das stille geht, hat hier zur Anlage großer Gärten (die früheren Gärten der Könige) Gelegenheit geboten. Unten im Thal ist der En Rogel noch heute ein gefeierter Fleck, wo im Frühjahr die Bevölkerung zu Spielen und Festlichkeiten und Spaziergängen sich zusammenfindet, um sich an dem lebendigen, fließenden Quellwasser zu erlaben. Die Quelle Siloah fließt noch jetzt ununter-

brochen seit des HErrn, ja seit Hiskias und Davids Zeit; ein überbauter Gang führt den Wasserlauf derselben von ferne her bis in den kleinen Teich Siloah. Wir gingen an dem Teiche vorüber, zwischen schwarzen Ziegenheerden hindurch, angebellt von heiseren Hunden, auf der anderen Thalseite nach Zion wieder hinauf. Die untergehende Sonne mahnte an beides, an den bevorstehenden Thorschluß und an die Unsicherheit des einzelnen Wanderers da draußen; denn bis in die letzte Zeit hinein sind Räuberanfälle unmittelbar vor den Thoren Jerusalems keine Seltenheit.

Wir nahmen unsern Weg bei den tristen Häusern der Ausfägigen vorüber in das Judenviertel, woselbst die Juden in ihrem Handels- und Gewerbsverkehr uns als lebende Nationalität entgegentraten. Sie haben da nicht das Abstoßende, Fremde wie in Europa; sie sehen frei aus den Augen. Einzelne über die Backen belockte Jünglinge sahen in ihren seidenen verbräunten Kaftans lieblich aus. Es gab ihrer bräunliche und auch solche, deren Wangen Milch und Blut glichen; eine dreizehnjährige Mutter trug ihren Säugling auf dem Arm. Auch unter den Alten gab es charaktervolle Gesichter und Gestalten. Auf den engen Straßen aber überall unsäglicher Schmutz und ekelhafte Massen herrenloser Hunde.

Die Straßen sind so schmal, daß man sie mit Mühe nur auf Kameelen und Eseln und Pferden passirt; Laden ist an Laden und das Gedränge so groß, daß an ein Fahren mit Wagen gar nicht gedacht werden kann. Oben sind fast alle Straßen dem größten Theil nach überwölbt, und nur hier und dort sind offene Lücken geblieben, die Licht und Luft einlassen. Ueber den Gewölben erheben sich oberhalb der Straßen hier und da wieder Häuser. Da es auf diese Weise früher als draußen dunkel wird in den Straßen, verirrte ich mich gründlich, bis ich einem deutschen Knaben begegnete, der mich zurecht wies. Bei Pastor Hoffmann verlebten wir, mehrere Deutsche, einen deutsch gemüthlichen Sonntags-Abend.

Drittes Kapitel.

Von Jerusalem hinab nach Jericho.

Montag, den 18. November. Wir waren früh auf, denn wir hatten einen weiten, ermüdenden Ritt vor uns. Herr von Schulze hatte sich wohl vorgesehen, indem er sein Pferd von Abdallah sich zuvor hatte zeigen lassen. Ich meinerseits, der diese Vorsicht nicht beobachtet hatte, sah mich bald genöthigt, meinen langsam schreitenden und hart trabenden Braunen mit Abdallahs zwar schwächerer aber angenehmer gehender Schimmelstute zu vertauschen.

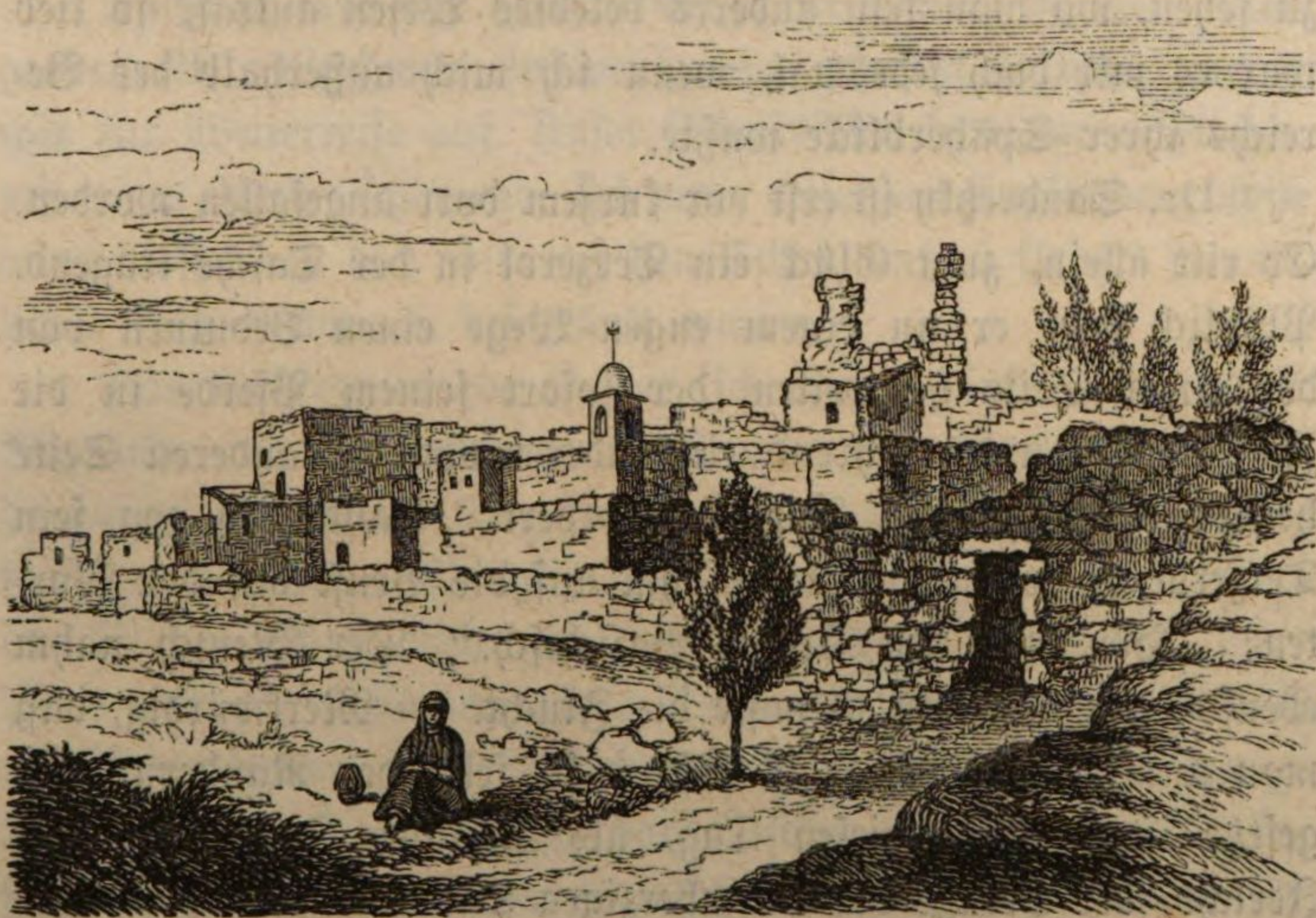
Unser Weg führte über den Delberg —; sicherlich derselbe Weg, auf welchem David dem Jordan zu geflohen war. Denn der Jordan hat dort nur Eine Fuhrt, und der Weg zwischen den Felsbergen der Wüste Juda ist auch nur einer. Der jenseitige Abhang des Delbergs öffnete den Blick auf ein lieblich gelegenes Dörfchen, welches ich, weil es mir als Bethanien bezeichnet wurde, skizzirte. Hernach erfuhr ich, es sei Abu Dis und liege schon eine halbe Stunde jenseits Bethanien.



Abu Dis und die Moabiterberge vom Delberg aus.

Auf der Höhe warteten wir unsere Schutzwache ab. Der Sohn eines Beduinenscheichs, ein brauner, gutbefleideter, mit glänzendem Säbel, Gewehr und Pistolen wohlbewaffneter Jüngling, ritt mit uns, um uns gegen die etwanigen Anfälle der gerade hier noch bis auf den heutigen Tag sehr räuberischen Beduinen zu schützen. Zu ihm gesellte sich nach einiger Zeit ein andrer Fußsoldat, der nur mit einem langen, weißen, hemdartigen Gewande bekleidet war, mit einem Lederriemen umgürtet, die Haare durch einen Strick zusammengebunden, eine sehr lange Flinte in der Hand.

In dem kaum eine halbe Stunde von Jerusalem entfernten, am jenseitigen Fuß des Delbergs gelegenen Bethanien machten wir Halt. Die Tradition hat den Namen des Lazarus erhalten bis auf diesen Tag, denn der arabische Name des Orts ist Lazarieh. Man zeigte das Haus von Maria und Martha, und namentlich auch Lazari Grab, zu welchem man auf Steintreppen, durch mehrere Abtheilungen hindurch ziemlich tief in den Felsen hinabsteigen mußte. Dies Grab hat mit anderen orientalischen Grabstätten seiner Construction nach so wenig Aehnlichkeit, daß ich die Identität stark bezweifeln mußte.



Bethanien.

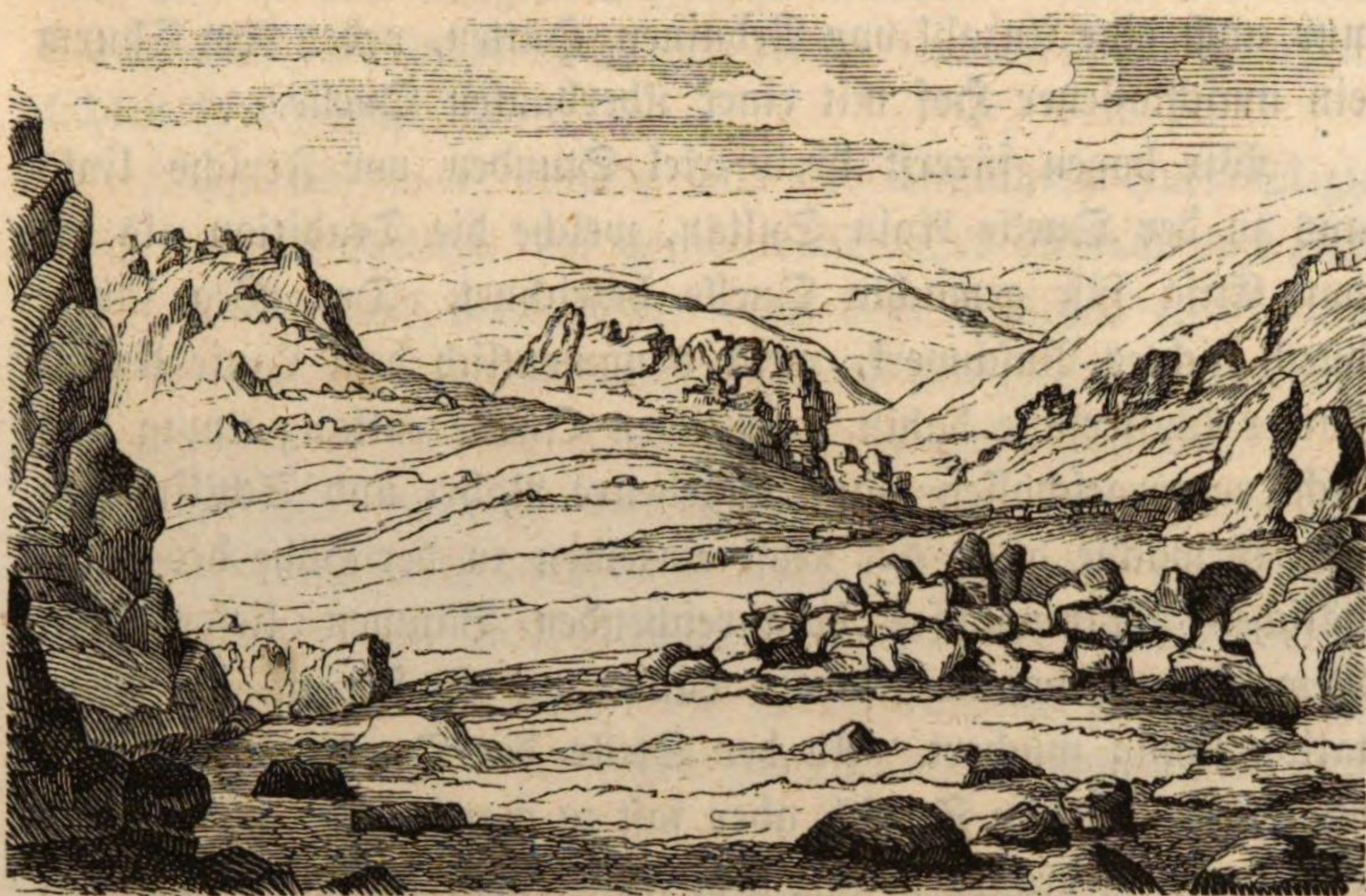
Aber wenngleich das einzelne Haus kaum sich näher bestimmen läßt, so ist ja doch das sicher, daß hier der Herr Jesus im trauten Familienkreise ausgeruht hat von der Tagesarbeit, daß er hier das Wort von der Auferstehung gesprochen und seine königliche Gewalt über Tod und Grab offenbarlich an alle Welt kundgethan hat.

Weiterhin führte der Weg an einem Brunnen vorbei, neben welchem Karawanen mit ihren durstigen Kameelen und Maulthieren artige Gruppen bildeten. Dann aber wurde das Felsgebirge ganz öde und steil; man hätte für die Stätte des hier in der Wüste vom Felsabhang herabgestürzten jährlichen Asafelbocks sehr viele Plätze finden können.

Endlich verschwand alle Spur von Vegetation und um so unheimlicher wurde der Anblick einzelner Beduinen, die auf fernem hohem Felsgipfel standen und mit hoch erhobener Lanze in die Thäler auslugten. Was hatten sie mit ihren Lanzen und mit ihren Gewehren dort zu thun, da Weide für das Vieh nicht vorhanden war? Was wollten sie dort anders, als nach Raub spähen? So romantisch es daher auch war, diese phantastischen Gestalten hier und dort in der grausigen Felseinsamkeit zu sehen, wo man kein anderes belebtes Wesen antraf, so lieb war es mir doch jedesmal, wenn ich mich außerhalb des Bereichs ihrer Späherblicke mußte.

Dr. Sandrecky ist erst vor kurzem dort angefallen worden. Er ritt allein, zum Glück ein Terzerol in der Tasche tragend. Plötzlich sieht er an einem engen Wege einen Beduinen von der einen Seite herabeilen, der sofort seinem Pferde in die Zügel fällt, und während ein anderer von der anderen Seite herabkam, barsch ein Bakschich fordert. Sandrecky zog sein Terzerol hervor und setzte es ihm auf die Brust mit den Worten: „Hier hast Du Deinen Bakschisch.“ Der Mensch nahm ebenso eilig wie sein Genosse die Flucht. — Merkwürdig, daß man an keinem Orte in Palästina so sehr den Räubern ausgesetzt ist bis auf diesen Tag, als zwischen Jerusalem und Jericho, der Straße des barmherzigen Samariters, auf welcher auch unser Fuß sicherlich auf irgend einem Punkte dieses engen

Gebirgspfad des den Ort überschritten hat, wo der Samariter dem Priester und Leviten gegenüber ein Vorbild der Nächstenliebe gegeben hat, die Gott gefällt.



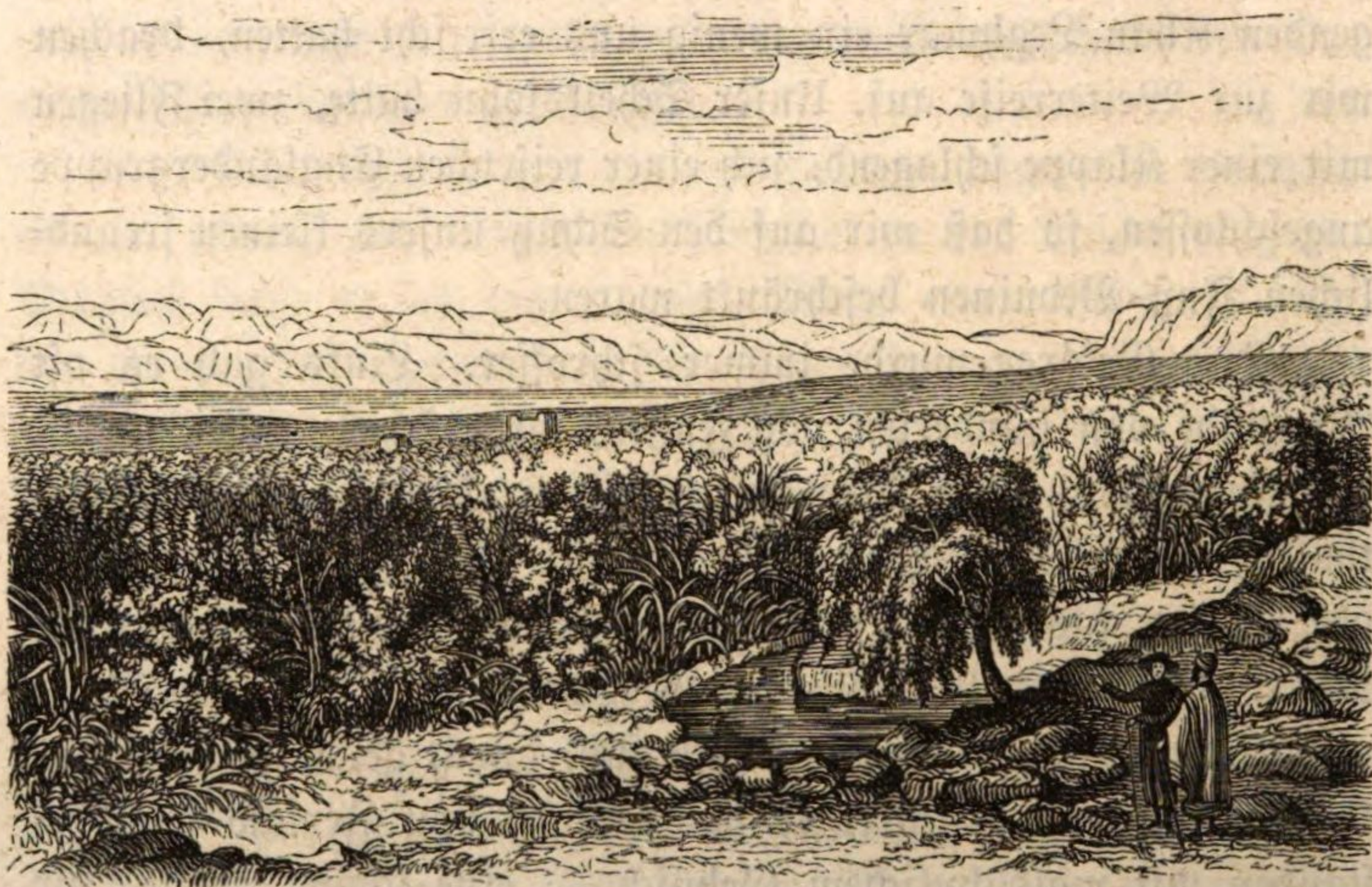
Die Wüste Juda zwischen Jerusalem und Jericho.

Nachdem wir auf halbem Wege bei dem in Ruinen daliegenden Khan Leghmar ein wenig uns erfrischt hatten, brachen wir zur Weiterreise auf. Unser Scheik'sohn hatte, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagend, sich einer reisenden Engländergruppe angeschlossen, so daß wir auf den Schutz unsers kleinen freundlichen Fuß-Beduinen beschränkt waren.

Das Gebirge wurde immer schroffer. Links gab es oft Abgründe von hunderten von Fuß, an welchen vorbei zumeist bergabsteigend, unser Weg durch die trockenen Wady's (Fels-thäler) hinführte. Lange ritten wir schweigsam durch diese öde Stätte, bis endlich um eine Ecke biegend wir das todte Meer und die steile zerklüftete Bergwand des Gebirges Moab vor Augen hatten. Vor uns dehnte sich, durch gelbe gräberartige Kalkfelsen scharf abgegrenzt, das Gefilde von Jericho aus, bestanden mit waldähnlichem Gebüsch — eine schöne, weite, für Palästinas Bodenbeschaffenheit seltene Ebene. Von Jericho selbst

ragte nur ein einzelner uralter Wartthurm über das Gebüsch empor — als läge ganz Jericho in Trümmern und nur Rahabs Thurm sei stehen geblieben. Außer diesem, jetzt von einer türkischen Wache bewohnten mehrstöckigen Thurm sind in Jericho nur noch eine Anzahl von Beduinen-Hütten, neben dem Thurm ein umschlossener Hof mit einer überbauten Quelle.

Wir bogen fürerst dreiviertel Stunden vor Jericho links aus zu der Quelle Ajin Sultan, welche die Tradition als die von Elisa süß gemachte Quelle bezeichnet. Der Weg führte durch dichtes Buschwerk, welches namentlich dem Laufe der in starker Wasserfülle dahin strömenden Quelle entlang üppig und dicht emporgeschossen war; ungeheure Rohr- und Schilfmassen und Gewächse aller Art nebst einzelnen zu der Höhe des europäischen Baumwuchses heranreichenden Bäumen liefern den Beweis, daß wo im gelobten Lande nur Wasser ist, die Vegetation üppig wuchert. An der Stelle der Quelle strömte das Wasser in starkem Strahl, aber fast zu warm, um den durstigen Wanderer zu erquicken, aus dem Fuße eines Kalkfelsens heraus: ein schattig romantisches Plätzchen; Spuren von Mauerwerk lassen erkennen, daß die Quelle zu Zeiten überbaut gewesen war.



Ajin Sultan, Jericho, das todte Meer, Nebo.

Ich stieg einen Berg neben der Quelle hinauf, und genoß von oben ein prachtvolles Panorama über den grünen Waldbordergrund des Gefildes Jericho, über den, — freilich ohne irgend eine Palme, hervorragenden Jericho-Thurm — über das breit sich hinstreckende todte Meer mit seinen beiderseitigen schroffen, fahlen Gebirgsufern.

Lange durfte ich freilich mit der Aufnahme einer Skizze mich nicht versäumen, da gerade dieser Ort vielfach von räuberischen Beduinen heimgesucht wird. Wir bestiegen also unsere Pferde und genossen, da hier der Weg bis Jericho ganz eben ist, einmal die Freude, aus unserm langweiligen Schritt in einen kräftigen Galopp überzugehen. Aber wir hatten die Wegstunde bis Jericho noch nicht ganz beendigt, als ich gewahr wurde, daß ich im Reiten meine Zeichenmappe verloren hatte. Ich mußte also noch einmal bis zu der Quelle zurück, sie zu suchen, und es war daher schon ziemlich nach Sonnenuntergang, als wir Jericho erreichten.

Unsere erste Sorge hier war das Nachtquartier, zu welchem uns die türkischen Soldaten im Thurm, natürlich gegen ein gutes Bakschisch, eine ihrer Wacktkammern zu überlassen gern erbötig waren. Wir bestiegen den Thurm, genossen die entzückende Aussicht von oben, zogen aber, nachdem wir die einzelnen Kammern der außer den Wacht-Mannschaften noch mit zahlreicher, mehrfüßiger Einquartierung belasteten Räume in Augenschein genommen hatten, doch vor, unten einen breiten Steintrog neben der in einem großen Becken aufgefangenen Quelle uns zum Lager zubereiten zu lassen.

Es war wirklich ein phantastisches Nachtquartier. Die wohl 6 Fuß breite und 12—14 Fuß lange Steinplatte hätte außer uns noch wohl vier bis fünf anderen Wanderern Schlafraum geboten. Neben uns ein ebenso großer im Steinbecken aufgefangener Wasservorrath, der plätschernd zu unsern Füßen abfloß; über uns das löcherichte Dach von Stroh und Schlingpflanzen, mit welchem dieser ganze Hofraum überbaut ist, und durch dessen Lücken der Mond einzelne Strahlen sandte; — durch einen schmalen Gang getrennt die gewaltige unförmliche

Masse des Jericho-Thurmes, neben welchem Pferde und Maulthiere unter dem Sattel stehend aus ihren umgehängenen Futterbeuteln fraßen; in der einen Ecke des Hofes die türkische Wache um das Feuer, arabische Lieder singend, dazu das ungewöhnliche Lager, dessen harte Steinunterlage nur durch eine leichte Strohmatte und durch das, was wir selbst an Decken aufbringen konnten, etwas erweicht war. Das war gegenwärtig die Gestalt des Ortes, dessen mächtige Mauern einstmals wankten vor dem Schall der Halljahrsposaunen und erbeben bei dem Anblick der im feierlichen Siegeszuge sie umziehenden Bundeslade. Lange entbehrte ich des Schlafs; allerlei Bilder aus alter Zeit bewegten mein Herz.

Während ich nun noch so träumend und dem durch Rankengewächse hindurch zitternden Mondscheinlichte lauschend dalag, da öffnete sich die Hofthüre, und ein Haufen Menschen drang ein. Mit einem schrillenden ptirrrrrr — wurde ein Wechselgesang eröffnet. Die blau gekleideten Beduinenmädchen bildeten einen Halbkreis, schlugen mit den Händen den Takt und sangen im Wechselgesang eine eintönige Melodie, während drei von den Mädchen aus dem Kreise hervortraten, und in allerlei graziösen Bewegungen den mit beiden Händen gefaßten Schleier über den Kopf links und rechts schwenkend, einen der arabischen Nationaltänze aufführten. Der Tanz war viel anständiger als unsere Tänze, und bestand eigentlich nur in graziösen Bewegungen, die die einzelnen Mädchen, sich um einander bewegend, ausführten. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie Mirjam also zu Ehren des HErrn getanzt hat, und wie die Töchter Israel dazu ihre Wechselgesänge gesungen haben. Nachdem die Tänzerinnen ihren Basschisch empfangen hatten, dauerte es noch geraume Zeit, bevor alle diese phantastisch orientalischen Bilder, die meinen Geist beschäftigten, mir einzuschlafen gestatteten.

Der Jordan. Das todte Meer. Kloster Mar Saba.

Dienstag, den 19. November waren wir lange vor der Sonne auf und im Sattel. Eine breite Straße von vielen neben einander laufenden Fußpfaden führte durch „das Gefilde Moab“, die Ebene Jericho, — sie bezeichneten den Weg, den einst die Juden, als sie das Land in Besitz nahmen, gezogen waren und den noch heute Tausende in Pilgerkaramanen hier durchziehen, um die Fuhr des Jordan aufzusuchen. Hier in der Nähe muß auch Gilgal gelegen haben, das Hauptquartier, von welchem aus Josua das Land erobert hat.

Die Ebene war zumeist dürrer Sand, fest getreten, mit sparsamem Kraut- und Strauchwuchs und vielen losen Steinchen. Da wir etwas schärfer reiten konnten, erreichten wir den Jordan bei guter Zeit, und ich benutzte die Einsamkeit, um im Jordan zu baden an der Stätte Bethabara, wahrscheinlich derselben, wo der Herr Jesus das Taussakrament an sich hat vollziehen lassen, und wo die Schaaren um Johannes den Täufer sich gesammelt haben.

Hier hat der Jordan seine Ufer mit üppigem Baumwuchs bekleidet. Hoch über die Gipfel hinweg ragen die Ausläufer des Gebirges Moab, steil zum Fluß abfallend, und nur auf einer kleinen Stelle zur Fuhr Raum gewährend. Hier hat Moses sein letztes Lied gesungen und sein Volk gesegnet, bevor er auf einer der nahegelegenen Höhen des Gebirges Pisga vom Herrn selbst abgerufen wurde. Hier auch hat sich das Wasser des Jordan aufgestaut vor der Bundeslade, daß Israel trockenen Fußes hindurchzog. Es war für mich ein eigenthümliches Gemisch von Gefühlen, als ich an dieser Stelle badete.

Nachdem ich soeben die Kleider wieder angelegt hatte, kam hoch zu Roß mit einigem Gefolge der Beduinenscheich, der Herr des jenseitigen Ufers, angeritten, prächtig geschmückt, die lange, goldverzierte Lanze in der Hand. Säbel und Gewehr ebenfalls

reich mit Gold belegt, und edelsteinverzierte Pistolen im Halfter vollendeten die Bewaffnung; schöne Purpurschabracken mit Goldquasten, die grazios herabhingen, vollendeten den Schmuck von Pferd und Reiter. Da wir unser so wenige waren, hatte ich keine Freude an diesem Besuch; denn nicht selten hat dieser selbe Scheich mit seinen Leuten Ausfälle von jenseits des Jordan gemacht, um diesseits die Reisenden auszuplündern. Ein



Die Fuhr des Jordan bei Jericho.

Sohn von Rothschild hatte der Mahnungen erfahrener Leute in Jerusalem spottend, es gewagt, mit einem Begleiter an dieser Stelle den Jordan zu überschreiten. Er kam in die Hütte des Scheich, der ihn höflich und gastlich aufnahm. Als er am folgenden Tage seine Reise fortsetzen wollte, bat ihn der Scheich: Laß es Dir doch noch einen Tag bei mir gefallen! Dieselbe Bitte wiederholte der freundliche Wirth am dritten und vierten Tage, bis endlich der gefeierte Gast gewahr wurde, er sei der Gefangene seines Wirths. Er mußte sich mit 2400 Gulden auslösen. Dies war derselbe Scheich, der nun auf seinem stattlichen Araberroß unsere Bewunderung erregte. Noch unheimlicher wurde es mir aber, als sich das jenseitige Ufer mit bewaffneten Reitern füllte, die ihrem Scheich entgegengekommen

waren. Indeß, mochte es nun der Eindruck der letzten Strafexpedition sein, durch welche die Türken die jenseitigen Räuber-Stämme jüngst gezüchtigt hatten, mochte es der Anblick von zwei englischen Reisegesellschaften sein, welche gerade um diese Stunde im Geleite des von uns gedungenen Scheichsohns bei uns anlangten, kurzum der Scheich war ganz höflich und maulerlich, gab uns seine mächtige Lanze zur Prüfung ihrer Wucht in die Hand, und ritt dann auf seinem stattlichen arabischen Roß durch die Fuhrt. Jenseits strauchelte sein Pferd bei dem Aufsteigen, daß er schnell abspringen mußte, um nicht zu stürzen. Andere wateten zu Fuß hindurch, und auch unser Soldat ging hindurch, um uns zu zeigen, wie er im mächtigen Bogen schwimmend, vom Strom stark getrieben, den Fluß überschreiten konnte.

Die Gegend wurde bald ganz belebt durch große Kameels-Karawanen und Maulthier-Trosse, die von jener Seite kamen, aber noch nicht übersehten, während wir sie beobachteten.

Wir waren die ersten aus der zahlreichen am Jordan aufgehäuften Fremdenmasse, die den Weg zum todten Meer fortsetzten. Unterwegs zündete unser Schutz-Beduine, um sich eine „fantasia“ zu machen, das dürre Gestrüpp der Dornen und Gräser an, deren hoch aufblackernde Flamme meinen Geist auf den brennenden Busch des Moses in dem nicht allzufernen Horeb hinlenkte.

Die Ufer des todten Meeres sind von dieser Seite gar nicht so öde, wie man sie gewöhnlich malt. Wir fanden zwar ganze Strecken des Ufers mit abgestorbenen, durch den Jordan hinweggerissenen und hier abgelagerten Baumstämmen bedeckt; aber das Gras wuchs doch in sehr geringer Entfernung von dem Wasser dieses todten Meeres, auch 15 Fuß hohes Rohr und Sträucher; ja letztere standen sogar noch mit der Wurzel selbst im Wasser. Diese letzteren waren zwar, wie es schien, verdorrt, aber sie lieferten doch den Beweis, daß selbst an den von dem höheren Wasserstand erreichten Uferpartieen noch Gesträuch wachsen kann. Ueberhaupt gewährte mir der ganze See mit seinem tief blauen Spiegel und schönen gebirgigen

Umgebungen viel mehr einen lieblichen, als einen grauenerregenden Anblick. Jegliches Wasser erfrischt in diesem wasserarmen Palästina durch seinen bloßen Anblick das Herz. Und auch das Wasser des todten Meeres, obgleich durch Geschmack und Wirkung erinnernd an die Gottesgerichte, die diese Stätte einst getroffen haben, ist doch auch nicht ohne Verheißung. Es soll ja durch das gespaltene Gebirge einst ein Strahl vom Tempel ausfließen, der auch in diesen Tod Leben zurückbringt. Dem Herrn und seinem Worte ist kein Tod zu mächtig auf Erden!

Ich konnte auch hier der Versuchung nicht widerstehen, und nahm daher ein Bad in dem See. Das Wasser war fast lauwarm, und so schwer, daß ich Arme und Beine von mir gestreckt, den Hut auf dem Kopf, ohne unterzugehen, so ruhig in dem Wasser lag, wie das Kind in der Wiege. Es war das allerweichst denkbare Polster, auf welchem man zu Noth hätte auch schlafen können. Der Geschmack des Wassers aber war viel unangenehmer als der des Meerwassers, es war wie feuriges Salz oder wie gesalzenes Feuer.

Wir wandten uns nun westlich und erstiegen die Vorberge des Gebirges Juda, von denen man auf einer Höhe von einigen Hundert Fuß eine entzückende Aussicht genießt über das ganze Meer, das Gebirge Akrabbim, das Land der Moabiter und Ammoniter, über das Gefilde Moab und die ganze weite Jordan-Ebene, in welcher Abdallahs schärferes Auge sogar den See Genezareth zu schauen behauptete; aber über welche hin weit hinaus klar und scharf gezeichnet die schneebedeckten Gipfel des Hermon leuchteten. — Dies ungefähr war das Bild, welches Moses von dem mir gegenüberliegenden, nur durch die Vertiefung des todten Meeres geschiedenen Nebo durch Gottes Gnade schauen durfte, nur daß, weil die jenseitigen Berge viel höher sind, man von dort aus auch über die unfrigen hinüber und die Höhen jenseits des Gebirges Juda schauen kann. Denn auch ich meinerseits habe späterhin sowohl von Bethlehem aus, als von Hebron aus und von dem Delberg aus und von Sichem aus und von dem Berge Tabor aus, und von den Höhen Nazareths aus das Gebirge Moab, auf welchem Moses

stand, sehen können. Man hat also gar nicht nöthig, ein besonderes Wunder anzunehmen, welches Gott gethan hätte, um Mose vom Nebo aus das ganze gelobte Land zu zeigen.

Das Gebirge Juda, in welches wir nun — westlich unseren Lauf nehmend — hinein und hinauf ritten, ist ein vielfach zerflüftetes Kalkgebirge. Die unteren Partien sind von dem Regen so ausgewaschen, daß ganze Gruppen die Gestalt von Dächern annehmen, ähnlich denen, welche die kleinen Seitengewölbe des Kölner Doms überdachen, so daß man — ebenso wie bei dem Sinai vom rothen Meer aus, bisweilen den Eindruck eines Zeltlagers erhält. Je höher man steigt, desto mehr erweitert sich natürlich der Blick; an immer mehr Punkten glänzt ein Abschnitt vom blauen Wasserspiegel des todtten Meeres zwischen den scharf abgeschnittenen Klippen hindurch, und immer weiter dehnt sich die Jordansaue aus; aber auch immer steiler und tiefer werden die nackten, schaurigen Felsabgründe zur Seite mit ihren vielen Höhlen. Wir waren auf dem Gebiet, wo David vor Saul jahrelang flüchten und in dieser dürren schaurigen Wüste der lieblichen Tristen des heimischen Bethlehem entbehren mußte.

Bisweilen wurden die Thäler ganz eng und in diesen Felschluchten brannte dann die Sonne entsetzlich heiß, zumal sie so hoch am Himmel stand, daß alle diese hohen Felsen nur an einer einzigen ganz kleinen Stelle ein wenig Schatten gewährten, während wir stundenlang vorher und nachher wirklich durchglüht wurden. Das war im November; wie mag in der Gluthitze des Sommers David mit seiner Mannschaft, wenn sie hier wie das Wild auf den Bergen gejagt wurden, gleich einem Hirsch nach frischem Wasser gelehzt haben.

Die zum Theil nicht unbedeutenden Wadys oder Flußbette neben uns waren, der Kalksteinformation entsprechend, bisweilen ganz eben, dann aber auch in schroffen, senkrechten Fels-Wänden abfallend, so daß zur Zeit des Regens, wenn diese Läufe mit Wasser gefüllt sind, der Anblick prachtvoll sein muß. Die die Wadys einschließenden Wände spielen in den mannigfachsten kühnen und überraschenden Felsbildungen, so daß trotz der

Dürre und Dede das Auge stets Ergözung und Abwechslung findet, so weit ihm der schmale und nicht selten gefährlich steile Fußpfad, auf dem man reitet, umherzuschweifen gestattet.

Wir ritten zuerst sehr vorsichtig und langsam, dann aber, nachdem wir unter jenem vereinzeltten Felschatten eine Zeit gerastet und dadurch den uns folgenden Engländern Zeit gelassen hatten, uns zu überholen, begann ein ungestümes Wettreiten. Jeder von uns wollte der erste sein, in Kloster Mar Saba anzukommen, damit er das bessere Gastzimmer bekomme; und so jagten denn unsere Vormänner um die Wette über Thal und Fels hinweg, daß die Funken stoben. Prächtig sah es aus, wie unser Abdallah in seiner arabischen Tracht wie angegossen an das Pferd, über die steilsten Abhänge im vollen Carrière dahinsprengte, während es mich schauderte ihm zuzusehen. Ich hatte Mühe, ihm zu folgen, obschon ich von Afrika her scharfes Reiten gewohnt war. Dies aber war nicht scharfes, sondern wildes Reiten und es schien auch die wilde Araber-Natur in Abdallah so völlig erwacht zu sein, daß er gar nicht mehr nach uns hörte und sah, sondern bald wohl eine Viertelstunde voraus und in den Felsklüften verschwunden war, so daß wir bei sich spaltenden Fußwegen oft in Zweifel waren, welchen Pfad wir wählen sollten. Wir fanden ihn indeß zuletzt wieder, und es war mir dies um so lieber, da alle Anzeichen bekundeten, daß wir in der Nähe eines Beduinenlagers uns befanden.

Einzelne Kameele weideten, auch kleine Schaaf- und Rinderheerden bedeckten die sanfter gewordenen Bergabhänge und suchten sich die spärlichen dürrn Grashalme zwischen dem heißen Gestein heraus, hier und da schaute eine Lanzenspitze, dort auch wohl ein ganzer Bewaffneter hinter einem Felsen hervor, oder einer jener wilden Wüstenöhne stand auf hohem Berge um auszuspähen. In ähnlicher Weise mag der Prophet Amos aus dem von uns nur wenige Stunden entfernten Thekoa, oder auch David, dessen Bethlehems-Fluren nun nicht mehr allzu fern waren, seiner Heerde gewartet haben; und ich lernte es verstehen, wie die Eindrücke solcher gewaltigen Naturumgebung

selbst für die inspirirten Weissagungen dieses Propheten und des Psalmsängers die Unterlage bilden mußten, so daß überall die Eindrücke der gewaltigen Gottes-Natur auf die Seele des Sängers in Psalm und Prophetie hindurch leuchten.

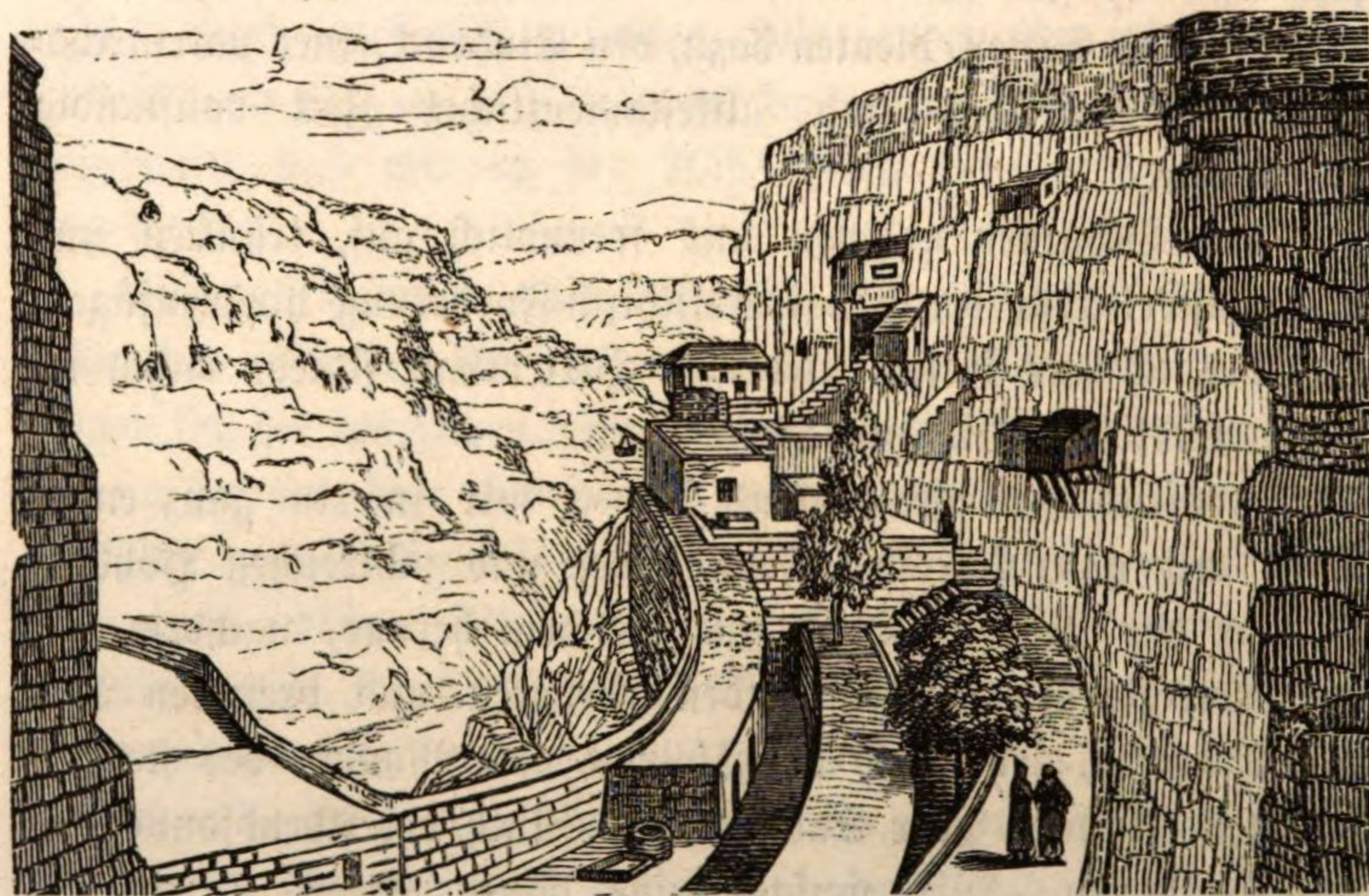
Nachdem uns Abdallah versichert hatte, diese Beduinen in der Nähe seien seine amique und hätten dort unten im Grunde ihr Zeltlager, bogen wir auf einem schmalen Fußsteige dorthin ab, und trafen alsbald eine Reihe schwarzbrauner, an Zeltstricken roh aufgespannter, unten mit niedriger Steinmauer abgegrenzter Kameel- und Ziegenhaarteppiche, unter denen dieses Nomadenvolk seine Wohnungen aufgeschlagen hat. Die Tracht der Männer mit Kaftan, Gürtel und Turban war sicherlich dieselbe, die Abraham schon gebraucht hat, und manches Antlitz mit ehrwürdigem langem Bart, scharf ausgeprägten semitischen Zügen und orientalischem Gepräge, und manche Gestalt mit langem Hirtenstabe mochte ein Ebenbild sein von einem der Erzväter; mancher Knabe in seinem nur bis an die Kniee reichenden Hemd und seiner gebräunten Hautfarbe war wie David „ein Knabe, bräunlich und schön.“ Die Umgebungen alle, die ruhenden Kameele, die zottigen Wüstenschafe, die schwarzen Ziegen und kleinen Rinder, dazu die Einfachheit der Geräthe und Sitten, dienten dazu, den Eindruck eines patriarchalischen Hirtenbildes aus alttestamentlicher Zeit vollständig zu machen.

Die Beduinen nahmen uns freundlich auf, tränkten uns mit Wasser, ohne die lästige Bakischisch-Forderung hinzuzufügen, und als ich aus diesem niedrigen Hirtenthale schied, nahm ich ein freundliches Bild im Herzen mit.

Jenseits des Bergrückens kamen wir in ein ganz enges Thal mit ganz schroffen Felswänden und zahlreichen Höhlen; es war das Kidron = Thal, aus welchem heraus, nachdem wir den von Jerusalem kommenden ebeneren und breiteren Weg gefaßt hatten, sehr bald die Thürme und Mauern des starkbefestigten Klosters Mar Saba in der Gluth der Abendsonne entgegenleuchteten. Wir mußten eine ganze Strecke längs den Befestigungen herabsteigen, bis wir durch ein Thor in den

ersten Vorhof eingebogen, Gelegenheit fanden, das von Jerusalem mitgebrachte Empfehlungsschreiben des griechischen Klosters an den Archimandriten von Mar Saba abzugeben. Auf dasselbe hin wies man uns sofort freundlichst ein Zimmer an, und bewillkommte uns, nachdem wir kaum Zeit gewonnen hatten, die müden Glieder auf den breiten, die ganzen Wände des Zimmers einnehmenden Divans auszustrecken, mit einer Tasse trefflichen Kaffees.

Das Kloster ist an den senkrechten Felswänden des Kidrontals wie ein Schwalbennest angeklebt, überall hat man die kleinen Felsvorsprünge benutzt, um die gewaltigen, hohen Strebe-
mauern darauf zu errichten. Die bereits vorhandenen natürlichen Höhlen hat man durch künstliche vermehrt; oft hat man aus den Löchern der Felsen heraus einzelne Zimmer so herausgebaut, wie man ein Vogelbauer an die Wand außen nach der Straße hinaushängt, steinerne und hölzerne Treppen in großer Zahl stellen die Verbindung zwischen den einzelnen Abtheilungen her. Ab und zu hat man ein kleines Gemüsegärtchen dem Fels abgewonnen, ja man hat in denselben Bäume gepflanzt, und namentlich eine hohe schlanke Palme, die un-



Klosterhof in Mar Saba.

mittelbar neben einer senkrechten Felswand kühn emporstrebt, ohne daß man sieht, woher sie dem fahlen Fels ihre Nahrung entnimmt, fesselt immer von neuem das Auge. Nimmt man nun die vielen schönen Neubauten, die Kuppeln der Capellen — von denen eine im Hof vereinzelt stehende, das Grab des Stifters umschließt, die von unten aus zu einer Höhe wohl von mehr als hundert Fuß aufsteigenden Befestigungsmauern und Wachtthürme hinzu, so gewährt das Ganze einen fast märchenhaften Anblick. Man glaubt sich in das Gebiet der vermünschten Schlösser zc. versetzt; nie habe ich etwas Aehnliches gesehen.

Auch an geschichtlichen Erinnerungen ist dies uralte Kloster reich. Man zeigt unter anderem die Zelle des Johannes v. Damascus, und eine andere, in welcher Chrysostomus gewohnt haben soll.

Die Capellen sind, wie alle griechischen Kirchen mit Goldverzierungen und mäßig schlechten Bildern geschmückt. Ein Gang durch die verschiedenen Abtheilungen des Baues führte hier und dort an jähe furchtbare Abgründe, von denen man schwindelnd zurückbebt; der höchste Thurm gewährte eine Panorama-Ansicht über das ganze Gelände und die Thalschluchten.

Heute aber war es mir lieber mich auf dem Divan auszustrecken, und die durch den Ritt ermüdeten Glieder zu ruhen, und die zweite Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten auf morgen früh zu versparen.

Fünftes Kapitel.

Ein Beduinenlager. Bethlehem. Hebron.

Mittwoch, den 20. November. Für heute hatten wir nur eine kurze Tagereise von wenigen Stunden vor uns bis Bethlehem. Wir ließen uns daher Zeit, in aller Muße die Räume und den stolzen, kühnen Bau des Klosters noch einmal zu sehen. Dann ging es höher in das Gebirge hinein, von

dessen Gipfeln wir allezeit den Rückblick auf Theile des todtten Meers und auf die schönen Berglinien des Moabitergebirges genossen.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir wiederum ein Beduinenlager, dessen Scheich ein „amique“ des Abdallah war, und bei welchem letzterer uns deshalb eine gastliche Bewirthung erwirkte.

Man bereitete uns ein Lager aus rohen Teppichen unter dem, an den Seiten offenen Zeltdach, welches auf Stangen ruhend, mittelst langer Stricke und hölzerner Pflöcke befestigt war; wir konnten von unserem Lager die lange Reihe der schwarzbraunen Beduinenzelte „der Hütten von Kedar“ sehen, vor denen die Kinder spielten, die Hunde ruhten, und in denen die Weiber ihre Beschäftigungen hatten, wenn sie nicht — madonnenartig in Blau gehüllt, oberhalb der Zelte auf dem Fels- hügel saßen und arbeiteten. Um uns her lagerte sich eine Gruppe Neugieriger, aus welcher der reich gekleidete Scheich und ein anderer angesehenener Mann hervorrugten. Als die Gruppe mich zum Zeichnen verlockte, standen alle neugierig umher und sahen staunend das Bild entstehen. Dann bereitete



Ein Beduinenlager.

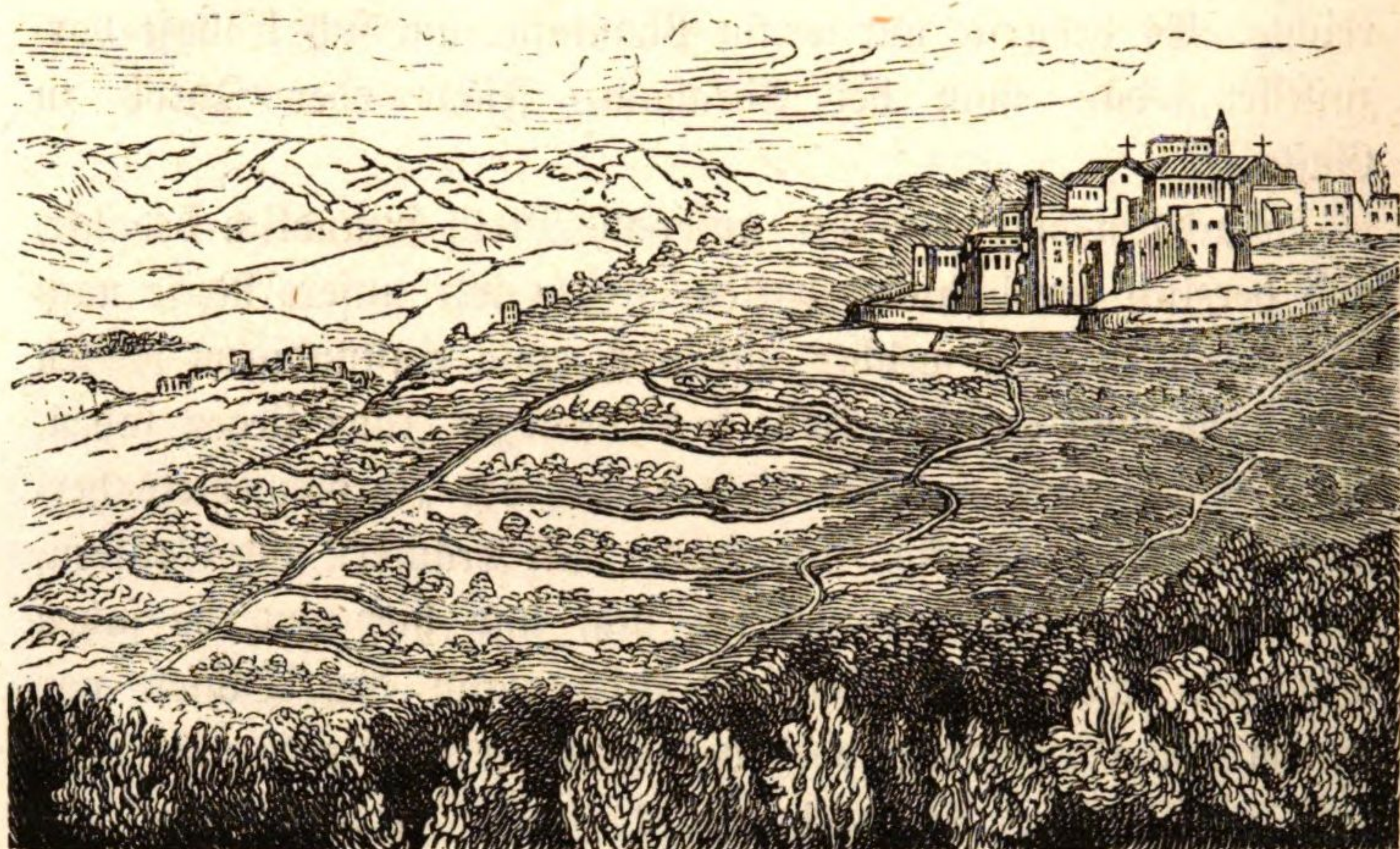
der Hausvater auf dem in der Hütte selbst am Boden durch einen Steinfranz abgegrenzten Feuerplatz den Kaffee, und backte Brod, — weiche Gladen, ähnlich den Eierfuchen, brachte auch eine säuerliche Brühe mit Kameelsmilch, in welche man das Brod tauchte, um es zu essen; gerade wie der Herr dem Judas den Bissen in die Brühe tauchte, ehe er ihm denselben darreichte. Es bedurfte nur wenig Phantasie, um sich lebhaft vorzustellen, daß man bei Abraham, Isaac oder Jacob zu Gäste sei.

Nachdem wir uns bei unserem Wirth freundlich bedankt, und herzlich verabschiedet hatten, setzten wir unsere Reise nach Bethlehem zu fort, welches wir nach etwa einstündigem Reiten von ferne hoch auf der Höhe des Gebirges Juda liegen sahen. Nun waren wir aus der Todtengluth des Jordangebiets heraus, die Höhen bedeckten sich wieder mit Kräutern und Gräsern, die weidenden Heerden mehrten sich, und hier und da sahen wir auch schon einen fleißigen Aekersmann den Ochsen vor seinem Pflug antreiben, oder den Saamen ausstreuen, für mich ein erfrischender Heimathsanblick. Wir waren nun auf den Feldern, wo David mit dem Löwen und Bären gekämpft, und seine Heerde weidend, den Psalm vom guten Hirten gesungen hat.

Näher nach Bethlehem kommend, sahen wir links einen mit schönen grünen Oelbäumen bepflanzten, eingezäunten Ort, woselbst, wie Abdallah sagte, auch „una antika“ zu finden sei. Wir ritten nicht ohne Mühe durch den dicht mit Disteln bestandenen aufgeweichten Acker, fanden aber bei der verschlossenen Thür, die zu einer Krypta führt, niemand, der sie öffnen konnte, so daß wir verdrießlich weiter ritten. Nachher erfuhren wir, daß dieser Garten der Ort sei, wo nach einer nicht zu verwerfenden Tradition die Hirten die Engelbotschaft empfangen, und den Engelgesang gehört hatten. Es ist noch heute ein liebliches Stückchen Gartenland.

Nun also lag das liebe Bethlehem, welches terrassenförmig den Berg hinansteigt, dicht vor uns. Der Herr hat die Stätte seiner niedrigen Geburt bis auf diesen Tag lieblich geschmückt.

Der ganze Berg, auf dem die Stadt thront, ist durch Terrassen zu einem Garten umgestaltet, in welchem schöne Oelbäume und Feigen ihr Laub mit einander mischen. Links liegt das Kloster, welches die Stätte der heiligen Geburt in sich birgt, mit seinen hohen Mauern und Strebepfeilern, rechts dehnt sich in ziem-



Kloster der heiligen Geburt in Bethlehem.

lich großem Umfange die Stadt aus, ganz zur Rechten ist der Berg mit den drei Brunnen, aus welchen Davids Helden mit Gefahr ihres Lebens Wasser schöpften.

Wir ritten zwischen den Gärten hindurch, überall an Feldern vorbei, auf denen der fleißige Landmann pflügte, bei einem tiefer unten neu angelegten Kloster vorüber, den Berg hinan, bis wir die Pforte zu dem Kloster der heiligen Geburt vor uns hatten. Zunächst aber ließen wir auch diese zu unserer Linken und eilten vor allem zu dem heimathlichen Hause eines Chrischonaer Bruders, des Prediger Müller, welcher die kleine evangelische Gemeinde zu Bethlehem als Geistlicher bedient, und zugleich Vater ist von einer Anzahl von Waisenkindern. Diese haben in einem schönen, neuerbauten Waisenhanse auf dem höchsten Punkt der Stadt ein Unterkommen gefunden und

werden hier durch die Samariterliebe evangelischer Christen als Schäflein dem guten Hirten, der auch für sie sein Blut vergossen hat, zugeführt.

Wir wurde dies liebe Haus nicht bloß um seiner prachtvollen Lage — denn von dem flachen Dach aus überschaut man weithinaus die Berge bis jenseits des todten Meers, — sondern noch vielmehr um seiner lieben herzlichen Bewohner willen, welche mit deutscher Gemüthlichkeit und warmer christlicher Gastlichkeit uns aufnahmen, überaus lieb. Wie wohlthut es doch dem Pilger, wenn er in dem heiligen Lande, an den allerheiligsten Stätten christlicher Erinnerung, nicht bloß mit trügerischen Arabern, unverschämten Türken und pharisäischen Juden, mit steifen Katholiken und Griechen, sondern auch mit einfältigen evangelischen Christen und mit aufrichtigen Bekennern des Evangelii zusammentrifft.

Nachdem wir uns ein wenig restaurirt hatten, war unser erster Gang in die Kirche der heiligen Geburt. Um zu der heiligen Stätte zu gelangen, muß man eine schöne, jetzt aber nicht zu kirchlichen Zwecken gebrauchte Basilika durchschreiten, die mit ihrer großartigen Säulenreihe zu den besterhaltenen Monumenten des christlichen Alterthums gehört. Die Thür zu derselben hat man so niedrig vermauert, daß man nur gebückt durch dieselbe eintreten kann — aus Furcht vor den Türken, die früher durch die größere Thür hineinzureiten und aus Muthwillen ihre Pferde in der Kirche anzubinden pflegten.

Aus der letzteren gelangten wir in eine andere zum gottesdienstlichen Gebrauch von den Griechen verwandte Capelle, aus der einige Stufen tiefer hinabführten, zu dem Ort der heiligen Geburt, und nicht weit davon zu der Krippe, in welcher das Christkindlein seine ersten Thränen geweint hat. Auch hier verschloß ich mich gegen die ohnehin nicht schwerwiegenden kritischen Zweifel, und konnte so getrost und zuversichtlich mich der unaussprechlichen Gnade des HErrn erfreuen, der unser armes Fleisch und Blut nicht verschmäht, sondern im Mutterleibe der keuschen Jungfrau menschlich Gestalt und Wesen an sich genommen hat.

Im Vergleich zu dieser heiligen Stätte verlor die Kause, in welcher der heilige Hieronymus gewohnt und unweit der Krippe sich zum Sterben bereitet hat, in etwas ihre Bedeutung. Und doch ist auch dies so lieblich, daß das liebe Kindlein in der Krippe dort den Uebersetzer der heiligen Schrift als vornehmlichen Verehrer und Anbeter nahe um sich gehabt hat, den nicht bloß die katholische Kirche um seiner Werke willen, sondern auch die evangelische um seines Glaubens und kindlich evangelischen Sinnes willen, als einen besonderen Heiligen verehrt, und daß also das Lebensbrod auch in der Gestalt des geschriebenen Wortes abermals von Bethlehem ausgehen durfte.

Das traute Herzensgespräch, welches dieser alte Kirchenvater dort in seiner einsamen Kause mit dem Christkindlein geführt hat, ist uns von der Tradition aufbewahrt, und wir können, da es so sehr lieblich ist, uns es nicht versagen, es auch hier mitzutheilen. Er sprach: „So oft ich den Ort anschau, wo mein Heiland geboren ist, habe ich ein süßes Gespräch mit ihm. Ach Herr Jesu, sage ich, wie hart liegst Du da in Deiner Krippe um meiner Seligkeit willen! Wie soll ich dir's doch vergelten! — Da ist mir's, als wenn das Kindlein antwortet: Nichts begehre ich von Dir, als daß Du singest: Ehre sei Gott in der Höhe! Noch dürftiger will ich werden im Delgarten und am Kreuze. — Da spreche ich weiter: Ach Geliebter, ich muß Dir etwas geben, ich will Dir all mein Geld geben! — Er aber antwortet: Der Himmel ist mein, und die Erde ist auch mein, ich bedarf nichts. Gieb es armen Leuten, das will ich annehmen, als wäre es mir gegeben! — Ich rede weiter: Gern will ich es thun, aber Dir selbst muß ich auch etwas geben, oder ich muß vor Leid sterben! — Da antwortet das Kindlein: Bist Du so freigebig, so will ich Dir sagen, was Du mir geben sollst. Gieb her Deine Sünden, gieb her Dein böses Gewissen und Deine Verdammniß! — Ich sage: Was willst Du damit machen? — Und das Kindlein spricht: Ich will's auf meine Schulter nehmen; das soll meine Herrschaft und herrliche That sein, wie Jesaias vor Zeiten geredet

hat, daß ich Deine Sünde will tragen und wegtragen. — Da fange ich alter Mann an zu weinen und sage: Kindlein, liebes Kindlein! Wie hast Du mir das Herz gerührt! Nimm hin, was mein ist, und gieb mir was Dein ist, so bin ich der Sünden los, und des ewigen Lebens gewiß!“

Von dem Krippenkirchlein aus gingen wir zu den drei Wasserbrunnen der Helden Davids (2 Sam. 23, 16), großen, tiefen Cisternen, die oben zugebaut und durch einen einfachen Stein verschlossen sind. Man hat von dort aus eine wunderliche Aussicht auf Bethlehem mit seinen Christenhäusern*) und grünen Gartenterrassen.

Am Abend wurden wir bestürmt und umlagert von einer Schaar christlicher Perlmutter-Arbeiter, welche allerlei liebliche Angedenken aus Perlmutter arbeiten, und von denen wir Rosen von Jericho und Kreuzchen und Medaillons kauften.

Donnerstag, den 21. November benutzte ich die frühen Morgenstunden dazu, um noch einmal die Krippe und die Brunnen aufzusuchen. Dann ging ich in den evangelischen Schulsaal und erquickte mich an den verständigen Antworten und dem Gesang der Waisenkinder, an die ich, da eine Anzahl von ihnen deutsch versteht, eine kleine Anrede richtete.

Dann brachen wir gen Hebron auf. In noch nicht ganz einer Stunde erreichten wir die Teiche Salomos, drei das Thal entlang, einer unterhalb des andern liegende große Wasserbehälter, in Stein und Kalk dicht ausgemauert, aus welchen Salomo seine darunter liegenden Gärten getränkt hat. Die Anlage ist selbst für unsere an dergleichen colossale Arbeiten gewohnte Zeit eine königlich große.

Weiterhin verfehlte Abdallah, trotzdem daß er versicherte, er kenne jeden Pfad im Lande, den Weg, und wir bogen links ab in die Gegend von Thekoa, der Heimath des Propheten Amos. Wir kamen in liebliche Gebirgsthäler mit schönem

*) Vor einer Reihe von Jahren wurden in Folge eines Aufstandes sämmtliche Muhamedaner aus Bethlehem vertrieben, so daß dies eine rein christliche Stadt blieb. In neuerer Zeit sind erst eine geringe Anzahl Mohamedaner wieder hingezogen.

wohlbearbeitetem Ackergrund, welcher von fleißigen Landbauern bestellt wurde. Gewöhnlich hatten sie zwei Rinder, manche aber auch — dem Gesetz Moses zuwider — ein Rind und einen Esel mitsammen, manche ein Kameel vor dem Pflug. Letzteres sah nicht schön aus, denn das Kameel ist eben nicht zum Ziehen, sondern zum Lasttragen gebaut.

Wir verloren zuletzt den Weg ganz und mußten sehr steile, beschwerliche Bergabhänge hinabreiten. Da wir aber an anderen Orten wieder glatten Weg fanden und schneller reiten konnten, so verging doch nicht viel mehr als die gesetzte Zeit von fünf Stunden, bis wir in die Nähe von Hebron kamen.

Der über Berg und Thal führende Weg öffnete hier und da zur Rechten den Blick auf das Mittelmeer, zur Linken auf das Gebirge Moab. Es ist überhaupt merkwürdig, wie man fast von allen Punkten des gelobten Landes aus einen großen Theil desselben überschauen kann, und wie in der klaren Luft alle auch noch so entfernten Berge so nahe herangerückt werden. Die Höhen waren zumeist mit Terebinthen bedeckt, und grün und schön. Die elende türkische Wirthschaft läßt es aber nicht zu einer Waldfultur kommen, so daß diese früher starkbewaldeten Berge zumeist auch selbst die Terebinthen nur als niedriges Gestrüpp tragen. Das Gestrüpp nämlich wird immer so klein wie es ist, abgehauen und in Bündeln getrocknet als Brennholz verkauft, bevor es zu Bäumen werden kann. Wie groß die Terebinthe (eine Art Eiche) werden kann, das sahen wir an der sogenannten Abrahams-Eiche, zu der wir eine halbe Stunde vor Hebron ausbiegen mußten.

Die nächste Umgebung von Hebron ist fast ausschließlich Weinberg, denn der Wein von Hebron ist berühmt. Die einzelnen Weingärten sind durch Mauern umgeben, und mit steinernen Wachtthürmchen oder Wächterhütten geschützt. Die Mauern hindern indeß nicht einmal einen Reiter, kreuz und quer durch die Gärten zu reiten, denn man kann stets sicher sein, irgend wo eine Stelle zu finden, wo die zu Mauern lose zusammengesetzten Steine niedergeworfen sind und über das Geröll hinweg die Uebersteigung möglich machen. Diesen Weg



Die Eiche Abrahams bei Hebron.

Titelblatt.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

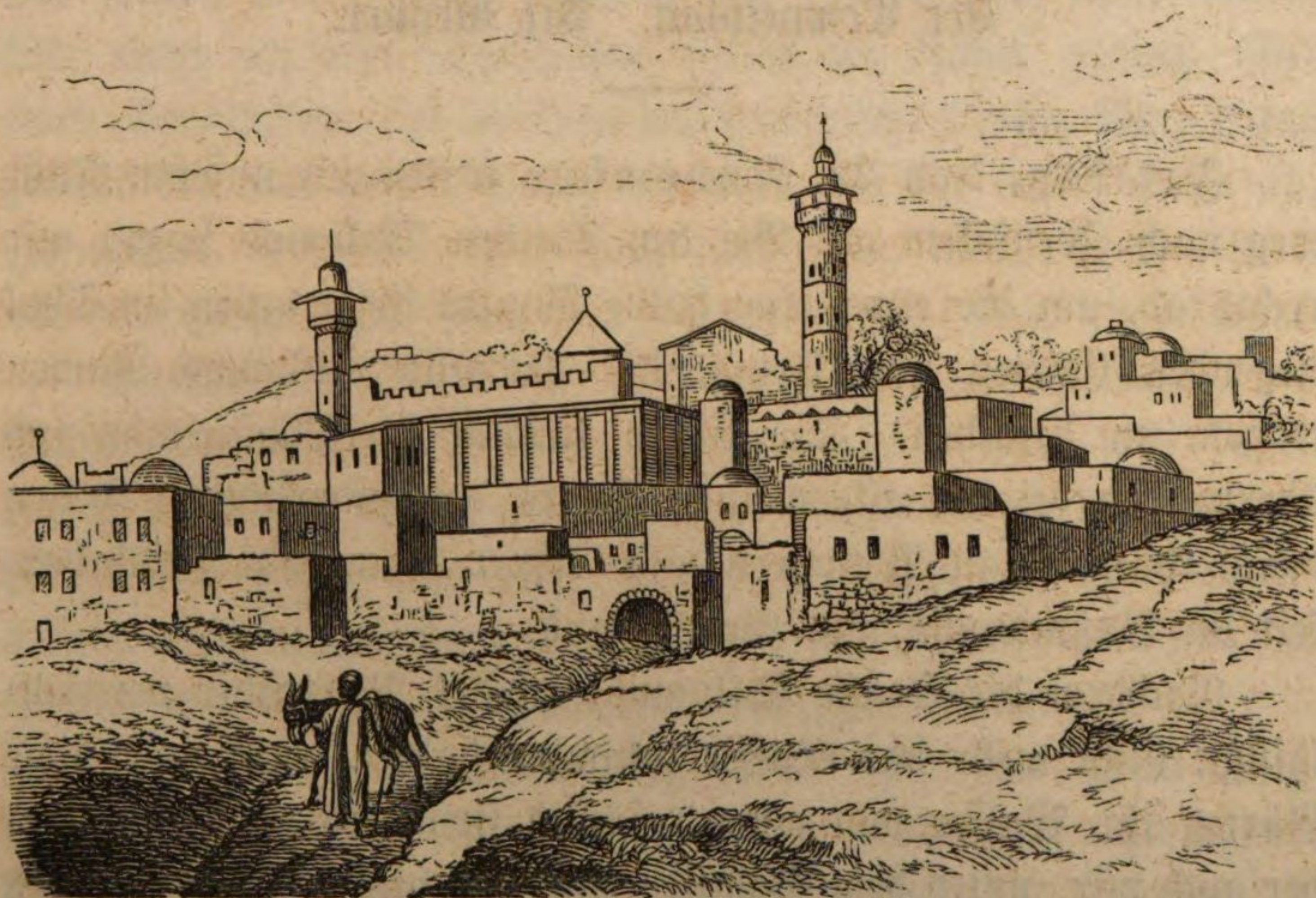
LIBRARY

führte Abdallah auch uns, bis wir unter dem Schatten der wohl 23 bis 24 Fuß im Umfang (des Stammes) messenden uralten Eiche abstiegen.

Obschon dies wohl schwerlich Abrahams Baum gewesen ist, so erinnerte er doch sehr lebhaft an jene heilige Begegnung, wo die drei Männer den Abraham gerade hier bei Hebron im Hain Mamre anredeten und von ihm bewirthet, nach Sodom weiter zogen.

Die ganze Scenerie ist sehr schön. Im Hintergrunde Hebron im Thal, die Hügel zum Theil dicht mit Delbäumen bestanden und im Vordergrunde die mächtige Eiche, die an Größe, Kraft und Gesundheit ihres Gleichen im Morgenlande nicht hat. Auch wir nahmen unter derselben unser Mahl ein und erreichten dann gegen fünf Uhr das ungemein lieblich im Thal gelegene Hebron.

Wirkehrten bei dem Ober-Rabbiner ein, der uns seine in Stern- und Palmenform gewölbte Stube zum Aufenthalt anwies. Den Fußboden bedeckten weiche Teppiche, und Divans waren die Länge der Wände hin aufgestellt. Mit diesem Reichtum contrastirte die Unordnung der zerbrochenen Fensterscheiben und der Schmutz in der ganzen Umgebung in auffallender Weise.



Abrahams Grab in Hebron.

Wir gingen sofort zu dem von türkischen Wächtern bewachten Grabe Abrahams, einem großen unförmlichen, viereckigen Gebäude, in dessen Wänden ein durchgegrabenes Loch dem Auge verstattet, in das Innere zu sehen. Man sieht aber nichts, als eben das dunkle Loch. Der früheren Unverschämtheit der Türken, welche mit Steinwürfen den Wanderer abhielten, bis er ein Bakschisch bezahlt hatte, sind wir nicht begegnet; die Wachen waren ganz artig und manierlich.

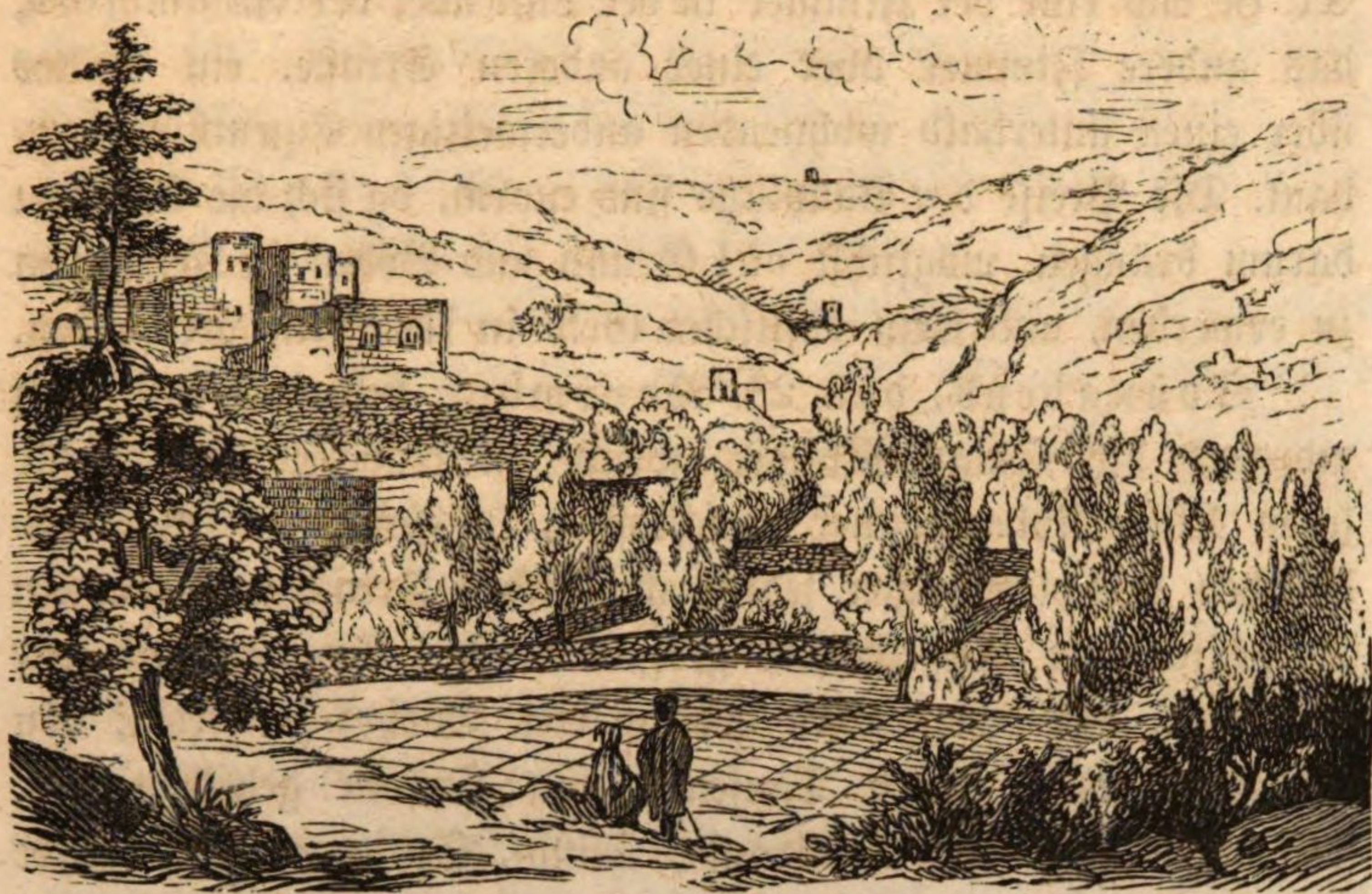
Nach einem Spaziergange auf dem Gottesacker, von wo man eine schöne Aussicht auf den lieblich gelegenen Ort hat, kehrten wir in das aus grünen Oelbäumen munter hervorschauende Städtlein zurück, wanden uns durch die engen winkligen Gassen und versuchten auf den Divans des Juden in Kleidern bleibend, einige Nachtruhe zu finden, was mir freilich wegen des zahllosen Ungeziefers absolut unmöglich war.

Sechstes Kapitel.

Rückweg nach Jerusalem. Gärten Salomos. Der Tempelplatz. Die Gräber.

Freitag, den 22. November traten wir unseren Rückweg nach Jerusalem an. Bei den Teichen Salomos bogen wir rechts ab, um die etwa eine halbe Stunde tiefer unten im Thal liegenden Gärten von Urtas, die ebenfalls Salomos Namen tragen, zu besuchen. Sie liegen lieblich im Thalgrunde und überraschen bei der allgemeinen Dürre der umgebenden Felsen durch ihre fast an Pommern und Erfurt erinnernde Fruchtbarkeit im Baumwuchs und Gemüseland.

Nachdem die Teiche Salomos, in der Reparatur vernachlässigt, nicht mehr das Wasser zusammenhalten, empfangen diese Gärten ihr Wasser von einer reichlich strömenden Quelle, aus der auch wir, unter dem Schatten eines mächtigen Feigenbaumes oberhalb der Gärten uns lagernd, und beim Anblick des lieb-



Die Gärten von Artas.

lichen grünen Thals unser bescheidenes Mahl einnehmend, uns erlabten.

Die lieben Geschwister Müller in Bethlehem nahmen uns auch diesmal bei unserer flüchtigen Durchreise freundlichst auf und waren nur darüber betrübt, daß wir so rasch weiter eilten. Wir ritten an dem angeblichen Grabe der Rahel vorbei, über einen Bergrücken, auf welchem das griechische Kloster Mar Elias gebaut ist, von dessen Dachzinne man auf der einen Seite auf Jerusalem, auf der anderen nach Bethlehem, welche beide Städte nur eine halbe Meile weit vom Kloster entfernt sind, hinabschaut.

Abends vier Uhr ritten wir bei dem langen Gebäude, das Moses Montefiore für arme Juden erbaut hat, und dessen Front ominöser Weise auf Gehenna hinschaut, vorbei, an das Jaffa-Thor, und erreichten bald das willkommene Johanniterhospiz, von dessen Dach aus wir die scheidenden Strahlen der Sonne den Gipfel des Delbergs beleuchten sahen.

Das Hospiz ist merkwürdig gebaut. Der aus allem Möglichen und etlichem Unmöglichem allzeit Geld herausschlagende Türke verkauft nämlich selbst die Luft über den Straßen, ja die Luft über bereits stehenden Gebäuden als neuen Bauplatz.

So ist das eine der Zimmer in der Luft über der via dolorosa, das andere Zimmer über einer anderen Straße, ein drittes über einen unterhalb wohnenden anderweitigen Eigenthümer erbaut. Die Preise der Bauplätze sind enorm, da sich die Griechen darum drängen, möglichst viel Grund und Boden in Jerusalem zu erwerben, und dazu russisches Geld in Ueberfluß verwenden.

Sonnabend, den 23. November besuchten wir früh morgens die Omar-Moschee, welche in früheren Zeiten für jeden Nicht-Mohamedaner verschlossen, in Folge der letzten politischen Entwicklungen jedem christlichen Fremden gegen ein Bakschisch von fünf Franks geöffnet wird. Es war mir sehr beweglich, auf den großen gepflasterten Vorhof zu treten, den bereits Salomo durch Tausende von Opfern geheiligt hat. Lebhaft standen mir die Brand-, Sünd-, Speis- und Dankopfer vor Augen, die an diesem Orte vor Zeiten den Zugang zum Herrn vermittelt hatten. Aber das Gefühl heiliger Ehrfurcht mischte sich mit Anwandlungen heiligen Grimmes darüber, daß gegenwärtig all diese Stätten unter der Herrschaft und unter dem Fluch des Halbmondes stehen.

Die Omar-Moschee ist ein prachtvolles Gebäude; aber die Anhänger des falschen Propheten, die sie gebaut, haben nicht die Mittel, sie zu erhalten. Der abgefallene Kalk und Putz, die defecten Ornamente, sowie das Gras, welches zwischen den Pflasterquadern des Tempelplatzes hervorspriest, ist Abbild und Vorbote des beginnenden Zerfalls des Islam. Das Innere der Moschee ist prächtig und geschmackvoll. Das Halbdunkel der Beleuchtung erhöht das schaurige Gefühl, daß man nun auf Moria steht, dessen kahler Felsgipfel, als der Ort der Opferung des Isaak und die Tenne Arafna, noch heute unbehauen und unüberbaut, nur durch ein Gitter eingefriedigt im Innern der Moschee dem Auge offen liegt, während in den Höhlenräumen unter dieser Oberfläche allerlei verborgene Alterthümer, angeblich von David und Salomo, gezeigt werden.

Einige hundert Schritt von dieser Omar-Moschee entfernt auf demselben Tempelplatz steht die Moschee el Akfa, eine uralte von der Kaiserin Helene in byzantinischem Styl erbaute Basilica

mit hinzugefügtem Kuppelbau. Die inneren Räume standen theils leer, theils waren sie zu mohamedanischem Gottesdienst eingerichtet. Die unterirdischen Gänge zeigen Quadern von 14 bis 20 Fuß Länge, ungeheure Baustücke, deren viele sicherlich noch aus Salomos Zeiten stammen.

Die großartigen Gänge und Gewölbe, welche den ganzen Tempelplatz unterminiren, waren vor weniger Zeit wegen herabfallender Steine unzugänglich geworden, und der Pascha hatte den Schaden nach echt türkischer Weise damit geheilt, daß er den Eingang dazu verschüttete.

Die äußere Seite des Tempelplatzes ist durch die Stadtmauer begrenzt, aus welcher das goldene Thor etwas hervorragt, von dem die Mohamedaner selbst sagen, daß einst christliche Eroberer siegreich durch dasselbe eindringen werden. Etliche hundert Schritt von dem Thor ragt quer aus der Mauer heraus eine Säule hervor, auf welcher nach einer alten türkischen Weissagung einst Mohamed reiten soll, wenn er die Todten im Thal Josaphat zu Gericht rufen wird, während Christus von der Spitze des Delbergs aus dem zusehen soll. — Da auch an der goldenen Pforte manches baufällig geworden war, so hatte man in derselben Weise wie bei den unterirdischen Hallen geholfen — man hatte den Zugang einfach versperrt. Zum Ausbessern fehlen dem Türken die Mittel und das Interesse.

Von der Moschee aus gingen wir zu der Burg Antonia, welche gegenwärtig Ballast des Pascha und zugleich Caserne ist, von wo aus die wilde türkische Janitscharenmusik so oft zu unserm Hospiz hinübergeklungen hatte. Wir gingen durch die Wachen am Thor ungehindert, stiegen auch die Treppe hinauf bis zu einer Plattform, deren Aussicht über Stadt und Tempel wir genießen wollten. Vor derselben trat uns eine andere türkische Wache mit gefälltem Bajonett entgegen und rief etwas zaghaft uns ihr „mafisch“ zu (d. h. „Nein, es geht nicht“). Sobald aber unser Konsulats-Kawaß herankam, präsentirte der Soldat das Gewehr, und ließ uns passiren. Wunderlich für ein preußisches Auge präsentirt sich das türkische Militair. Am folgenden Tage begegnete ich draußen einem

Bataillon, welches bereits im vollen Marsch nach der Stadt war, während hunderte von Schritten weit noch eine ganze Anzahl von Nachzüglern eiligst herbeirannten, um sich in Reih und Glied zu stellen und mitzumarschiren. Die Melodie des Marsches, den die Hornisten bliesen, hatte nur zwei Töne, die eine Quarte auseinanderlagen und im Marschtafte willkürlich zusammengestellt waren.

Den Rest des Vormittags verwandten wir dazu, die Gräber der Richter (der Beisitzer des Synedrion aus den Zeiten Christi) zu besuchen.

Bevor wir dorthin gingen, suchte ich unsern deutschen Landsmann Bruder Schneller auf, der in einem Waisenhaus eine ziemliche Anzahl von Waisenkindern unterrichtet. Er ist ein eifriger Mann, der seine Arbeit im Glauben und unter sichtlichem Segen des HErrn verrichtet. Die Einrichtung ist ärmlich, aber die Sorgfalt für die Waisenfinder ist deutsch und lieb. Bruder Schneller begleitete uns zu den Gräbern, die in die Felsen hineingearbeitet sind, so daß in den Grabkammern an den Felswänden theils der Breite nach, theils der Tiefe nach eingehauene viereckige Nischen und Löcher sich befinden, in denen eine Leiche ausgestreckt liegen kann. Ab und zu hat man auch Särge gefunden in diesen Nischen. Großartiger waren die Gräber der Könige, deren Grabeshallen zum Theil wie geräumige Säle, und auch hier und da künstlerisch verziert sind.

Am Nachmittag begleitete mich Br. Hofmann auf den Scopus, den Berg, von welchem aus Titus die Belagerung der Stadt geleitet hat und von wo aus man eine prächtige, die schönste Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung hat. Ein schönes verstecktes mit Delbäumen reich bewachsenes Thal am Fuß des Delbergs macht den Eindruck, als ob hier viel eher das stille Gethsemane zu suchen sei, als da, wo es unmittelbar am Kidron unterhalb des Stephansthors gezeigt wird.

Vom Scopus aus gingen wir, uns auf der Höhe des Delbergs haltend, bis zu dessen Gipfel, und erlangten gegen ein Bassisch die Erlaubniß, auf das Minarett zu steigen,

von wo aus ein reiches Panorama über die Stadt Jerusalem, das Thal Josaphat, die Moabiterberge, das todte Meer und große Strecken des gelobten Landes sich aufthun. Der heran-
naheude Abend hinderte uns, einen andern Hügel oberhalb Siloah zu besteigen. Wir mußten eilen, in die Stadt zurück-
zukehren, bevor die Thore geschlossen wurden.

Sonntag, den 24. November war mein erster Gang wieder zum heiligen Grabe, dessen kleiner Raum doch der trau-
teste Gebetsplatz in der Welt ist.

Den deutschen Gottesdienst im Johanniterhospiz hielt an diesem Sonntage P. Hofmann; er predigte schön über die Ver-
sündigung Moses am Felsen.

Am Nachmittag war deutscher Gottesdienst in der anglika-
nischen Kirche auf Zion — nach der preußischen Agende. Es
hatten sich auch ziemlich viele Engländer hinzugefunden, so daß
doch eine recht ansehnliche Schaar von Evangelischen versam-
melt war. Nach dem Gottesdienst brachte ich einige Stunden
bei dem alten, lieben, frischen Sandreky zu, und der Abend
vereinigte einen trauten Freundeskreis im Hause des Kaufmann
Hermann (Spittler), der ein Kindchen taufen ließ. Da vergaß
man, daß man im Orient sich befand; es war wie in einem
lieben Bruderkreise in Schwaben oder im Pommerlande.

Montag, den 25. November. Ein Amerikaner, der
gern mit mir die Reise durch Galliläa machen wollte, aber
zuvor nach Hebron gereist war, hatte mich veranlaßt, den heu-
tigen Tag meinem Aufenthalte in Jerusalem noch hinzuzufügen.
Ich mußte daher meine Zeit bestmöglichst ausfüllen und zeich-
nete noch einige Skizzen vom alten Johanniter-Kloster und von
Gehenna. Nachmittags kam der Amerikaner und bat, noch die
Frühstunden des folgenden Tages zu warten, weil er die Omar-
Moschee heute Nachmittag nicht hatte sehen können, und nun
die Frühstunden des folgenden Tages dazu benutzen wollte.
Mir war die Sache unlieb, aber ich wartete gern, um auf der
Reise durch den Norden doch einen Begleiter zu haben.

Siebentes Kapitel.

Reise von Jerusalem nach Sichem. Der Garizim.

Dienstag, den 26. November kam der Amerikaner gegen 8 Uhr und eröffnete mir, daß ein heftiger Rheumatismus im Arm ihn verhindere, mit mir zu kommen. Abdallah war außer sich, daß ihm ein gehoffter Gewinn entging. Ich besann mich, daß man das Unvermeidliche mit Würde tragen müsse, — obschon mir der unfreiwillige Aufenthalt Damascus und Balbek und die Cedern Libanons kostete, die ich nun nicht mehr sehen konnte, wenn ich zum Dampfschiff in Beyruth und zu Weihnachten zu Hause sein wollte.

Unsere Abreise wurde noch verzögert durch Versuche, welche Abdallah machte, mich zu der Auszahlung des für ein viertes Pferd nöthig gewordenen Geldes zu verpflichten. Er kam mit dem Müfir (Pferdeverleiher) und einem schriftlichen Contract, der mich binden sollte, in Beyruth das Geld für die Pferde von dem an Abdallah zu zahlenden Gelde zu entrichten. Letzterer hatte aber bereits die größere Hälfte des Bedungenen vorweg, und es ergab sich hernach, daß, wenn ich in die Falle gegangen wäre, ich noch ein Bedeutendes hätte hinzuzahlen müssen. Ich bestand also auf die sofortige Abreise, und um zehn Uhr früh saßen wir zu Pferde, um Jerusalem zu verlassen.

Unser Weg führte uns in die Richtung von Nebi Samuel (Prophet Samuel) dem alten Mizpa, wo Samuel gerichtet und geopfert hatte, und dessen Höhe mit hervorragender Klosterruine man von Jerusalem aus klar sieht. Hier war es, wo Samuel (1 Sam. 10, 16) das Volk zusammenrief, um Saul, den ersten König von Israel zu salben.

Nach zweistündigem Ritt erreichten wir den Berg, der die Lage des alten Bethel bezeichnet, dieser Gottesstätte, an welcher Jacob die Himmelsleiter geschaut (1 Mos. 28, 12) und hernach mit seinem ganzen Hause ein Dankopfer gebracht (1 Mos. 35, 6) hatte, wo hernach der Dienst des goldenen Kalbes von Jerobeam eingesetzt (1 Kön. 12, 28) und an den gottlosen Kin-

bern gottloser Eltern (2 Kön. 2, 23. 24) gestraft wurde, und wo Prophetenmund furchtlos den Mächtigen dieser Welt die Strafe des Herren verkündigte (Amos 3, 14 f.)

Nun lag Jerusalem bereits längst hinter uns, und vergeblich sah ich mich von Zeit zu Zeit nach demselben um. Die Straße führte zumeist durch öde dürre Felsen oder Steinpartien. Nach vier Stunden aber begann die Gegend belebter zu werden, die Züge von Kameelen und Maulthieren mehrten sich. Ziemlich große Dörfer lagen an dem Wege oder unweit desselben, die Delbäume nahmen zu an Zahl, und Ackerbauer belebten die Gegend. Dabei war es mir höchst merkwürdig, wie manche Felder mit mehr als faustgroßen Steinen wie besät waren, so daß man zwischen den Steinen fast nichts von Erde sah, und wie auf diesen Feldern dennoch geackert, gesät und geerntet wurde. Unsere Reise war zumeist stumm und einförmig, da ich mit Abdallah nur kümmerlich mich verständigen konnte. Durch lebhafteste heftige Geberden gab er mir wiederholt kund, er würde dem Amerikaner, wenn er ihm allein begegnete, den Hals abschneiden, was mir eben nicht sonderlich vertrauenerweckend war.

Als die Nacht hereinbrach, waren wir in der Nähe des Dorfes Lübban, wo Abdallah „amique“ zu haben versicherte, bei denen wir die Nacht würden schlafen können. Bei dem letzten Dämmerungslicht bemerkte ich, daß der Mufir mit seinem Transport-Esel einen andern Weg einschlug als wir. Da ich unter keinen Umständen mich von meinem wenigen Gepäck trennen wollte, so bestand ich trotz Abdallahs Versicherung, daß wir auf dem richtigen, etwas näheren Wege seien und der Mufir uns folgen werde, darauf, daß wir umkehrten und ihn wieder einholten. Er sagte, er habe nur zu einer Quelle in der Nähe, Khan Lübban, reiten wollen, um sein Maulthier zu tränken. Es war ein Glück, daß wir wieder zusammen waren, denn bald konnten wir in der Dunkelheit keine Hand mehr vor Augen sehen und wir hätten ohne die vereinte Aufmerksamkeit beider Araber mehr als einmal den Weg nach dem nahen Dorf Lübban verfehlt.

Nachdem wir endlich glücklich den Eingang in das Dorf gefunden hatten, hielt Abdallah bei einem großen steinernen Viereck an, einer Wachtstube der türkischen Soldaten, die hier einen Posten haben. Diese Galgenvögel waren alle Abdallah's „amique“, und sie waren gern erbötig, mir auf ihrer hölzernen Britsche ein Lager neben sich einzuräumen, — vielleicht hoffend, bei dieser Gelegenheit auch meine Reiseeffecten und Geldlast etwas erleichtern zu können. Ich schreckte vor dem abscheulichen Dunst in der Wachtstube zurück, und erhielt durch einen Offizier die Versicherung, er werde mir ein gutes Quartier besorgen. Er brachte uns zu einer Steintreppe, die in einem mit hohen Mauern umschlossenen Hof hinabführte. Wir stiegen hinab und warteten in der Dunkelheit eine geraume Zeit. Dann öffnete er ein Seitengemach, dessen Dach oben mit dem Erdboden gleich war, und in welchem ein sanfter Esel bereits sein Nachtquartier bekommen hatte. Neben dem Esel war ein mit drei Zoll hohem Lehmrande umgebener Kreis, der Feuerheerd, und neben diesem eine Art Lehm Boden = Tenne, auf welcher wohl zwei bis drei Personen schlafen konnten. Auf diese wurde eine Strohmatte ausgebreitet, welche für den Abend Sopha, für die Nacht Matratze und Federbett war, so daß ich in den Kleidern bleiben mußte.

Bald prasselte das Feuer in den Dornen und der Kaffee wurde fertig; aber zu demselben versammelten sich auch sechs bis acht beduinische Strauchdiebgesichter, deren Nähe mir keineswegs angenehm war. Sie waren aber nur gekommen, um zu plaudern und etwas Kaffee abzubekommen.

Nachdem sie gegangen waren, versuchte ich zu schlafen. Aber theils die Aufregung, theils das Ungeziefer, theils die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Stoßseufzer des Esels gestatteten mir auch nicht eine Minute Schlaf. Deutlich fühlte ich mehreremal, daß zu meinen Füßen etwas Lebendes sich bewegte; aber obschon ich Licht anzündete, konnte ich nichts wahrnehmen. Die Sache wurde mir unheimlich; ich ließ Abdallah neben mir schlafen, und konnte gegen Morgen wirklich ein halb Stündchen einschlafen, weil ich berechnete, daß wenn die

Leute Böses gegen mich vorgehabt hätten, sie dazu sicherlich die Nachtstunden benutzt haben würden. Plötzlich aber, es mochte gegen fünf Uhr sein, ich war eben eingeschlafen, da that es einen gewaltigen Sprung gegen meine Beine, es pruschte auf und das folgende Ratzengeschrei besagte mir, daß der Rater auf die sich bewegende Tigerdecke, in die ich mich gehüllt hatte, einen verzweifelden Angriff gewagt hatte. Ich war froh, daß er wenigstens nicht mein Gesicht zur Zielscheibe erkoren hatte, stand auf, weckte Abdallah und wir beschickten die Abreise, die noch vor Sonnenaufgang erfolgte.

Mittwoch, den 27. November. Nach halbstündigem Ritt sahen wir die Berge neben uns von dem ersten Morgenlicht erglühen. Zur Rechten vor uns lag Silo (Seilun), dieser Ruheplatz für die Stiftshütte während langer Zeit (Jos. 18, 1), der Ort, wo Josua das gelobte Land vertheilte, wo Samuel unter Eli seine Kindheitsjahre verlebte, und von wo aus die Bundeslade in den Streit geholt wurde, um in der Philister Hände zu fallen, wo Samuel vom Herrn gerufen, und Eli von ihm verworfen wurde, der Ort, wo Hanna's Gebet die wunderbare Erhörung fand. Ich hatte mir Silo immer als eine heimliche Waldschlucht gedacht, fand aber nur kahle Hügel und arabische Kameeltreiber.

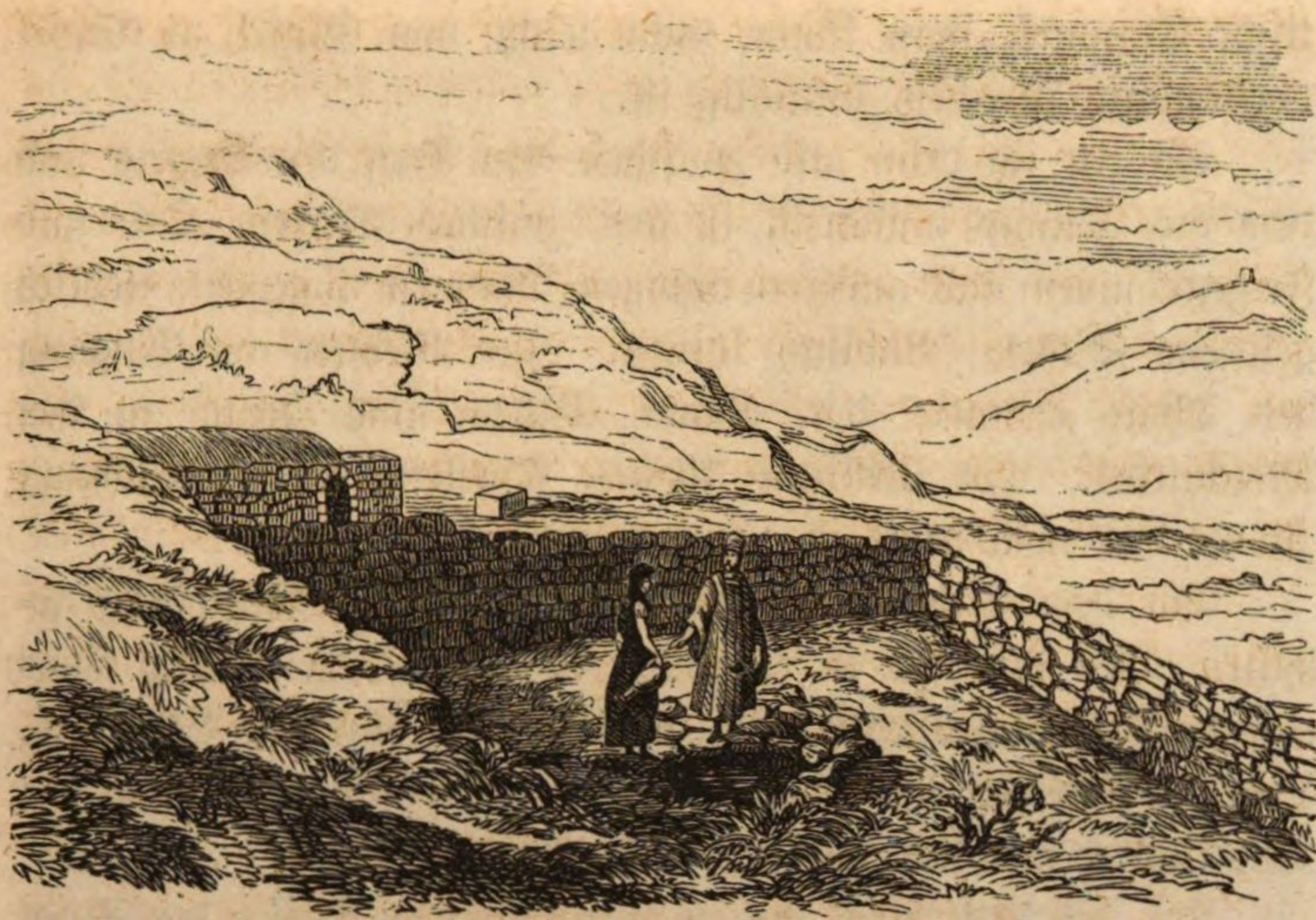
Da die Gegend reicher wurde, wurde sie auch belebter.

Meine Aufmerksamkeit fesselten außer den Kameeltreibern, die gewöhnlich auf einem Maulthier reitend, eine ganze Reihe von Kameelen, den Kopf jedes einzelnen mittelst einer Leine an den Gurt des vorgehenden gebunden, nach sich zogen, — besonders die Eselreiter, Fellahs, die oft so groß waren, daß ihre Füße über den Rücken des bisweilen auffallend kleinen Esels herabhängend, fast die Erde berührten. Minder angenehm war mir der Anblick einzelner bis an die Zähne bewaffneter Beduinen, die wild und schlau, finster und stolz hineinblickten, und die, wenn sie nicht durch die Furcht zurückgehalten wurden, sicherlich nichts Gutes im Schilde führten. Als ich mich aber einzelner kleinerer oder größerer Truppe türkischer Soldaten und Patrouillen erfreute, nahm mir Abdallah auch diesen Trost;

er erzählte, daß diese Soldaten oft noch mehr plünderten und raubten, als die Beduinen; ja nicht selten machten sie gemeinsame Sache mit ihnen. So blieb mir denn wirklich nichts anders übrig, als mich einfältig in den Schutz des HErrn zu befehlen, und dann abzuwarten, ob ER, wie es hie und da vorkommt, mich von diesen Räubern ausplündern lassen, oder mir mein Eigenthum erhalten wollte. Denn das hatte mir bereits Sandrezky gesagt, daß wenn man nur nicht Gegenwehr übte, sie am Leben niemand beschädigten, sondern sich damit begnügten, alle Sachen bis aufs Hemde zu rauben. Jenseits des Jordan halten sie die Reisenden wohl noch gefangen bis zur Zahlung eines reichen Lösegelds; das kommt aber diesseits des Jordans seit lange nicht mehr vor.

Dank dem Katersprung in der Frühe, erreichten wir schon halb elf Uhr morgens den Jacobs-Brunnen bei Sichem. Er steht auf freiem Felde und ist 75 Fuß tief; seine Einfassung ist fast ganz eingestürzt, das Gemäuer umher gehört theils den Ruinen eines verfallenen Klosters, theils einer neuen Mühle. Hier hatte der HErr das Gespräch mit der Samariterin (Joh. 4) und gab seinen heiligen Willen weissagend kund, daß er im Geiste und Wahrheit, und nicht mit todten Formen und Traditionen verehrt sein wolle. Rechts und links dehnten sich zwischen und an den Bergen die Saatgefilde aus, an die seine Rede erinnert. Ich schaute hinüber nach den Thallücken zwischen Ebal und Garizim. Von dort aus waren die Jünger aus der Stadt zurückgekommen zu dem Brunnen, um Speise zu bringen dem, der doch andere Speise kannte. Von dort her waren auch die Schaaren der Heilsbegierigen gekommen, die reiche Erndte im Frühjahr.

Nicht weit von dem Brunnen ist das Grab des Joseph, ein viereckiges, oben offenes Gebäude, in welchem ein steinerner Grabhügel merkwürdiger Weise diagonaliter steht. Dort beten vielfach auch die Mohamedaner. An der Identität dieses Orts ist, da Josef bei Sichem begraben wurde, und die Tradition uralt ist, wohl kaum zu zweifeln. Hier also unter meinen Füßen ruhten die Gebeine des Mannes, der einst in Egypten



Jacobs Brunnen und Joseph's Grab.

seiner Brüder Heiland gewesen war, und dessen bunter Rock die ersten Kindheitserinnerungen erfüllt hat.

Als wir von dort nach Sichem hineinritten, versuchte ich zu bestimmen, ob der Berg zur Rechten, oder der zur Linken des Thals der Garizim sei. Die Entscheidung war schwer, denn an beiden gab es scharfe öde Felsklippen und an beiden Saatgefilde. Endlich war ich nicht mehr zweifelhaft; diese gewaltigen, öden, schroffen Felsklippen zur Linken konnten nur dem Ebal, und diese bis hoch gegen den Gipfel sich ziehenden grünen Matten des Berges zur Rechten, konnten nur dem Garizim angehören. — Und doch hatte ich mich ganz gründlich geirrt — ein Beweis dafür, daß es mit der Fabel von der Lieblichkeit des Garizim gegenüber den Schrecken des Ebal nichts ist. Der eine Berg wie der andere hat am Eingange des Sichem = Thals felsige Vorsprünge, auf denen beiden die Kinder Israel sich unter Josua gelagert hatten, um den Ernst des Gesetzes und Segen und Fluch mit ihrem Amen zu bekräftigen. Diese beiden Felsvorsprünge sind übrigens so nahe an einander, daß man ein kräftig gesprochenes Wort von hienach nach drüben sicherlich sehr gut verstehen muß, so daß der kri-

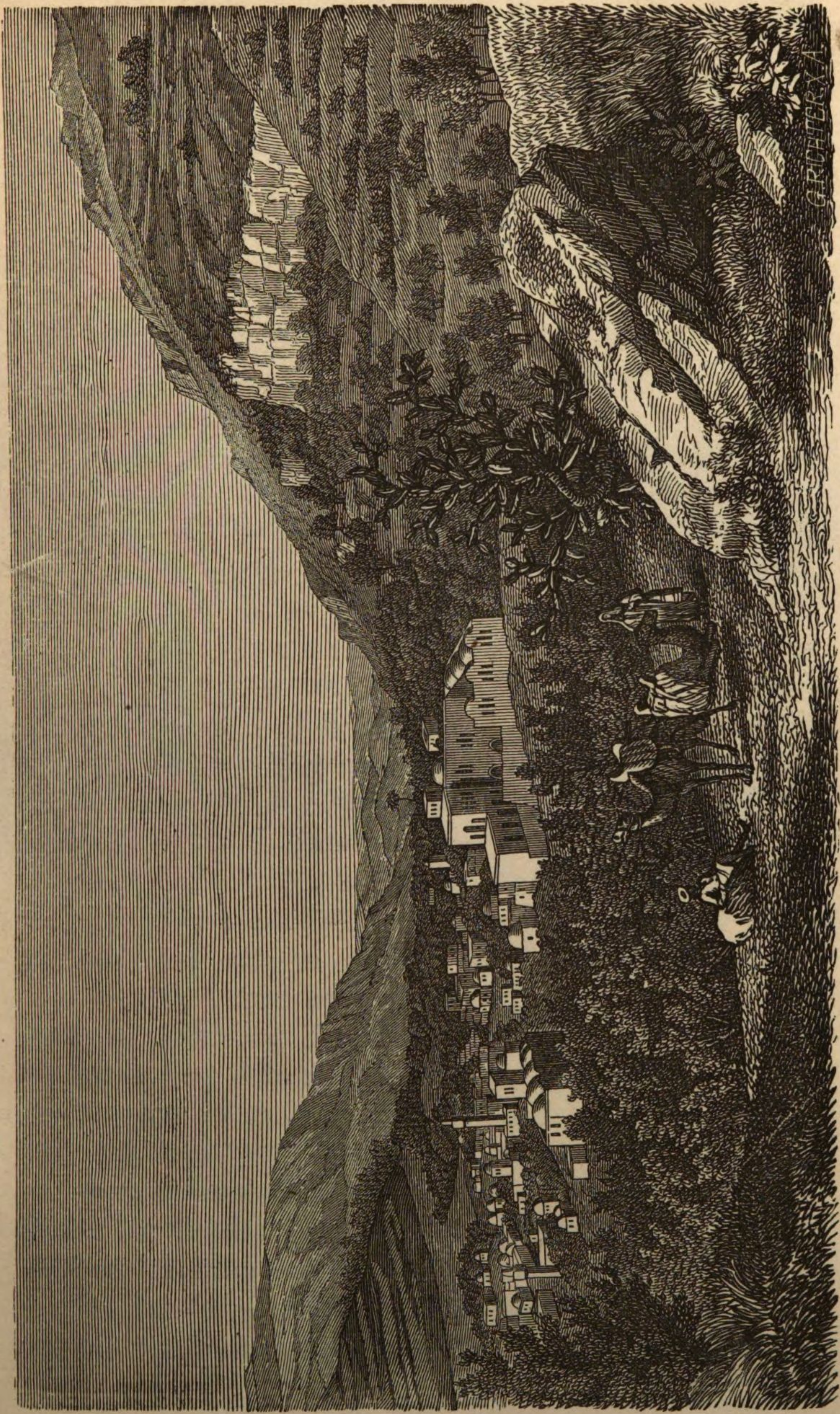
tische Einwurf, man könne nicht leicht von Gipfel zu Gipfel verständlich sprechen, hinfällig ist.

So ritt ich denn also zwischen dem Berg des Segens und dem des Fluches hindurch, in das zwischen Gärten, Del- und Feigenbäumen und anderen üppigen Bäumen ungemein lieblich gelegene Sichem (Nablus) hinein. Zur Rechten am Eingang des Thals erinnert der Name Salem noch heute an den Melchisedek. Ein liebliches kleines Dörflein am Bergabhang ist es, das noch heute so genannt wird.

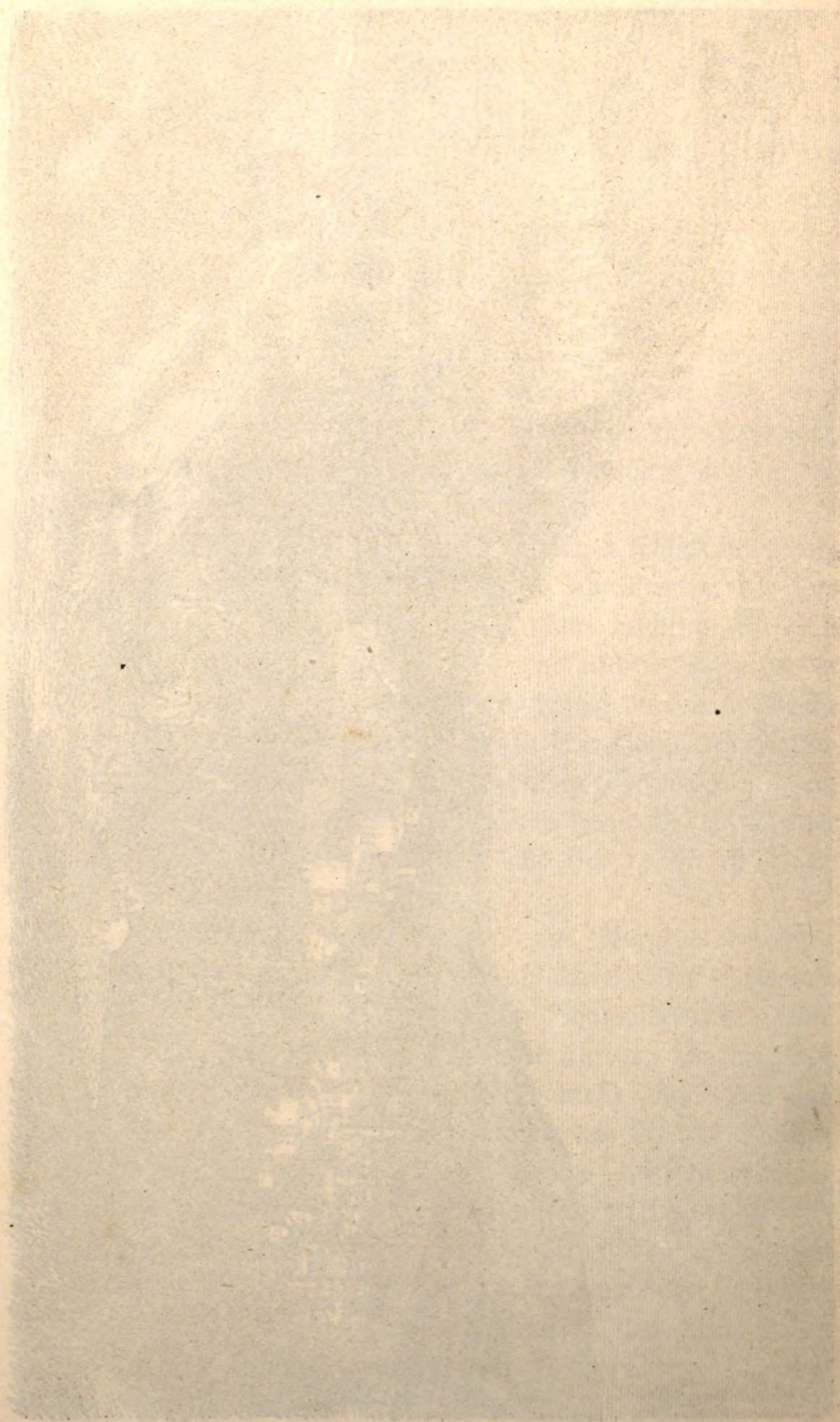
Vor dem Eingang der Stadt wurde soeben Musterung gehalten über die neu in Nablus, das seit kurzem Sitz eines eigenen Pascha geworden war, hinein gelegte türkische Besatzung, deren Uniformen in allen möglichen Phantasien bis zu der Ähnlichkeit mit den Beduinen sich bewegte.

Um den Ritt durch die engen schmutzigen Gassen der Stadt zu ersparen, nahmen wir einen Fußsteig zur Rechten, der uns durch köstliche üppige Gärten und über reichlich fließende Wasserbäche führte, bis wir durch ein gothisches Bogenthor in eine eben solche mit gothischen Bogen vielfach überbaute Straße einbogen. Dieselbe führte uns bald zu dem Hause des Missionar Fallscheer, eines vom Bischof Gobat angestellten Deutschen, der dort eine Schule verwaltet. Seine Frau ist die Tochter eines Pfarrers Ribes aus der Nähe von Danzig; sie ist früher Diaconissin gewesen.

Unsere deutschen Arbeiter haben im Morgenlande einen schweren Stand. Das Arbeitsfeld ist hart. Der Orientale hat viel scharfen Verstand und lebhafteste Phantasie, aber wenig Gemüth. So hat auch bei den besseren Christen die christliche Gesinnung besonders im Kopf und Phantasie ihren Sitz und dringt nur in seltenen Ausnahmefällen bis in das innerste Centrum der Persönlichkeit ein; die völlige gänzliche Hingabe an den Herrn wird sehr selten gefunden. Jetzt eben aber hatte Fallscheer noch den besonderen Schmerz, daß die fanatischen griechischen Priester die Eltern seiner Schulkinder mit der Drohung, sie würden sonst nicht auf dem Gottesacker begraben werden, und würden dann in die Hölle kommen, dazu vermocht



Sichem.



hatten, sämtliche Kinder bis auf sechs Mädchen aus der protestantischen Schule zu nehmen. Solche drohende Wetter steigen von Zeit zu Zeit über unsere evangelischen Arbeiter auf; — sie legen sich dann aber auch wieder. Da ist es denn für diese Arbeiter ein besonderer Freudentag, wenn einmal ein Bruder aus der Ferne kommt, an und mit dem sie sich erquicken und trösten können. Solche Freude hatte auch Fallscheer, und mir wurde es wohl und warm bei ihm. Er erzählte mir, daß in Sichem und Umgegend doch bereits eine kleine Gemeinde von sechsundvierzig Personen (Protestanten) aus Juden und Arabern gesammelt sei, in deren Mitte besonders zwei oder drei durch regen Eifer und Glaubensmuth hervorrugten.

Nach Tische machten wir einen Ritt auf die Höhe des Garizim.

Als wir etwa 100 bis 200 Fuß hoch an dem Berge emporgeritten waren, eröffnete sich uns ein wunderlieblicher Blick auf die Stadt und das Thal, dessen Oeffnung im Hintergrunde noch die Berge Moabs erkennen ließ. Von hier aus konnte man verstehen, wie man Garizim zu dem fruchtbaren und Ebal zu dem nackten fahlen Berg gemacht hat. Denn der ganze Fuß des Garizim war mit terrassenförmigen Gärten im üppigen Wuchs bedeckt. Auch ziehen sich von dieser Seite Saatzfelder bis auf die Höhe hinauf, obgleich der Grundton der höheren Partien Steingerölle ist. Freilich auch drüben am Ebal steigen Olivenwäldchen an dem Fuß empor, und findet man auch nach oben zu ebenfalls noch hie und da Saatgefülde.

Aus den Gärten des Garizim ragte eine steile Klippe hervor, von welcher aus Jotham, Gideons Sohn, den Sichemiten die Fabel vom Weinstock, Feigenbaum und Dornstrauch vorgehalten hat (Richt. 9, 7 f.). Alle drei genannte Gewächse sind auch heute noch dort reichlich vertreten.

Nach dreiviertelstündigem scharfem Ritt erreichten wir den Gipfel des Berges, auf welchem mein Begleiter mich zunächst auf den Opferplatz der Samaritaner aufmerksam machte.

Es hat sich nämlich von Assarhaddons Zeiten her (2 Kön. 17, 24) eine samaritanische Gemeinde hier erhalten, welche zur

Zeit noch 47 Familienväter zählt, die im Gegensatz zu den Juden ihre eigenen Gottesdienste feiert und sich für das rechte Israel erklärt. Diese verwerfen die späteren Bücher der heiligen Schrift, und halten daran fest, daß das ganze alte Testament nur aus den fünf Büchern Moses und Josua bestehe, und daß man auf Garizim Gott anbeten müsse (s. Joh. 4, 20). Sie enthalten sich nun freilich, weil kein Tempel vorhanden ist, der übrigen vorgeschriebenen mosaischen Opfer, aber sie schlachten alljährlich auf Garizim sieben Passahlämmer. Die Stätte dieses alle Ostern von vielen Neugierigen besuchten Opferfestes war oben auf dem Berge durch rohe Steine und Gruben bezeichnet.

Etwas weiterhin zeigte man den Ort, wo früher der Gegen-Tempel gestanden haben soll. Westlich davon hat man in neuester Zeit die Fundamente einer Kirche aufgedeckt. Dieselben bilden ein regelmäßiges Achteck, so daß an jeder Seite des Achtecks, der Länge der Wand nach, nach außen hin eine Kapelle mit Apfisis sich anlehnt. Wir fanden von der Mosaik des Fußbodens noch viele, zum Theil noch zusammenklebende Kalkwürfel von einem Cubitzoll Größe. Auch fanden wir größere und kleinere Stückchen Marmor, die bei dem Bau verwandt waren.

Auf der höchsten Spitze des Berges steht ein türkisches Welv (Begräbnißkapelle eines mohamedanischen Heiligen). Wir erklommen dasselbe, da die Treppe zum Dach eingestürzt war, nicht ohne Mühe, wurden aber dafür durch eine prachtvolle weite Aussicht belohnt, welche wiederum auf der einen Seite bis an das Meer, auf der anderen bis an die Berge Moabs reichte. In den einzelnen Dörfern, die man vom Gipfel aus in den naheliegenden Thälern des Garizim erblickt, zeigt man die Gräber nicht allein des Eleasar und Pinehas, sondern auch der siebenzig Ältesten des Moses.

Wir ritten den steilen, steinigen Bergabhang des Garizim hinab, an dessen Fuß wiederum eine Art heiliges Gebäude und Grabdenkmal der Türken steht, welches in tiefer Thalschlucht mit seinen Palmen- und Feigenbäumen ein liebliches

Bild gewährt. Wir suchten unten die beiden Klippen von Ebal und Garizim auf, von wo aus die beiden Chöre der Israeliten unter Josua Segen und Fluch sprachen. Sie liegen an dem engen Eingang der Thalschlucht, an welchen ich vorher, ohne sie darauf angesehen zu haben, vorübergeritten war. Dann besuchten wir noch einmal das Grab des Joseph, in dessen Inneres ich bei meinem ersten Vorüberreiten nicht eingetreten war. Der Basschich-Mohamedaner, welcher dort beim Grabe war, versicherte, daß dieses Grab nach oben hin offen bleiben müsse, und daß alle Versuche, es zu überdachen, bisher erfolglos gewesen seien.

Abends spät noch besuchten wir den Oberpriester der Samaritaner, eine dem Ansehen nach würdige, freundliche Gestalt. Er war aber verlogen, wie seine Väter, denn er zeigte mir die samaritanische alte Bibelhandschrift mit der Versicherung, dieselbe sei von Abisua, dem Urenkel Arons geschrieben, während er selbst recht gut wußte, daß das ältere von ihm vielleicht für echt gehaltene Exemplar im Schranke verborgen liegt. Diese Pergamenthandschrift, die er vorlegte, ist indeß sichtlich unecht, und lange nach Christi Geburt geschrieben. Von der Verlogenheit der heutigen Samaritaner erzählte mir auch Fallscheer noch manchen Specialzug. Sie werden, nachdem sie bisher Jahrhunderte und Jahrtausende überdauert haben, sicherlich dennoch in nicht allzulanger Zeit aussterben. Der Tempel, in dem sie zusammenkommen, ist ein ganz schmuckloses Wohnzimmer, ähnlich dem Speisesaal im Johanniterhospiz.

Achtes Kapitel.

Von Sichem nach Samaria, Chabor, Tiberias.

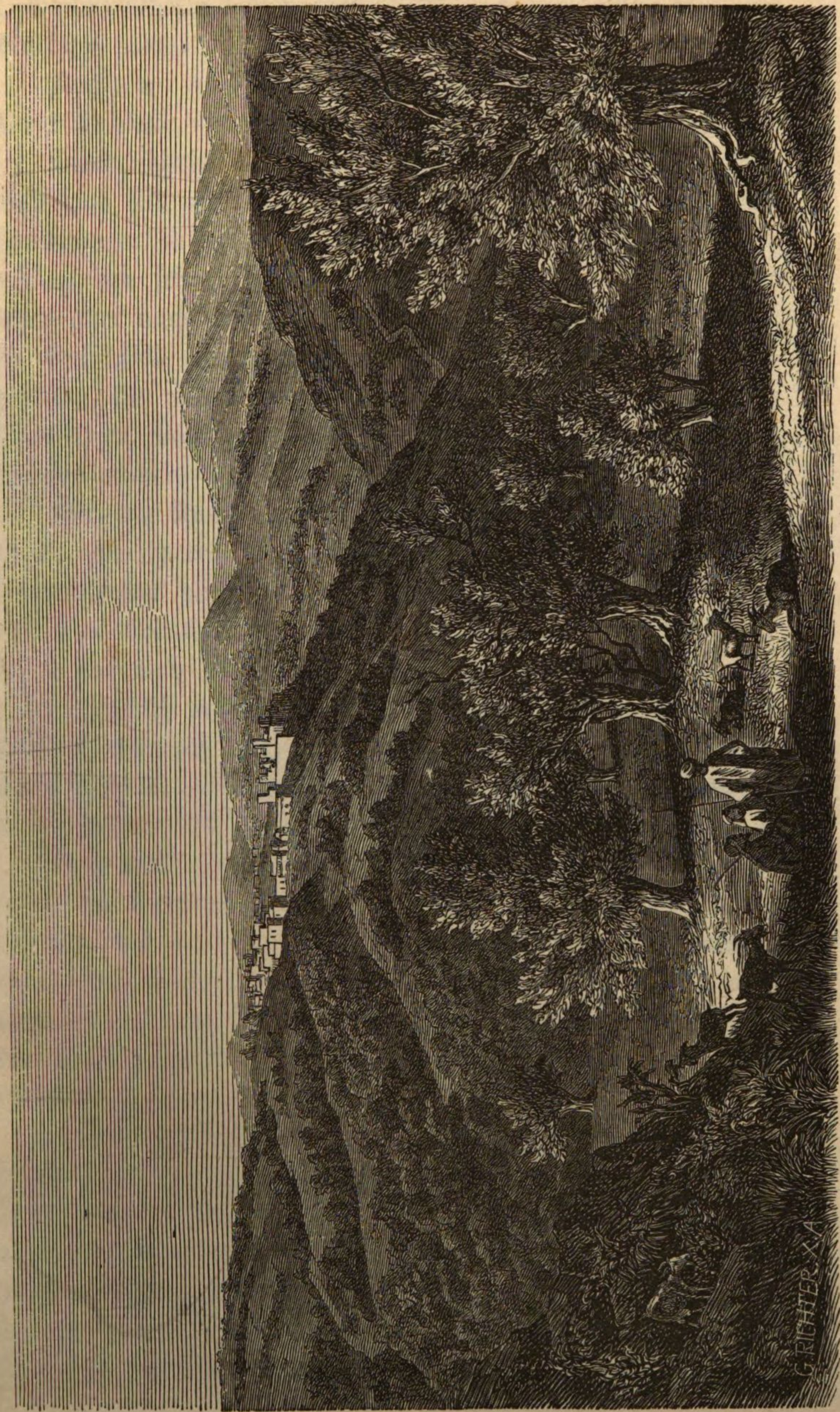
Donnerstag, den 28. November ließ uns Fallscheers Freundlichkeit erst um 8 Uhr auf den Weg kommen; wir hatten für unsere kurze Tagesreise auch hinlänglich Zeit. Das Thal von Sichem ist ein fortlaufender Garten, von welchem aus

Olivenbaum- und Feigenbaum-Wäldchen an den Abhängen der Berge noch ziemlich weit hinauf sich erstrecken. Ich lernte hier Jacobs Segen verstehen, der sterbend seinem Sohn Joseph die fetteste Gegend des Landes zuertheilte (1 Mos. 49, 22—25; 5 Mos. 33, 13—16).

Nach zweistündigem Ritt erreichten wir Sebastieh, das alte Samaria, das lange Zeit Hauptstadt des Zehnstämme-reiches gewesen ist. Es schaut hoch vom Berge herab in die es umgebenden Thäler. Die uns zugekehrte Seite des sanft aufsteigenden Berges war mit schönen großen Olivenbäumen geschmückt; die entgegengesetzte Seite, auf welcher wir später hinabstiegen, war zum Ackerbau terrassirt.

Oben auf dem Gipfel fanden wir außer dem armseligen Dorf, dessen Bewohner uns Münzen und andere aus dem Schutt aufgefundene Antiken zum Kauf anboten, die ausgedehnten Ruinen eines Johanniterklosters, die manche bauliche Schönheit noch aufbewahrt haben. Mehr aber noch fesselte meinen Blick die Menge von Granitsäulen, die theils stehend, theils liegend — die ausgegrabenen an 16 Fuß hoch — die Stätte des alten Samaria bezeichnen. Ein Oblongum von solchen Säulen scheint einem großen Tempel oder Palast angehört zu haben. Jetzt stehen sie mitten in einem Ackerfelde. Man zeigt übrigens auch noch heute das Thor, unter dem der Ritter (2 Kön. 7, 20) zerquetscht worden sein soll; unfern dieses Platzes öffnet sich ein schöner Blick auf die Thäler und das mittelländische Meer.

Wir ritten nun hinab, bei den vielen Säulen vorbei, durch terrassirte Felder und konnten deutlich sehen, wie die Terrassenberge zu einem mächtigen königlichen Eingangsportal umgeformt waren, welches zu der Zeit der israelitischen Könige einen imposanten Anblick gewährt haben muß. Je weiter wir nördlich ritten, desto fruchtbarer wurde das Feld, desto größer und reicher die Dörfer, desto belebter die Fußsteige, auf denen uns freilich außer den Kameel- und Eseltreibern und Reitern auch mancher wildblickende Beduine begegnete. Ueberaus lieblich war ein kühler Platz unter einem schattigen Feigenbaum im



Samaria.

附錄之二

Delbaumwäldchen neben einer Quelle, wo wir unsere Rast und Mahlzeit hielten.

Nachdem wir, vom achtstündigen Ritt ermüdet, gegen Abend Djinnin, ein größeres Dorf, erreicht hatten, kehrten wir bei einem Christen ein. Ein Kaiserlase mit widrigem Aussehen gab sich als einen Schüler aus der Bischofsschule und Protestanten zu erkennen, bemerkte auch geflissentlichst dabei, daß er um seines Protestantismus willen viele Schläge, daneben aber auch von den durchreisenden Protestanten jedesmal ein Bakschisch von 3, 2 oder 1 Piafter bekäme, — eine Bemerkung, für welche mir die Ohren fehlten. Sein Bruder, der Hauseigner, noch mehr aber seine Schwester ging in völligen Lumpen einher.

Für die Nacht wies man uns eine geräumige gewölbte Stube an, deren Fußboden dem eines eben ausgekehrten Schweinstalles glich. Auf der ausgebreiteten Strohecke nahm nicht blos Abdallah, sondern auch der Kaiserlase sein Ruhelager. Er weckte mich öfters durch seine versuchten Gespräche. Als er aber endlich mitten in der Nacht aufstand, um mit einem draußen stehenden Mann zu verkehren, schloß ich die Thür hinter ihm zu, und wies ihn an, seine Schlafstätte zu suchen, wo er wollte. Es war 11 Uhr in der Nacht.

Auch heute konnte ich keine Minute schlafen, nicht sowohl wegen der Aufregung, als wegen eines durch ganz natürliche Ursachen auf mechanischem Wege bewirkten Zuckens meiner Haut. Ich weckte daher Abdallah schon in aller Frühe, ohne jedoch diesmal von ihm einen sehr frühen Aufbruch zu erzielen. Ein Araber, wenn er will, kann zu kleinen Dingen unglaublich viel Zeit verbrauchen.

Freitag, den 29. November. Djinnin liegt an der Südostgrenze der Ebene Jesreel, welche wir von jetzt ab in ihrer Breite zu durchreiten hatten. Sie ist sehr fruchtbar, zum meist ganz eben, und nur selten durch kleine Hügel unterbrochen. Ueppiger Pflanzenwuchs sproßt auf dem schwarzen und rothbraunen Boden. Der die Ebene durchströmende Bach Kison aber war hier oben so wasserlos, daß ich ihn beim Hinüber-

reiten vergeblich zu entdecken versuchte, und endlich gewahr wurde, daß der längst hinter mir liegende rinnsteinbreite Graben wohl der Bach gewesen sein mußte. In der Regenzeit fluthet er freilich dann desto mächtiger einher.

Nach anderthalbstündigem Reiten erreichte ich das auf einem Hügel gelegene Jesreel, einst das Sanssouci der Könige Israels, jetzt ein erbärmliches Dorf, von theils steinernen — theils aus Erde ameisenhaufenartig geformten Hütten, über welche jedoch einzelne mittelalterliche Thurmruinen hinwegragen. Also lastete der Fluch auf der stolzen Königsstätte, wo Ahab den Naboth morden ließ (1 Kön. 21, 13) und wo Hunde das königliche Blut der Isebel leckten (v. 19), und wo Josia seinen bei Megiddo erhaltenen Wunden erlag. Auch dies Megiddo sahen wir uns gegenüber auf der andern Seite der gewaltigen Ebene, die vielleicht mehr und berühmtere Schlachten gesehen hat, als irgend ein anderer Fleck der Welt. Diese Erde hat seit Pharao Necho (2 Chron. 35, 20) (600 vor Chr.) bis Napoleon viel Blut der Erschlagenen getrunken.

Eine Stunde weiter erreichten wir Saulim (Sunem), den Ruheort des Propheten Elisa (2 Kön. 4, 8), der hier den Sohn der Wittwe vom Tode erweckt hat. Es ragt noch jetzt mit schönen grünen Baumgruppen aus der fahlen Ebene lieblich hervor. Dann führte unser steiler Reitpfad auf die Höhe des kleinen Hermon, von wo aus wiederum eine weite umfassende schöne Aussicht sich uns aufthat. Wir überschauten die gesammte Ebene Jesreel bis zum Carmelgebirge hinab, die Ebene, in welcher Elias die schnaubenden Rosse Ahabs, vom Carmel herabkommend überholte (1 Kön. 18, 46). Links davon standen noch unverrückt die Berge von Gilboa, ewige Zeugen von dem Fall Sauls und Jonathans. (1 Sam. 31, 1f.) An diese reihten sich, Gebirgszug über Gebirgszug thürmend, die Gebirge Ephraim und Juda und Moab in weitem Panorama. Auf dem andern Abhang des Gebirges führte uns der Weg nach Nain hinab. Jetzt bezeichnen nur noch wenige Dorfruinen den Ort, wo früher am Thore der Stadt der Herr Jesus der Mutter ihren gestorbenen Sohn lebend wiedergab (Luc. 7, 11 f.). Nicht weit davon zeigte mir Abdallah die Ueberreste von Endor, wo Saul Trost suchte und Verzweiflung fand (1 Sam. 28, 7).



Nain und Thabor.

In der Nähe des Orts blicken noch jetzt Höhlen schaurig schwarz aus dem Fels hervor. — Vor uns lag wie ein breitgestreckter Grabeshügel der Thabor, das Ziel unsrer heutigen Tagesreise.

Etwa anderthalb Stunden waren wir von Nain aus über diesen durch den kleinen Hermon abgezweigten, zweiten Theil der Ebene Jesreel geritten, als wir in Daborieh, einem reizend am Fuß des Thabor gelegenen Dorf, anlangten. Da ich hier bereits auf dem steileren Theil des Berges war, versäumte ich leider, etwa eine Viertelstunde nach links zu gehen, um von dort den Anblick dieses Verklärungsberges in seiner Steile zu haben. Ich kam später nie wieder in diese Richtung und habe daher diesen schönen Berg nur in seiner Länge gesehen, wo er sich nicht sonderlich vor anderen auszeichnet.

Unser Pfad führte weiter in ziemlich steiler Erhebung zwischen Fels und Gebüsch und größeren Bäumen hindurch auf den Gipfel. Die Therebinthen und Balsambäume erreichen zum Theil die Höhe deutschen Baumwuchses, und die Vegetation ist dazu so grün und üppig, daß man sich gar nicht mehr in dem dürren wasserlosen Orient glaubt. Eine große Mannigfaltigkeit von Kräutern bedeckte den Boden, von denen wir frei-

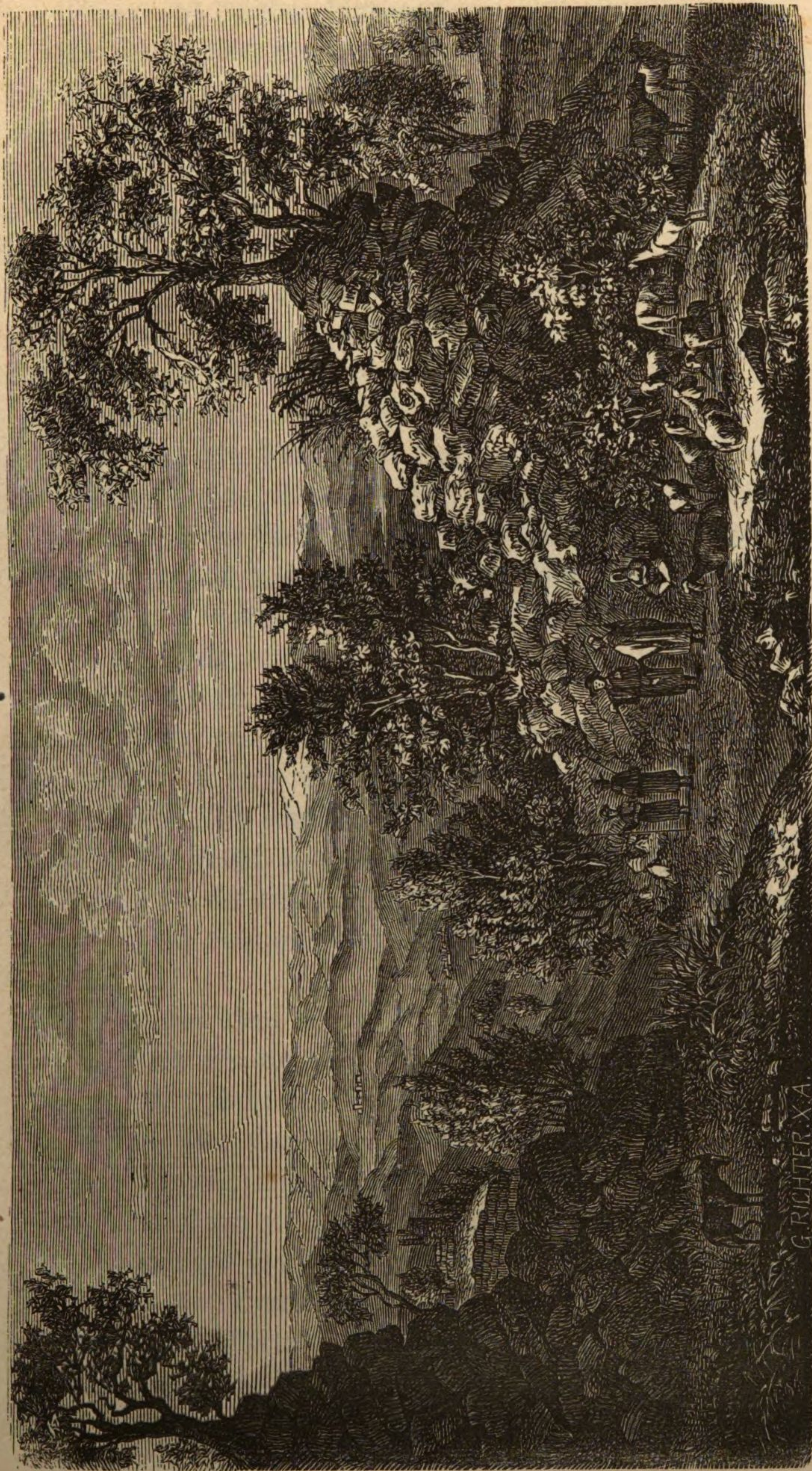
lich jetzt im November außer dem Alpenveilchen (cyclamen) nur wenige in Blüthe fanden.

Nachdem wir oben unsere Sachen in dem griechischen Kloster niedergelegt hatten, versuchte ich allein auf den mit ausgedehnten Ruinen bedeckten Gipfel zu steigen. Ich vermuthete keine Gefahr, trotzdem daß man mich gewarnt hatte, daß die am Fuß des Berges wohnenden Beduinen hier nicht selten einzelne Reisende überfallen. Wie ich nun so an dem Rande des Busches entlang ging, bemerkte ich plötzlich in Folge eines gellenden Pfeifens, daß hinter den Büschen ein Beduine mit einer Flinte parallel mit mir wie eine Kaze schleichend und von Busch zu Busch springend den Weg verfolgte und immer auf mich hinschaute. Da zog ich es denn doch vor, lieber zu dem Kloster zurückzukehren, und hatte kaum meine Richtung geändert, als ich auch wahrnahm, daß der Kerl nicht mehr weiter ging, sondern nach mir zu einbog, mir eine Weile folgte und dann in den Büschen verschwand. Ich rief daher Abdallah zu meiner Begleitung, und kehrte mit diesem zu dem Gipfel zurück, von welchem aus eine entzückende Aussicht unsern Gang lohnte.

Wir sahen über die ebenfalls bewaldeten Berge von Galiläa nach Nazareth zu; auf der anderen Seite den See Genezareth, mit dem schneebedeckten Gipfel des Hermon; dann zurück in das Becken des Jordan und die Höhen von Basan und die Gebirge der Moabiter und Ammoniter. Dazu war der Vordergrund bedeckt mit Gewölben, Kellern, Mauern und Ruinen aller Art, die theils früheren Befestigungen, theils alten Klöstern angehörten.

Ich kletterte gern zwischen dem mit Buschwerk und Gras reich bewachsenen Gemäuer, dessen einzelne Punkte immer neue schöne Aussichtsblicke darboten. Nach dem Kloster zurückgekehrt, genoß ich noch lange im scheidenden Abendlicht vom Dache aus die entzückende Aussicht. Dicht zu meinen Füßen hatte ich einen tiefen Hof, aus welchem mächtige Eichen ihre mit Weinreben durchwachsenen Aeste himmelwärts streckten.

Sonnabend, den 30. November. Nachdem wir den



Ein Blick von der Höhe des Chabor.

steilen Abhang des Thabor hinabgestiegen waren, wandten wir uns rechts durch liebliche, grün bewaldete Thalgründe. Wir kamen an zwei großen Beduinenlagern vorbei. Die Pferde standen gesattelt und geschirrt, die Lanzen lehnten an den Zelten, diese in der Höhe weit überragend; alles war zum Aufbruch fertig. Indeß sah ich dort eine Menge von Kameelen und Kindern und Schafen, und bedachte bald, daß Leute, die etwas zu verlieren haben, weniger zu fürchten sind.

Nach einer Stunde erreichten wir Rhane Tudjar, einen Ort mit zwei großen ausgedehnten Ruinen, von welchen die eine einem Kloster, die andere einer Burg anzugehören schien. Aus letzterer floß ein silberheller Quell, welcher um sich her üppige Gruppen von Kräutern und Büschen hatte sprießen lassen. Unweit dieser Ruinen halten die Beduinen von nahe und ferne herankommend ihren wöchentlichen Bazar. Kreise von Steinen, die reihenweis einander folgten, bezeichnen die Stelle, wo die Zelte aufgeschlagen werden. Dort tauschen sie ihre täglichen Bedürfnisse ein.

Weiter führte uns unser Weg über eine weite Fläche fetten Bodens, in welchen tiefe Spuren von den Fußtritten der Kameele und Pferde sich eingedrückt hatten, die uns zeigten, wie der Regen solche Wege in Sumpf zu wandeln vermag. Nachdem wir dann in ein tiefes Thal hinabgestiegen waren, trennte uns nur noch ein einziger hoher breiter Bergrücken vom See Genesareth.

Wir ritten den Berg hinauf, und siehe, da lag er vor uns in seiner ganzen Pracht, der azurblaue Spiegel durch fein Lüftchen getrübt. Dort lag Tiberias lang ausgestreckt, weiterhin die Stätte von Capernaum und Bethsaida, drüben das Land der Gadarener, mit den steilen Felsabhängen, von denen herab einst die Säue in den See gestürzt waren. Dort auf diesen jetzt so ruhigen Wasserspiegel hatten die schlafenden Jünger in ihrer Angst den Herrn geweckt, der den hochaufbrausenden Wellen mit seinem Worte Stille gebot (Matth. 8, 26). Dort hatte der Herr auf dem Wasser gewandelt und den sinkenden Petrus gerettet, dort seinen Fischzug gesegnet, und ihn zum Menschen-

fischer berufen. Ueber die Küste hinaus sah man den Einfluß des Jordan, und darüber den schneeigen Hermon und rechts die scharfeingeschnittenen Berge von Ammon und Moab; die Ufer des Sees allzumal umsäumt mit grünen Bäumen und üppigem Pflanzenwuchs. Sicherlich ist es überschwänglich, diesen See den schönsten Punkt der Welt zu nennen; aber schön ist er, ein liebliches Fleckchen Erde, gesegnet durch des Herrn Wohnen, der unter allen Städten der Welt nur Capernaum „seine“ Stadt hat nennen lassen. — Jetzt freilich hat der falsche Prophet auch hier sein Regiment, und wenn auch Magdala, die Heimath der Büsserin, noch heute als kleines Dörflein (Medjdel) unfern des See's zu schauen ist, so kann Niemand mit Bestimmtheit den Ort von Chorazin, Bethsaida und Capernaum mehr angeben. Das Wehe des Herrn (Matth. 11, 20) lastet auf diesen gesegneten Orten zunächst in der Gestalt, daß ihre Stätte sie nicht mehr kennt.

Versunken in den Anblick dieser Herrlichkeit und in die Erinnerungen, die der See, Wasser wie Ufer, weckt, stieg ich den steilen Felspfad langsam hinab, und konnte das Auge nicht sättigen, während das Herz voll war.

Neuntes Kapitel.

Tiberias und Nazareth.

In Tabarieh (Tiberias) suchten wir das lateinische Kloster auf. Dasselbe wird nur von zwei italienischen Mönchen bewohnt, die sonst nicht zu beherbergen pflegen, aber ohne große Weiterungen mir in ihrer Klause ein Lager auf dem Sopha anboten, wenn ich damit zufrieden wäre. Ich war sehr froh; denn der Peinigungen auf den Araber-Fußböden war ich herzlich müde. Aber ich wollte doch lieber bei den Mönchen, als bei einem Juden übernachten.

Gern wäre ich auf dem See etwas gefahren, auf welchem Petrus als Fischer den Ruf des Herrn empfangen hat (Matth. 4, 18). Ich



Tiberias und der See Genezareth.

1874

rief einen Fischer, der aber für eine Stunde Fahrens 24 Francs und für eine halbe Stunde 12 Francs forderte, und als ich ihm 1 Franc für die halbe Stunde bot, diese „winzige Kleinigkeit“ lächelnd abwies, so daß ich den Unverschämten sofort verabschiedete.

So ging ich denn am Ufer spazieren und badete. Luft und Wasser waren heut am 30. November so warm, wie daheim im August. Das Bad war überaus erfrischend. Nach einem längeren köstlichen Spaziergang kehrte ich nach Sonnenuntergang zum Kloster zurück. In der Klausur angekommen, nahm mich der Klosterbruder bei der Hand, um mir vom Dach seines Klosters die prächtige Aussicht über den See zu zeigen. Als wir also oben beide allein standen, bemerkte ich, daß etwas seine Seele bewegte. Endlich faßte er sich Muth, und eröffnete mir, er habe mir etwas zu sagen, ob ich ihm gestatten wolle frei zu reden. Ich forderte ihn auf, er möchte sagen, was ihn beschäftigte. Da rief er mit zuerst gepreßter Stimme aus:

„Das muß ich Dir doch sagen, daß ein Mensch, der nicht zu der Kirche gehört, nicht selig werden kann!“ — Ja, mein Bruder, antwortete ich ihm, da hast Du recht gesprochen. Wer nicht zur Kirche gehört, kann nicht selig werden!“ — Er sah mich etwas verlegen an, dann sprach er (ich hatte mich ihm als evangelischen Geistlichen zu erkennen gegeben): „Nein, Du verstehst mich nicht recht. Ich meine, wer nicht der römisch-katholischen Kirche zugehört, der kann nicht selig werden!“

Aber, mein Bruder, antwortete ich ihm, glaubst Du denn auch an die heilige Schrift, und glaubst Du an das, was der Herr Jesus gesprochen hat? — „Gewiß glaube ich daran!“ — Nun dann lies: Wie spricht der Herr, Marci im 16. Cap.? Wer da glaubet und getauft wird, der soll selig werden. Ich kann Dir es versichern, daß ich von ganzem Herzen glaube an den Herren Jesum, und daß ich auf ihn allein, sein Leiden, Sterben und Auferstehen meine ganze Hoffnung setze für Leben und Sterben. Wie kannst Du also mir sagen, ich könne nicht selig werden?“ „Ja Du bist doch kein Glied der Kirche, die da ist Mutter aller Gläubigen!“

„Ei, mein Bruder, antwortete ich, wie sprach doch der Apostel Paulus zu dem Kerkermeister in Philippi? Sprach er etwa: Werde ein Glied der Kirche, auf daß Du selig werdest? Nein er sprach: Glaube an den Herren Jesum, so wirst Du und Dein Haus selig. Dies ist derselbe Jesus, an den ich glaube. Wie kannst Du also, mein Bruder, fuhr ich fort, so kühn sein, andere Regel und Gesetze für das Seligwerden aufzustellen, als der Herr Jesus selbst und der gesegnete Apostel Paulus!“

Er: „Ja, das war zu einer Zeit, als die römische Kirche noch nicht vorhanden war; jetzt aber kannst Du Glaube und Taufe nur in der Kirche empfangen.“

Ich: „Also willst Du gegen Deine eigene Kirche streiten, die ausdrücklich die Regertaufe für gültig erklärt, und die auch annimmt, daß Ketzer sogar Märtyrer und Heilige werden können?“

Er: „Ja, das sind so einzelne Ausnahmen; ich widerstreite dem auch nicht, was die Schrift sagt, daß man durch Glaube und Taufe selig wird; aber ich sage nur, daß man dazu auch noch Glied der Kirche sein müsse, und ich bin fest überzeugt, daß wenn Du nicht Glied der Kirche wirst, Du nicht selig werden kannst.“

Ich: „Nun wenn ich das Zeugniß der Schrift habe, daß Glaube und Taufe genügt, so bin ich deß fröhlich und sicher, denn ich weiß, an wen ich glaube; ich weiß, daß ich im Bußschmerz vor dem Kreuz meines Jesu gelegen habe; ich habe das Zeugniß des heiligen Geistes, daß mir meine Sünden vergeben sind, und daß ich ein lebendig Gliedmaaß meines Jesu geworden bin. Wie aber kannst Du, mein Bruder, der Du ein Mensch bist, gegen solche Zeugen auftreten wollen, und mir behaupten, ich könne nicht selig werden? Kennst Du nicht das Wort des Herrn, daß demjenigen schwere Strafen gedroht werden, der zu den Worten der heiligen Schrift etwas hinzusetzt? Hüte Dich, mein Bruder, daß Du nicht unter den Fluch dieses Wortes fallest, und daß Du einen Heiligen Gottes lästerst.“

Er: „Aber die Kirche lehrt dies, und habe ich nicht die Autorität des Worts, so habe ich die Autorität der Kirche.“

Ich: „Die Kirche darf nichts lehren wider das ausdrückliche Wort des HErrn; sonst macht sie menschliche Satzungen. Ich bin ein evangelischer Christ, ich bin frei geworden durch den HErrn Jesum, ich dulde kein Menschenjoch auf meinem Gewissen, mein Joch ist das Wort des HErrn, das Wort der Wahrheit, die mich frei gemacht hat. — Aber, fuhr ich fort, nachdem Du, mein Bruder, mit solcher Freimüthigkeit mir gesagt hast, ich könne nicht selig werden auf meinem Wege, so will ich mich Dir erkenntlich erweisen, und Dich nun meinerseits ebenfalls fragen: Bist Du denn Deiner Seligkeit ohne Zittern gewiß? Bist Du wirklich ein lebendig Glied des HErrn Jesu? Ich sehe, Du bist ein eifriges Glied Deiner Kirche; aber hast Du auch mit all Deinen guten Werken schon gründlich Buße gethan, hast Du wie ein zerbrochener Stab vor Deinem Heiland bußfertig gelegen, hast Du in Deinem Herzen die Antwort des heiligen Geistes erhalten, daß Du wirklich im Glauben stehst, und durch den Glauben ein wirkliches Kind Gottes bist? All Dein Gehorsam gegen die Satzungen Deiner Kirche werden Dir nichts helfen, um Dir die Himmelsthür zu öffnen, wenn Du nicht auch glaubst, von ganzem Herzen glaubst an Jesum Christum, den wahrhaftigen Gottes- und Mariensohn, der durch Seinen Tod Dich erlöst und durch Seine Auferstehung Dich lebendig gemacht hat.“

Er: „Ja, mein Freund, Du hast Recht; dieses letzte ist die Hauptsache. Aber durch Gottes Gnade kann ich auch das sagen, daß ich glaube, ich bin ein armer Sünder von Natur und kann nur durch die Gnade des HErrn Jesu selig werden.“

Ich: „Nun, wenn Du das glaubst, so sei einfältig in Deinem Glauben und halte fest an dieser Wahrheit, die allein Dir heilsam ist, und verdirb dieselbe nicht durch menschliche Zusätze.“

Er: „Aber Du sagst, Du bist auch ein ordinirter Geistlicher, so sprich doch: Worauf gründest Du die Gültigkeit Deiner Ordination? Bist Du durch einen Bischof ordinirt?“

Ich: „Zufällig, ja, ich bin durch einen protestantischen Bischof ordinirt.“

Er: „Aber hat derselbe die Succession von anderen Bischöfen?“

Ich: „Ei freilich! Ich bin selbst auch ein Bischof und habe erst vor wenigen Wochen andere Geistliche ordinirt.“

Er: „Du ein Bischof?“

Ich: „Ja ich bin ein Bischof, denn der Herr Christus hat gesagt: Gehet hin in alle Welt; gleichwie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch, Paulus hat Timotheum und Titum ordinirt, und ihnen befohlen, andere Diener am Wort an ihrer Statt zu ordiniren. Also ist die Ordination von Glied zu Glied fortgegangen im geistlichen Stande; und durch einen Träger des geistlichen Amtes auf mich gekommen. Ich gestehe Dir also gar nicht das Recht zu, daß Du mir die bischöfliche Succession streitig machst. Jeder Geistliche in seiner Gemeinde ist ein Bischof nach dem Sinne der Schrift, und jeder Geistliche besitzt als solcher die Fähigkeit, im Zusammenhange mit der Kirche und deren Auftrag zu ordiniren.“

Er: „Nein, das ist nicht so, dazu hat Christus Bischöfe eingesetzt, und zwar hat er zum ersten Petrum und durch diesen seine Nachfolger, die Päbste eingesetzt, daß jede Ordination, die nicht vom Papst und Petro ausgeht, ungültig und unfräftig ist.“

Ich: „So sage mir doch, mein Bruder, war denn Titus Ordination und Timotheus Ordination, die sie empfangen durch Paulus und die Gemeinden, war Titus Ordination, die er an den Ältesten, im Auftrage Pauli vollzog, auch ungültig und unfräftig?“

Er: „Nein, die alle waren apostolisch ordinirt.“

Ich: „Ei wie denn, hat denn Paulus seine Autorität auch auf die des Petrus gegründet?“ (Gal. 1, 12—20; 2, 1—9.) „Hat er nicht vielmehr dem Petrus ins Angesicht widerstanden?“ (Gal. 2, 11.)

Er: „Freilich war auch Paulus dem Apostelfürsten Petrus untergeben und konnte seine geistliche Gewalt nur von

dem ableiten, zu dem Christus gesprochen hat: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen!“

Ich: „Aber was that denn Paulus, als er schrieb, er habe seine Autorität nicht von Menschen, noch durch Menschen, sondern von Gott unmittelbar erhalten? Ja als er ausdrücklich erklärte, er leite seine Autorität nicht von denen ab, die das Ansehen haben, und die für Säulen gehalten werden?“

Er: „Aber jetzt ist es doch der Papst allein, von welchem alle kirchliche Amtsgewalt ausgehen muß.“

Ich: „Sind also dann die heutigen Bischöfe der griechisch-orthodoxen Kirche keine rechtmäßigen Amtsträger? Sind alle, die die Kette ihrer geistlichen Autorität etwa auf Johannes oder Jacobus oder Andreas zurückführen, darum nicht recht ordinirt, weil das Endglied dieser Kette nicht Petrus ist?“

Aber siehe wohl zu, was ist der Papst? Dieselbe geistliche Gewalt, die der Papst hat, habe ich und jeder Träger des heiligen Sendamtes von Gottes wegen auch. Ich erkenne vor Gott nicht an, daß der Papst nach Gottes Willen in der Kirche Gottes mehr geistliche Gewalt hat, als ich. Ich habe von Gottes wegen kraft meines Amtes die Macht, Sünden an Christi Statt zu vergeben, oder zu behalten; hat der Papst größere Gewalt? Nach menschlicher Ordnung ist er ein Fürst und Regierer seiner Kirche und hat als solcher seine göttliche Ehre; aber was er voraus hat, ist nicht ein Mehr von geistlicher Gewalt, sondern menschliche Einrichtung, kirchliche Satzung, nicht göttlicher Befehl!“

Er schüttelte ungläubig den Kopf. Dann brach er ab, um auf das Cölibat zu kommen. Er brachte die gebräuchlichen Argumente vor. Ich entgegnete ihm einfach, bevor ich auf den Gegenstand weiter einging, möchte er mir doch klar und wahr sagen, ob er, oder seine Freunde, seit sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt, nie gegen das sechste Gebot gesündigt haben.

Er schwieg, und damit war dieser Gegenstand vor der Hand erledigt, und ich machte mir als thatsächliche Antwort ein Vergnügen daraus, ihm die Photographie von meinem lieben Weibe und meinen Kindern zu zeigen, die er mit einem

unbeschreiblichen Ausdruck seines Gesichts, aber doch mit freundlicher Theilnahme betrachtete.

Endlich machte ich den Disputen ein für allemal ein Ende, indem ich sagte, wir wollten uns doch lieber über diejenigen Punkte unsers gemeinsamen Glaubens, über welche keine Differenz zwischen uns sei, unterhalten, und in Bezug auf die differirenden Punkte denken, daß Gott aus Barmherzigkeit um des Glaubens willens, uns annehmen werde trotz der secundären Punkte, in welchen jeder von uns den andern in Irrthum glaubte. Er möge immerhin annehmen, daß, weil ich ein bußfertiger Sünder vor Gottes Angesicht sei, der Gnade gesucht und gefunden habe in Christo Blut, und der sicherlich nichts anders sein möchte als ein geringes Gliedmaaß an Jesu Leibe, der Herr aus Seiner Barmherzigkeit mich, der ich auf Seinen Namen getauft sei, nicht verstoßen werde. So wollte ich meinerseits denn auch gern annehmen, daß der Herr auch ihn um seines einfältigen Glaubens willen nicht verstoßen würde, trotz seiner schweren Irrthümer in Bezug auf die Kirche, und daß er menschlichen Satzungen die Ehre gebe, die Gott allein und Seinem Worte zukäme.

Damit endeten denn die Dispute und es begann eine liebebrüderliche Unterhaltung. Plötzlich aber unterbrach dieselbe der Mönch mit den Worten: „Eins jedoch muß ich Dir noch sagen: Nicht durch die Werke, wie gut sie auch seien, wird ein Mensch gerecht, sondern allein durch den Glauben an Jesum!“ — Hier faßte ich seine Hand, und sprach: Nun wohl, mein Bruder, so bist Du ein guter Lutheraner, so bist Du ein aufrichtiger evangelischer Christ und mein lieber Bruder in Christo. Denn was Du eben ausgesprochen hast, ist das Centrum evangelischer Lehre und biblischer Wahrheit.

Er antwortete sehr bewegt, auch er hoffe, daß wir uns dereinst vor Gottes Thron wiederfinden würden. Er erbat und versprach gegenseitige Fürbitte. Es war ein köstlich trauter Abend mit dem alten lieben Bruder, der hernach an getrockneten Früchten, Wein, Brod, Kaffee alles hervorbrachte, was nur Keller und Speisekammer barg, und sehr lebenswürdig bewirthete.

Am Abend hatte er mir noch ein besonderes Bett aufgeschlagen in einem engen Gange, und that überhaupt alles, um mir den Aufenthalt lieb zu machen. Merkwürdiger Weise hatte mir der Herr das geschenkt, daß, während ich seit langer Zeit nicht, eigentlich nie in meinem Leben lateinisch gesprochen hatte, ich diese ganze Unterhaltung mit dem Italiener Franciscaner in lateinischer Sprache, dem einzigen Verständigungsmittel, fließend führen konnte.

Sonntag, den 1. Dezember. Obgleich es Sonntag war, glaubte ich bei der Dringlichkeit und kurzen Zeit meiner Reise doch abreisen zu dürfen. So ging es denn wieder den Berg hinauf gen Nazareth, das ich zu Mittag zu erreichen hoffte. Noch über eine halbe Stunde lang konnte ich, das Gebirge hinauf steigend, den Blick zurückwerfen auf den Spiegel des lieben Genesareth und den schneebedeckten Hermon.

Dann änderte sich die Scene. Eine fruchtbare Ebene that sich vor mir auf, aus welcher bald das Dorf Lubieh mit seinen hellgelben Häusern blendend im Morgenlicht mir entgegenleuchtete.

Mein Abdallah, der bei seiner energischen Versicherung blieb; „moi savoir tout“ (ich weiß alles), mit welcher er bereits etliche Male uns gründlich in die Brüche geführt hatte, behauptete auch hier ganz genau den Fußweg zu wissen nach Kopher Cana und Nazareth — bis ich endlich trotz seines Protestirens ihm befahl, umzukehren und eine andere Richtung einzuschlagen, weil mein Ortsinstinkt mir deutlich sagte, daß wir fehl ritten. Und so war es auch wirklich; Abdallah hatte uns gründlich in die Irre geführt, und erst nach einer Stunde erreichten wir wieder den richtigen Weg.

Eine Anzahl Bewaffneter, Beduinen und Soldaten gemischt, erklärte Abdallah für seine amique. Aber ich begann nun schon Mißtrauen in seine Worte zu setzen, und war wirklich immer herzlich froh, wenn wir das bewaffnete Gesindel hinter uns hatten. Merkwürdig war es indessen in der That, wie bekannt Abdallah den Leuten war. Fast an jedem Ort, in den wir hinein ritten, und oft auch auf der Landstraße hörte ich

die Begegnenden mit eigenthümlicher Zärtlichkeit im Ausdruck der Stimme ihn bei seinem Namen begrüßen. Er war eben ein flinker, hübscher Bursch, fest und gewandt zu Pferde, allzeit freundlich und gutmüthig, und solche Leute sind überall beliebt.

Nach fünfstündigem ermüdendem Ritt erreichten wir Kopher Kana (Dorf Kana), den Ort, wo der Herr Jesus durch Verwandlung des Wassers in Wein die hochzeitliche Freude geheiligt hat (Joh. 2). Als ich die Kinder auf der Straße fragte, wie der Ort heiße, antworteten sie: „Kanat Gelil“ (Kana in Galiläa). Derselbe Name, den St. Johannes in seinem Evangelio (2, 1) gebraucht hat, ist also traditionell geblieben bis auf diesen Tag.

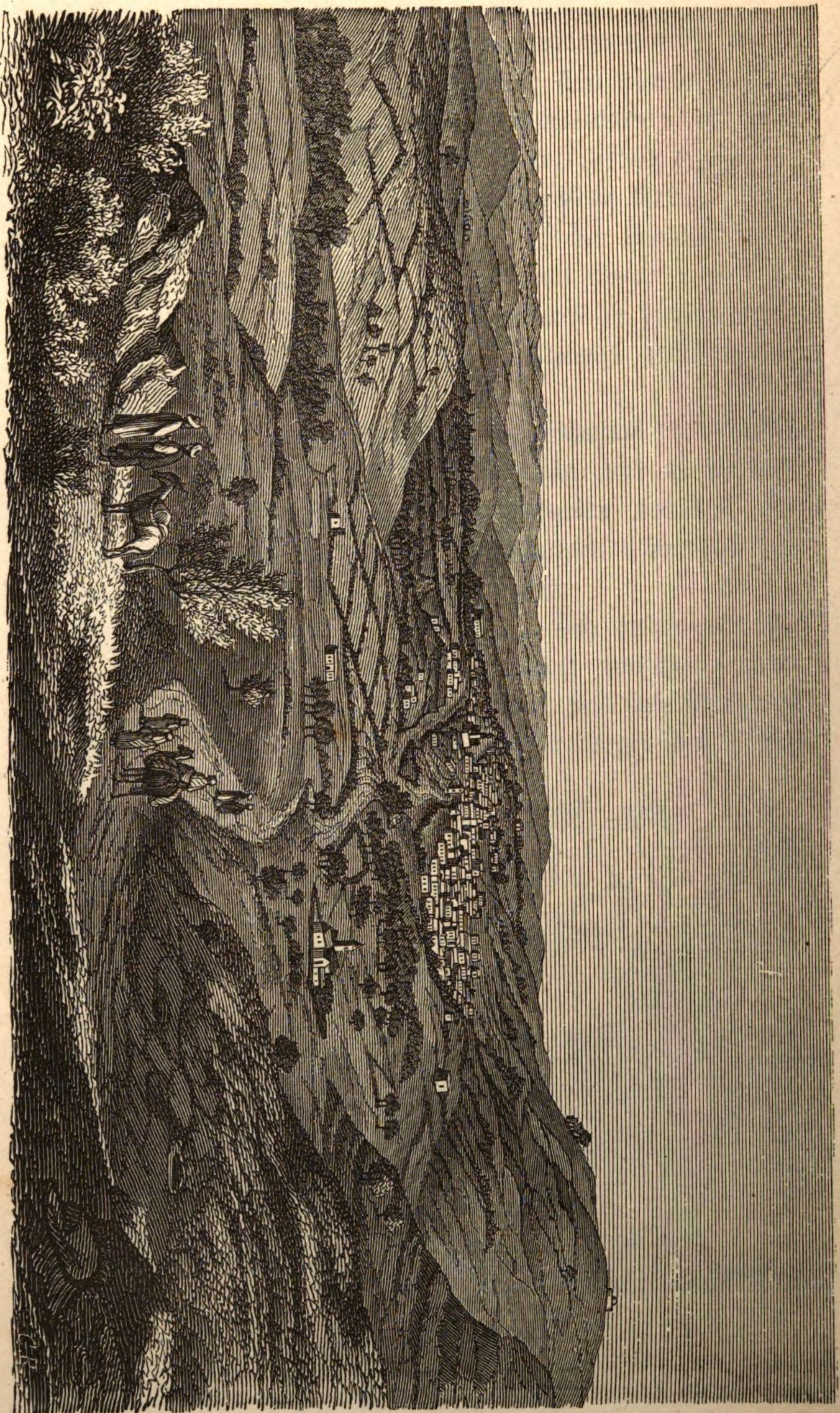
Wir ritten an den im sonntäglichen Schmuck und bunten Kleidern einhergehenden Weibern und an den malerischen Gruppen der Wasserschöpfenden am Brunnen vorüber, eine kleine Anhöhe hinauf, wo wir unter mächtigen, schattigen Delbäumen ein prächtiges Ruheplätzchen fanden.

Lieulich blickte das an einen Hügel sich anlehnde und bis zu dessen Spitze sich erstreckende Dorf zwischen grünen Gärten, Del- und Feigenbäumen hervor, wie eine Braut im Myrthenkranz, und auch darin scheint der Segen des Herrn



Cana in Galiläa.

Manuscript



Magareth.

gerade auf diesem Ort ruhen geblieben zu sein, daß dessen Einwohner fast durchweg Christen sind. Wir freuten uns herzlich, überall freundlich begrüßt zu werden.

Von hier ab noch zwei kleine Höhen, die wir in andert-
halb Stunden überschreiten konnten — und Nazareth lag vor
uns in all seiner Herrlichkeit.

Die Stadt zieht sich einen mit Bäumen reich bestandenen
und nur theilweis den nackten Fels zeigenden Abhang hinan,
und blickt lieblich aus schönen Gärten hervor. Die den Ort
umgebenden Hügel zeigen sanfte Wellenlinien, über welche hin-
aus in der Ferne die schärfer gezackten Linien der Gebirge
Juda und Ephraim ragen.

Ich blieb oben auf dem einen Hügel, um eine Skizze zu
nehmen. Leider wurde mir die Sonntagsstille unangenehm ge-
stört durch eine Masse jungen Volks, welches, angegafft von
einer größeren Menge Neugieriger, sich seine Sonntags-„phan-
tasia“ machte mit ungestümem Reiten, Schießen, Trommeln,
Pfeifen, Pauken und brüllendem Singen. Nie habe ich eine
Musik gehört, die dem Brüllen der Bassuto und Rassern bei
der Beschneidung und bei ihren nächtlichen Tänzen ähnlicher
wäre, als der heidnische Gesang und das taktmäßige Pauken
dieser Nazarener, welche, wie mir Abdallah sagte, alle Christen
waren.

Nachdem ich bei dem englischen Prediger Zeller, einem
geborenen Würtemberger, eingekehrt war, ging ich sofort wieder
weiter, um von den Höhen der Umgebung aus näher den Ort
zu sehen, wo der Herr seine Kindheitsjahre verlebt hatte.
Diese Hügel, vielleicht eben diese Fußpfade, die ich wandelte,
hat sein heiliger Fuß betreten, diese Blumen, diese Kräuter
waren aus dem Saamen entsprossen, der zu Seiner Zeit auf
dieser Stätte gereift war. Es war mir dieser Gang, den ich
in aller Stille machte, sehr tief beweglich und ich konnte so
recht im inneren Frieden mich Seines Heils getrösten.

Die Aussicht von diesen Bergen ist übrigens entzückend
schön. Weit hinaus reicht der Blick bis ins Meer, aus welchem
das Vorgebirge Carmel steil aufsteigt; unten an seinem Fuß

die gelben Häuser von Haifa mit der blauen Fluth grell contrastirend. Nach der anderen Seite reicht der Blick bis nach Akfa am Meer; landeinwärts sieht man den Hermon, den Thabor, die Ebene Jesreel, die Berge Gilboa, den kleinen Hermon, die Berge der Moabiter und Samaria's. Fast das ganze heilige Land also hat der Herr dort als Kind überschauen können, und ist in einer Umgebung aufgewachsen, die an Reichtum geschichtlicher Erinnerungen ihres Gleichen nicht hat. Krieg und Blutgeschrei durch alle Jahrhunderte führt die Ebene Megiddo ins Gedächtniß, und Hermons Segen und des Salomos Schifffahrt und Tempelbau das Meer.

In dieser Gegend ist auch heute noch der Segen des Herrn reich; Pastor Zeller bedient eine Gemeinde von etwa fünfhundert evangelischen Christen in Stadt und Umgegend. Abends geleitete mich sein Sohn zu der etwa achtzehn Fuß hohen steilen Felswand mitten in der Stadt, von der seine eigenen Landsleute und Mitbürger den Herrn hatten herabstürzen wollen, weil der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande.

Zehntes Kapitel.

Carmel. Tyrus. Sidon. Beirut. Libanon.

Montag, den 2. December. Mit dem ersten Sonnenstrahl, welcher die Höhen Nazareths beschien, brachen wir auf. Der Weg führte in Windungen durch baumbewachsene Fels-
thäler hinab in die Ebene Jesreel, durchkreuzte dieselbe bis zu einem Höhenzug, der sie auf drei Stunden Entfernung parallel mit dem Meere durchschneidet. Dort bei einem schönen Aussichtspunkt, der über den Waldgrund vor uns bis auf das Carmelgebirge und das ferne Meer zu schweifen dem Auge gestattete, rasteten wir und ich zeichnete. Nach zwei Stunden überschritten wir den Rison, dessen Flußbette fast aus lauter tiefen Löchern besteht, aus denen nur eine unendlich kleine



Blick auf den Carmel und Haifa.

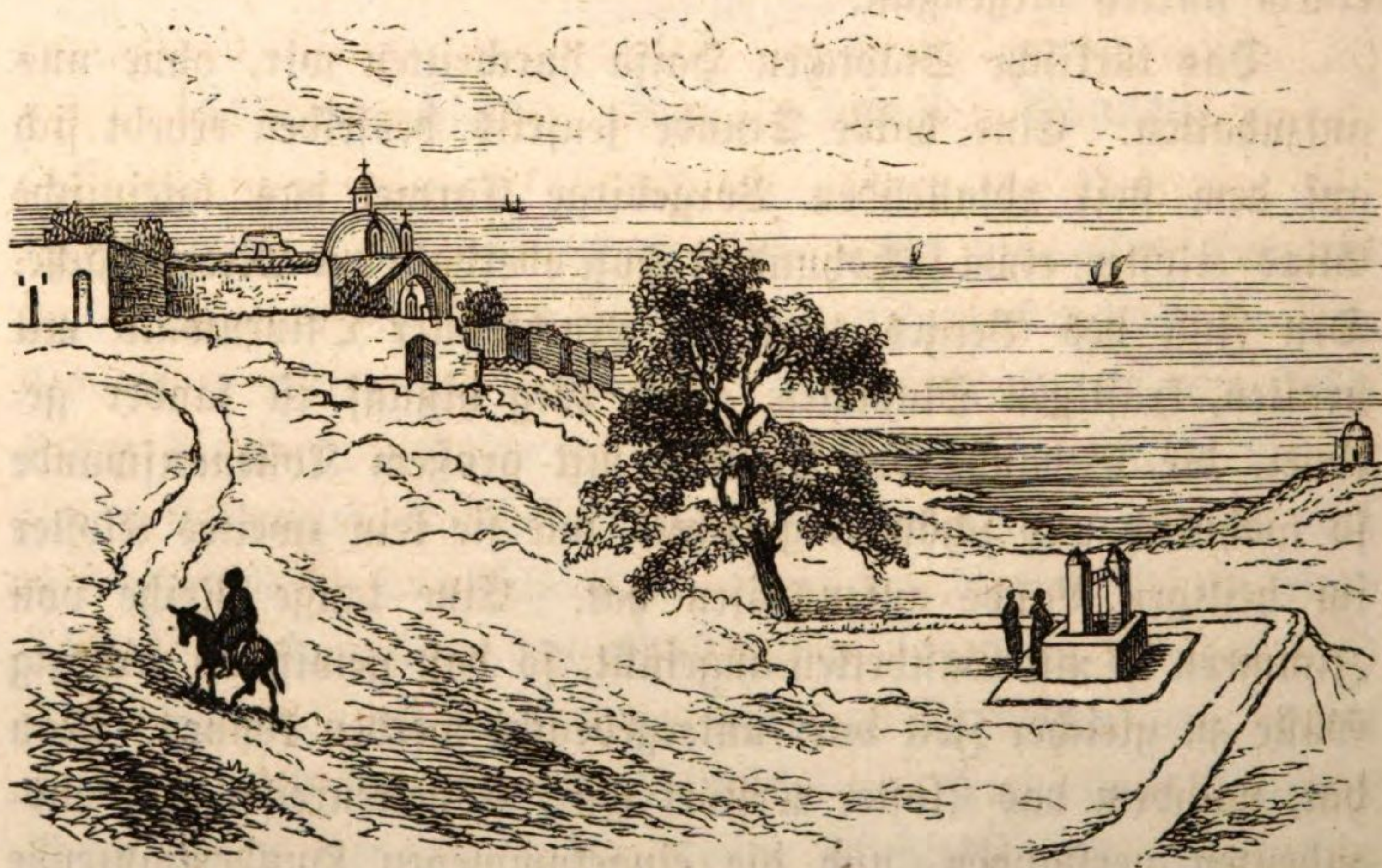
Quantität Wasser abfließt. An der Fuhr, die wir etwa anderthalb Stunden vor dem Ausfluß des Bachs in das Meer durchritten, betrug die gesammte Stärke des rinnenden Wassers nicht mehr als die eines handlichen Berliner Rinnsteins nach einem starken Regenguß.

Das türkische Städtchen Haifa durchritten wir, ohne uns aufzuhalten. Eine halbe Stunde jenseits desselben erhebt sich auf dem steil abfallenden Vorgebirge Carmel das lateinische Elias-Kloster, etwa sechshundert Fuß oberhalb der Meeresfläche. Den Fuß des Berges ziert ein prachtvoller Olivenwald mit uralten, kräftigen Stämmen. Der Weg hinauf ist sauber geebnet, die Gebäude des Klosters mit großem Kostenaufwande so wohnlich und schön eingerichtet, wie sie kein zweites Kloster im heiligen Lande aufzuweisen hat. Eine lange Reihe von Zimmern ist mit Gastbetten angefüllt, so daß gewiß an sechszig Gäste zu gleicher Zeit dort untergebracht werden können. Man hat, nachdem das Kloster zerstört war, Collektenreisen gut auszubenten verstanden, und die eingekommenen Hunderttausende zu einem fast verschwenderischen und mit der Einfachheit des

Bettelmonchordens scharf contrastirenden palastartigen Gebäude verwandt, welches das Eldorado für alle diejenigen ist, die gern gastlich und reichlich bedient sein wollen.

Raum hatten wir das Kloster betreten, als uns auch schon ein dienender Bruder die Sachen abnahm und mich in mein bereites Zimmer führte. Hier hatte ich noch nicht fünf Minuten mich geruht, als schon „eine kleine Erfrischung“ in Gestalt einer delikaten Limonade auf dem Tische stand, welcher in abermals fünf Minuten ein ebenso wohlschmeckender, duftender Kaffee folgte. Darauf führte mich der dienende Bruder auf das Dach des Klosters, von wo ich die prachtvolle Aussicht auf die Felsgruppen im Meer zu meinen Füßen und die weite Bucht von Haiffa und Acca (St. Jean d'Acre, Ptolemais) bis zu dem weißen Vorgebirge hin, und auf die malerisch gruppirten Berge des heiligen Landes und auf die Klostergebäude unter mir bis nach Sonnenuntergang genoß. Hier sah ich beide Berge, die als Sinnbild königlicher Gewalt in der h. Schrift so oft uns erwähnt werden, Libanon und Hermon, gar nicht weit auseinander. Ich versuchte eine Skizze zu nehmen, obschon mir der scharfe Wind fast das Papier zerriß.

Als ich hernach in den langen, einsamen Abendstunden



Kloster auf dem Carmel.

müde die Fremdenbücher durchblättert, freute ich mich den Namen v. Kalkreuth-Hohenwalde zu finden. Aber über die entsetzlichen Lobhudeleien, in denen sich fast alle Gäste ergossen hatten über die edlen Mönche vom Carmel, hatte ich meinen sehr starken Verdruß. Diesen edlen Brüdern und Vätern wurde aller mögliche Gottessegens und himmlische Lohn verheißen für ihre gastliche Freigiebigkeit, die doch keinem von ihnen auch nur einen Pfennig kostet.

Am Abend hatte ich wieder neuen Aerger über das splendide Abendessen, welches für mich allein bereitet war, und zu dem nur fünf Mal die Teller gewechselt wurden, und zu welchem vorzüglicher Wein gereicht wurde. Mehr einverstanden war ich mit den schönen, weichen, breiten Betten, in denen ich zum ersten Mal nach langer Zeit einmal wieder gründlich ausschlafen konnte.

Dienstag, den 3. December. Der dienende Bruder führte mich in die Kirche, von welcher aus die niedrige Felsgrotte des Elias wie eine kleine Seitenkapelle sich abzweigt. Sie macht durchaus den Eindruck, neueren Datums zu sein. Ich suchte mit meinem Geist Elias und die Baalspaffen lieber auf einem der Felsvorsprünge des Carmel, und sah ihn dort oben auf dem Gipfel im Geiste ausschauen (1 Kön. 18, 43) nach der kleinen Wolke und seinen Weg nehmen durch die Ebene Jesreel.

Aber wenn schon die überall fühlbare Herrschaft der Türken dem Wanderer im gelobten Lande die Erinnerung an die heiligen Gottesthaten zu trüben und zu stören geeignet ist, so noch viel mehr das ungeistliche Gebahren der Christen. Abdallah hatte mich wieder belogen, er habe bereits ein Bakschisch von fünf Francs bezahlt. Als ich erfuhr, daß es nicht geschehen sei, strafte ich ihn damit, daß er diese fünf Francs Trinkgeld nun wirklich bezahlen mußte an den dienenden Bruder. Aber da kam ich schön an. Der bescheidene, demüthige Carmelitermönch meinte zu Abdallah, er hätte doch mindestens zehn Francs erwartet von mir. Das ist die gepriesene Gastlichkeit der edlen Mönche. Was einfältige Menschen zu frommen Zwecken gesammelt haben, setzen sie in Gestalt von ausgesuchten Mahlzeiten

den Reisenden vor, um dafür ein möglichst reiches Batschisch zu erlangen — abermals eine Probe römisch-mönchischer Tugend. — Der dienende Bruder ließ zwar gegen mich sich nicht aus, aber als ich ihn bat, mir nur zur Probe ein kleines Gläschen von Carmel-Wein vorzusetzen, und als ich thörichter Weise ihm das Batschisch schon vorher ausgehändigt hatte, da kam es dem frommen Mann nicht auf die handgreifliche Lüge an, zu sagen, der Mönch, der den Schlüssel zum Weinfeller habe, sei über Land verreist.

Unser Weg führte uns durch Haiffa zurück an den Strand. Das Meer war prachtvoll blau; zwischen den Sanddünen hindurch erhoben sich die schlanken Stämme der Dattelpalmen in großer Zahl; und wo Palme und Cameel neben einander ist, da ist auch die orientalische Landschaft fertig. Aber hier kam zu beiden noch das blaue in allen Farben glänzende Mittelmeer hinzu, welches gegen den gelben Sand der Dünen und der Ebene Jesreel malerisch contrastirte.

Wir waren noch gar nicht weit geritten, als der Wind zu starkem Sturm sich erhob und den Sand der Ebene in ungeheuren Wolken himmelauf wirbeln ließ. Die oft bis zu vierzig Fuß hohen Staubmassen wälzten sich von weiter Ferne unheimlich heran. Wo sie eine Baumreihe fanden, stauten sie sich zuerst an derselben auf bis zur Höhe der Wipfel, und fielen dann wie ein Wasserfall über dieselben herab, bis von den Bäumen und Sträuchern nur noch die höchsten Spitzen und etliche Nester hervorsahen. Dies großartige Wüsten-Schauspiel fesselte mich so lange, bis ich die Augen kaum noch aufthun konnte und lieber meermwärts schaute, wo der Sand wie Rauch dahinflog und in den Wellen verschwand.

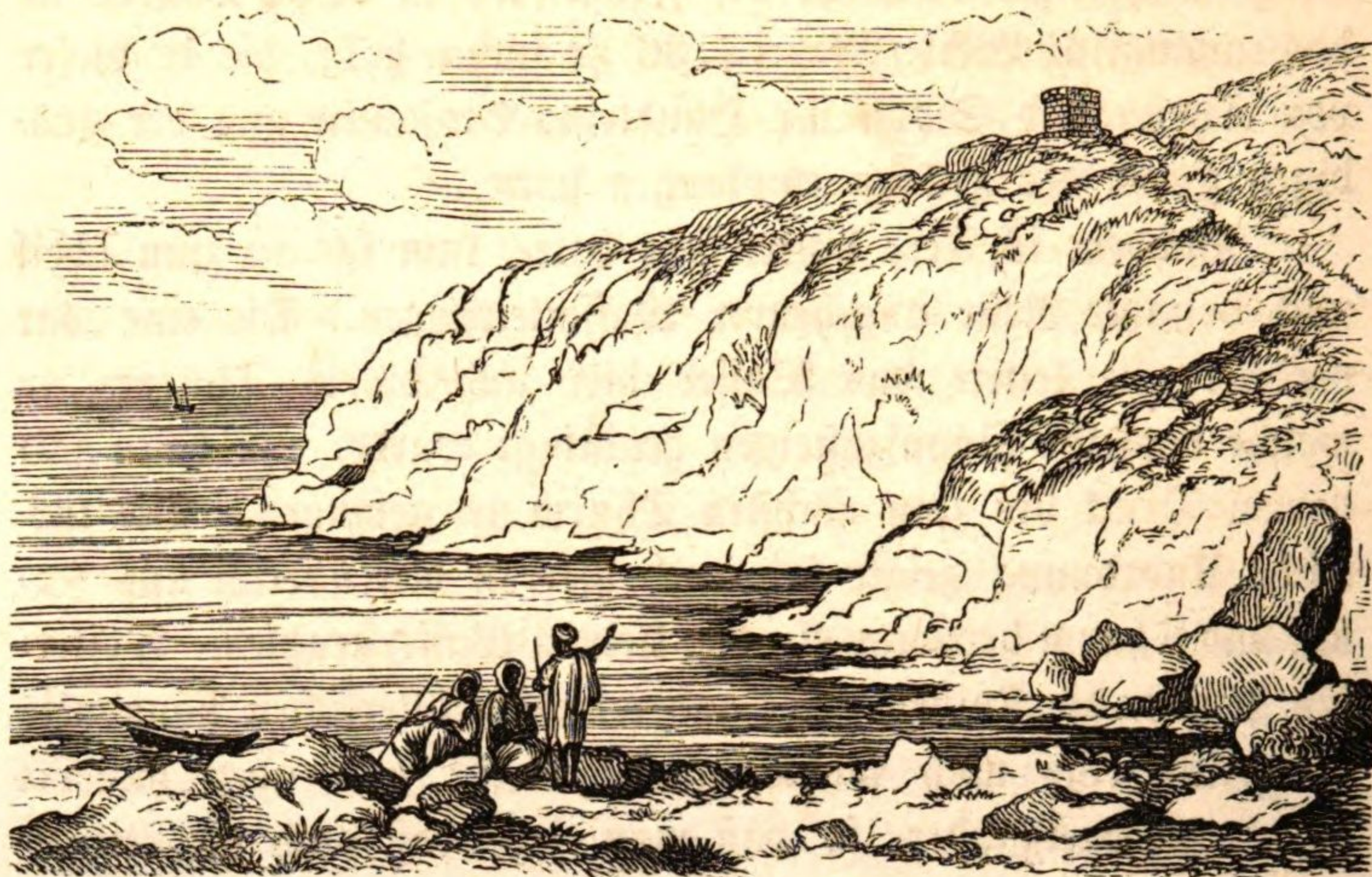
Herzlich froh, dem für Lunge und Auge zuletzt unerträglich werdenden Sandsturm entgangen zu sein, erreichte ich nach vierstündigem Ritt Acca, das alte Ptolemais (St. Jean d'Acre) welches von außen zu besehen ich mich begnügte. Es scheint viele alte Kloster und Kirchen zu haben, die aber angesichts der allerheiligsten Erinnerungsstätten, von denen ich kam, durchaus keinen Reiz und Anziehungskraft mehr für mich hatten.

Mich beschäftigte vielmehr die Frage, wo in diesen Landen ich das cananäische Weib (Marci 7, 26) zu suchen habe, die in diesen von Tyrus und Sidon ihr Hündleins-Brosamen aus der gnädigen Hand des HErrn empfangen hatte.

Nachdem ich Acire hinter mir hatte, kam ich an zum Theil noch benutzte Reste ungeheurer Wasserleitungen. Die eine war verdeckt; sie leitete das Wasser hier und da in Thürme, in welche dasselbe hinaufzusteigen genöthigt wurde, um dann mit neuem Druck bis zum nächsten Thurm zu gelangen. Die türkische Unordnung zeigte sich auch hier in den überall aus Kanal und Thurm hervorquellenden kleinen Wasserstrahlen. Weiterhin zeigten die Ruinen eines anderen mittelalterlichen Aquadukts bisweilen eine noch wohlerhaltene Reihe von über hundert Bögen nebeneinander, so daß man sah, daß auch die Riesenarbeiten der neueren Eisenbahnbauten nichts Neues unter der Sonne sind. Auch von einer großen mittelalterlichen, aus Quadern gebauten Straße, die streckenweit noch jetzt benutzt wird, gaben ausgedehnte Ueberreste, die auf dem ganzen Wege bis nach Beyrut hin immer wieder sichtbar werden, Zeugniß. Von dem großen Reichthum an Quellen zeugten auch große ausgedehnte Fruchtgärten am Wege mit pappelhohen Cypressen und reichbeladenen Drangenbäumen.

Es wurde spät Abends. Der Himmel begann sich zu bewölken und das lichte Azurblau des Meers in tief dunkles Schwarz zu verwandeln. Immer wildere Felsklippen begrenzten das Meer, welches immer höher seinen Gischt an ihnen empor sandte. Glücklicherweise erreichten wir noch das weiße Vorgebirge und auf der Spitze desselben einen alten Wachtthurm, den jetzt ein Araber zum Khan eingerichtet hat. Dicht neben uns fallende Donnerschläge und schwere Regentropfen ließen uns sofort eintreten, und kaum waren wir mit unseren Pferden unter Dach, da entlud sich das Wetter.

Ich sah mich um in dieser improvisirten Nachtherberge. Sie sah wie eine Räuberhöhle aus. Sie war in zwei Theile gespalten; der eine etwa um zwei Fuß über den Boden erhöht, gewährte außer dem Feuerplatz zur Noth für sieben dicht neben



Das weiße Vorgebirge.

einander schlafende Männer Raum; der andere Theil blieb für die Pferde und für die Sachen. Der Rauch, für welchen kein anderer Ausweg belassen war, als den er sich selbst durch die niedrige Eingangsthür suchte, hatte das gothische Gewölbe, auf dem das flache Dach ruhte, völlig schwarz gefärbt. Neben mir ersah ich aus der Stärke des Zugwindes, der durch das Gemäuer pfiff, die Richtung des Windes, bis ich dieser Beobachtungen müde meinen Regenmantel in die Fugen stopfte. Um das Feuer herum saßen drei richtige beduinische Räubergestalten, zu denen sich bald noch zwei andere minder finster aussehende — Kameeltreiber — gesellten. Sie machten sich bis in die späte Nacht mit dem Feuer zu thun, so daß ich wiederum nicht schlafen konnte.

Ich ließ Abdallah und den Mufir zwischen mir und ihnen schlafen und wählte den Platz in der äußersten Ecke, von wo aus ich hinüberspähte, um zu sehen, ob sie mich beobachteten, oder was sie sonst vornähmen. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sie mich gar nicht beachteten, versuchte ich einzuschlafen; das war aber in dieser Spelunke leichter versucht als gethan, bis endlich die Müdigkeit das Uebergewicht erhielt.

Mittwoch, den 4. December. Nachdem wir unseren Felsabhang hinabgestiegen waren, begann eine ganze Reihe der pittoresksten Felsgebilde und Uferpartieen. Bisweilen rückten hohe steile Felsen so unmittelbar an das Meer, daß man hinüber mußte, und daß der Pfad oben unmittelbar an fast senkrechten Abhängen schwindelnd vorüberführte. Ein stufenartig den Fels hinaufsteigender Theil des Weges heißt die Treppe von Tyrus.

Nachdem wir eine geraume Zeit in dieser Weise auf und ab geklettert waren, lag denn auch schon diese alte Phönizierstadt auf einer Landzunge vor uns. Um sie zu erreichen, bedurften wir in unserem langsamen und langweiligen Schritt allerdings noch einiger Stunden.

Außerhalb des Thores an einem alten Wasserthurm lagerten wir. Abdallah bereitete eins seiner frugalen Frühstücke und dann ging ich durch die Ruinen der alten Stadt, welche rechts von der neu entstehenden ihre zerfallenden Mauern bis in das Meer hinein ausstreckt. Diese Ruinen sind fast unförmliche Mauerklumpen, aus denen man nur hier und da eine Spur von den ursprünglichen Bauformen entziffern kann. Wie Jesaias voraussagte: Heulet ihr Schiffe auf dem Meer, denn Tyrus ist zerstört, daß kein Haus da ist (Jes. 23, 1). Tiefe Schachte zwischen den Schutthaufen der Ruinen rührten von den Ausgrabungen her, welche Alterthumsforscher gegenwärtig durch das ganze gelobte Land und durch ganz Syrien veranstalten.

Mehr als diese interessirten mich einzelne Säulen von hartem Stein, von denen einige noch aufrecht standen. Eine fand ich in der Brandung des Meeres liegend mit neuge wordenem Kalkstein überwachsen. Die Mauerreste geben Zeugniß von der ungemeinen Festigkeit der früheren Stadt; sie stehen fest, trotz der Brandung entgegen, und viele Fragmente haben Jahrtausende lang den Wellen widerstanden. Die neu entstehende Neustadt Tyrus scheint im Wachsen begriffen zu sein; bisher ist sie freilich kaum mehr als ein größeres Fischerdorf.

Ueberrascht wurde ich, die Weissagung (Hesekiel 26, 5), daß Fischerneze über die Stätte dieser vom Herrn verfluchten Stadt ausgebreitet werden sollen, wörtlich erfüllt zu sehen. Ich sah solche Neze sowohl über den Dächern, als über die alten Mauern zum Trocknen ausgebreitet.

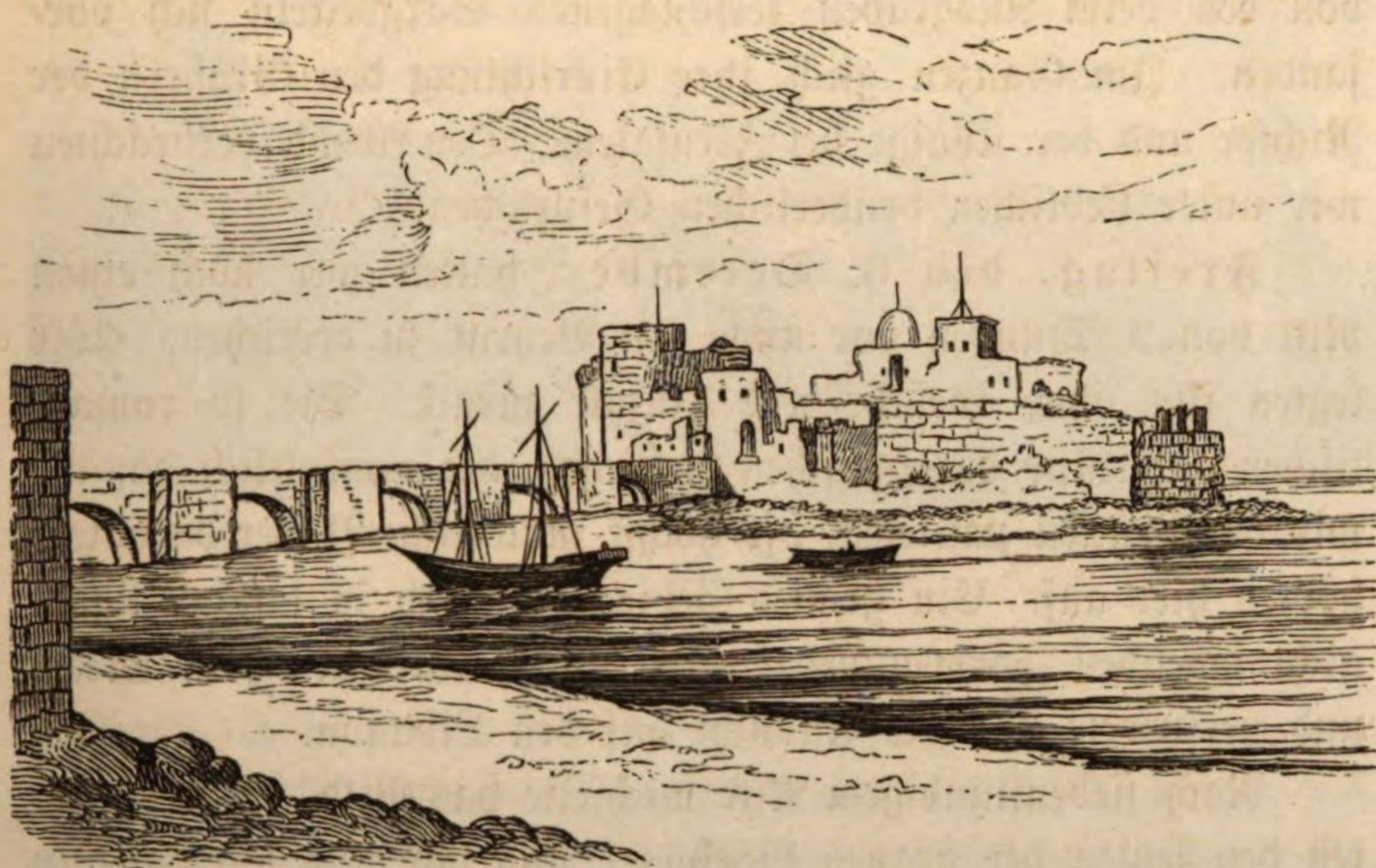
Den von Alexander dem Großen zum Behufe der Belagerung aufgeschütteten Damm konnte ich nicht mehr unterscheiden. Die See hatte so viel Sand dagegen gespült, daß er mit der früheren Insel sich zu einer ziemlich breiten Landzunge gestaltet hat.

Wir ritten noch einige Stunden weiter. Wiederum kamen wir bei Wasserleitungen und mächtigen Quellen vorbei, bis wir nach zwei Stunden einen Khan erreichten, wo wir zu übernachten gedachten. Aber o wehe! der Mann erklärte entschieden, er könne uns nicht aufnehmen, und wir mußten noch zwei Stunden weiter der Dunkelheit entgegenreiten, bis wir zu dem nächstfolgenden Khan kamen. Hier aber konnte der freundliche Wirth uns sogar ein eigenes kleines Stübchen zurecht machen, dessen ganzer Comfort freilich in vier fahlen Wänden und dem fahlen Fußboden bestand. Da dieser Khan dicht am Meere lag, so beschloß ich, theils um doch auch im Mittelmeere ein Bad genommen zu haben, theils in der freilich hernach nicht erfüllten Hoffnung, dadurch Schutz gegen Mitbewohner des Schlafgemachs zu finden, noch heute Abend ein Seebad zu nehmen. So habe ich denn wirklich noch am 4. December im Freien gebadet, ohne daß ich es sonderlich kalt gefunden hätte. Die Erfrischung des Seebades ging freilich aber durch die darauf folgende schlaflose Nacht völlig wieder verloren. Eine Reise durch Palästina kostet dreifach mehr Entbehrung und Strapazen, als eine durch Afrika, wenigstens als eine solche, wie ich gemacht hatte.

Donnerstag, den 5. December beschloß ich, unter keiner Bedingung wieder in einem Khan zu übernachten, und machte deshalb schon in Sidon (Saida) nach fünfständigem Ritt Halt. Bei dem amerikanischen Missionar Jessup fand ich liebevolle gastliche Aufnahme, fast so, als wäre er ein Deutscher.

Seine Berichte von den Arbeiten der Amerikaner unter den Gebirgsbewohnern des Libanon waren sehr erfreulich. Der Herr bekennt sich zu ihnen, und es scheint, daß sie in rechtem Ernst die Sache anfassen.

Von Alt-Sidon stehen noch beträchtliche Ruinen. Ich fand noch wohlerhaltene Thürme und Mauerbefestigungen, ein ganzes Castell auf einer kleinen Insel im Meer, und Trümmer eines



Alt - Sidon.

anderen oben auf einem die Stadt beherrschenden Berge. Das Alter derselben zu bestimmen, war ich freilich nicht im Stande.

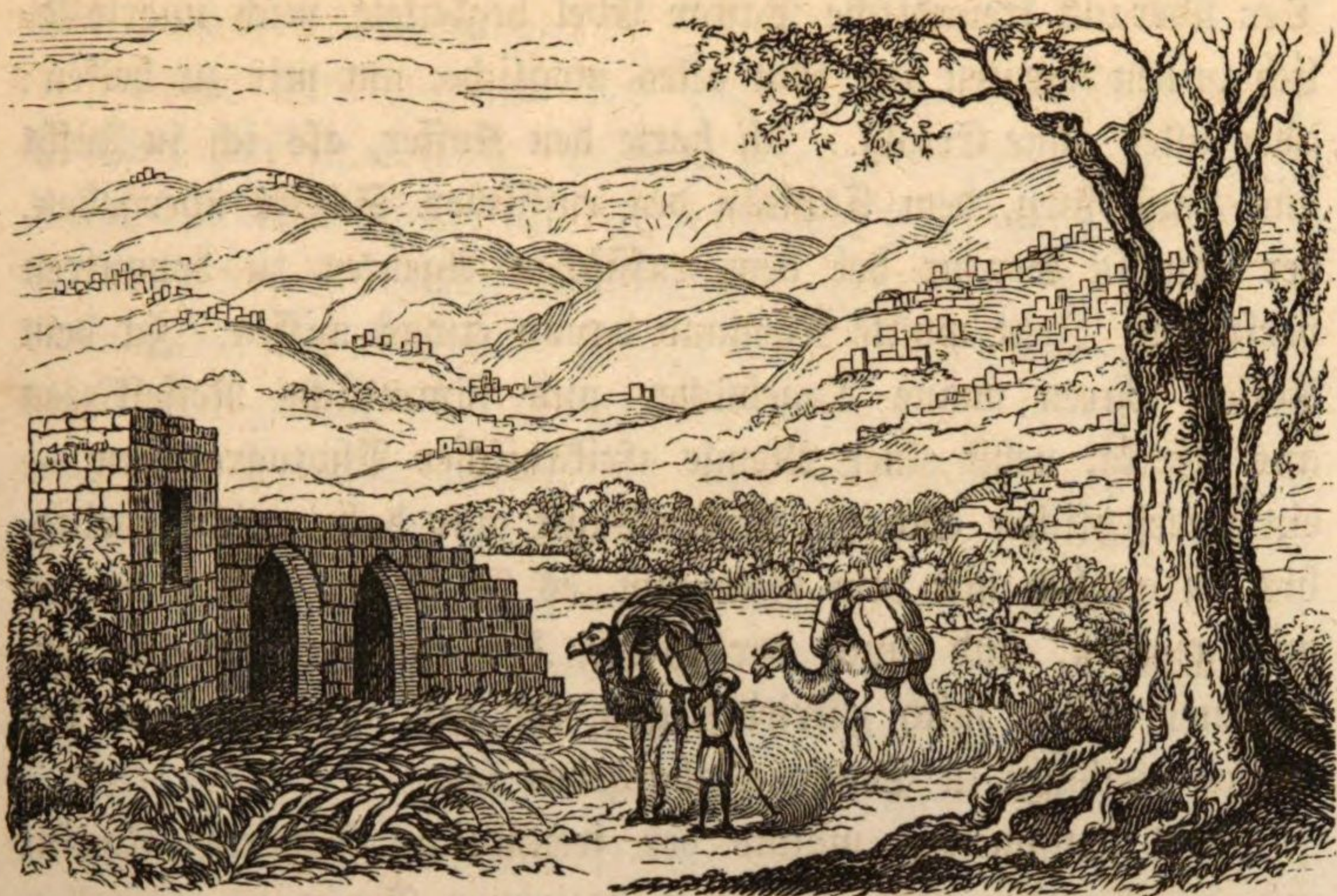
Br. Jessup führte mich in den Hof des französischen Consuls, der bedeutende Ausgrabungen gemacht, und einige höchst interessante Alterthümer in seinem Hofe ausgestellt hat. Ich fand einige marmorne Capitälcr, Löwen, Gedenktafeln 2c.; die Inschriften waren aus der griechischen und römischen Zeit, bei einzelnen waren in merkwürdiger Weise griechische und römische Buchstaben mit einander gemengt.

Wir folgten dann der die Stadt mit Wasser versehenen geschlossenen Wasserleitung, bis auf die Höhe eines Hügels, wo man von einem türkischen Wely (Heiligengrabkapelle) aus einen

prächtigen Ueberblick über die aus schönen reichen grünen Gärten emporstachende Stadt und das dieselbe im Hintergrunde begrenzende Meer hat. Von dort stiegen wir hinunter in die Ebene, um die kürzlich erst aufgedugenen Felsengräber der alten phönizischen Könige zu besuchen. Ich stieg in eine ganze Anzahl dieser tiefen Felsgrotten hinein und durchwanderte die verschiedenen Grabkammern, in deren etlichen noch Fragmente von den beim Ausgraben zerschlagenen Sargdeckeln sich vorfanden. Im Ganzen glich ihre Einrichtung den Gräbern der Richter und der Könige bei Jerusalem. Den Abend verbrachten wir unter lieblichen brüderlichen Gesprächen.

Freitag, den 6. December hatten wir noch einen Ritt von 9 Stunden vor uns, um Beyrut zu erreichen. Wir legten ihn ohne Gefahr und Unfall zurück. Die so romantischen Felsflüsse des syrischen Gebirges, die namentlich da, wo wir die Brücken passirten, oft höchst malerische Bilder darboten, hörten hier auf. Ein graues Gebirge zog sich in langweiligen, nichtsagenden Formen neben uns hin parallel mit dem Meer, und versperrte uns die Aussicht auf den Libanon.

Nach siebenstündigem Ritt wechselte das Bild. Wir passirten den letzten der grauen Vorhügel und vor uns lag ganz in der Nähe der Libanon in überraschender Schönheit. Wie mit einem Zauberschlage war die öde Wüste verschwunden und mächtige Dörfer, von denen die Häuserreihen des einen fast die des andern berührten, zogen sich in langer Kette von den grünen Abhängen des Gebirgs hinab. In malerischen Linien zeichneten sich die Ausläufer des Hochgebirges, die aus einem weitgedehnten Pinienwalde aufsteigend, auf ihren schönen Ruppen theils Dörfer, theils Landhäuser und Schlösser trugen; hinter diesen Vorbergen thürmte sich Berg auf Berg bis hinan zu dem schneebedeckten hohen Gipfel. Fast wurde ich an das Hirschberger Thal erinnert, nur daß dort die Dörfer sich die Thäler entlang ziehen, während sie hier die Hügelrücken bedecken — oder an die Bergstraße — nur daß hier alles viel großartigere Dimensionen annahm und die Linien viel mehr Schwung haben. Da die Landschaft von hellstrahlender Abend-



Der Libanon.

sonne in südliche Gluth und Purpur = Farben gekleidet wurde, so hatte ich hier eins der schönsten Bilder von meiner ganzen Reise. Wirklich wie durch einen Zauber sah ich mich aus den dürren Gegenden der syrischen Wüste und den doch nur wenig cultivirten Landstrichen des wasserarmen Palästina in ein Land der allerreichsten Cultur und lebhafter Industrie versetzt. Erquicklich war nach langer Entbehrung der Anblick großer Waldflächen, und wie konnte man sich erfreuen an den Terrassen, durch welche die fleißigen Bewohner des Libanon, fast durchweg Christen, auch den geringsten Fleck Landes ertragsfähig zu machen bemüht sind. Pinien, Maulbeerbäume für den Seidenbau und Tabak sind die vornehmlichen Produkte des Landes.

Ziemlich ermüdet erreichten wir lange nach Sonnenuntergang unser Hotel, von wo ich mich aber noch an demselben Abend zum General-Consul Weber begab, bei dem ich in Gesellschaft des Pastor Ebel einen angenehmen Abend verleben durfte.

Sonnabend, den 7. December. Ich wurde nicht wenig in Angst gesetzt dadurch, daß alle meine Bemühungen,

meinen Koffer wieder zu bekommen, völlig vergeblich waren. Der überaus freundliche Pastor Ebel begleitete mich unermüdlich zu den Agenten und that alles mögliche, um mir zu helfen: aber alles ohne Erfolg. Ich hatte den Koffer, als ich in Jaffa ans Land stieg, dem Capitän des russischen Schiffs übergeben, der ihn in Beyrut bei dem russischen Agenten zu deponiren versprach. Jetzt wollte Niemand davon etwas wissen. In dem Koffer waren meine Tagebücher und sämtliche Reiseskizzen aus Afrika, nebst einer Menge afrikanischer Photographien — ein unerseßlicher Schatz. Meine Angst war daher nicht gering, bis ich endlich mit dem Gedanken, es sei ja der Herr, der es mir gegeben, und auch der Herr, der es mir vielleicht genommen habe, mich zufrieden gab und still abwartete, ob der Koffer vielleicht in Smyrna abgegeben sei.

Am Nachmittag machte der freundliche General = Consul mir die Freude, mich in seiner bequemen Equipage etwa anderthalb Meilen in den Libanon hinein, oder vielmehr auf die Vorberge desselben hinaufzufahren. Da gab es prachtvolle Schluchten und Abhänge und Aussichten auf Hochgebirge und Meer, und dazu überall Spuren von großer Wohlhabenheit und Kunstfleiß der christlichen Bewohner.

Der Weg, auf dem wir fuhren, war eine Chaussee, die erste in Syrien, erbaut durch eine französische Privat-Compagnie, ein sonderbares Zeugniß türkischer Zustände. Auf dieser Chaussee darf nämlich nur derjenige fahren, der dazu eine Specialerlaubniß von der französischen Compagnie erworben hat. Nicht einmal Maulthiere dürfen darauf gehen, weil die Compagnie auf diese Weise den Waarentransport von Damascus nach Beyrut in die eigenen Hände zu bringen hofft. Nur türkisches Militär darf darauf passiren. Die nothwendige Folge ist, daß alle Grundbesitzer sich so weit als möglich entfernt von der Straße anbauen, um nicht durch die Brandschatzungen der Soldaten belästigt zu werden. So ist dies eine Chaussee, die anstatt den Verkehr zu heben, vielfach ein starker Hemmschuh desselben ist. Der türkischen Regierung aber fällt es nicht ein, daß solche Kunststraße für das Wohl des Landes noch ander-

weitig auszunutzen wäre, als durch das ihr direkt zufallende Bafschisch der Unternehmer.

Ueber den Zustand der evangelischen Gemeinde klagte P. Ebel sehr schmerzlich. Dieselbe sei aus Deutschen und Franzosen zusammengesetzt; aus ihr habe aber keine einzige Seele seit Jahresfrist das heilige Abendmahl begehrt und in die Kirche käme selten ein einziger. Früher habe er noch einige ernstere Franzosen gehabt, aber in Folge der Spannung zwischen Frankreich und Preußen haben sich auch diese völlig zurückgezogen, so daß ihm als Gemeinde nur die Schwestern des Krankenhauses verblieben. Beyrut sei mit Gaben und Anstalten christlicher Liebe so überschwemmt, daß die einzelnen Confessionen fast sich überbieten mit allerlei Spenden, um nur etliche christliche Schüler zu gewinnen, denen sie Unterricht ertheilen können, dazu sei es ein herunter kommender Ort; die früher sehr reichen Kaufleute, welche den Hauptstock der Gemeinde bilden sollten, seien völlig weltlich gesinnt, so daß Ebel seine Anwesenheit für diesen Theil der Gemeinde als völlig unnütz bezeichnede, und seine edle Zeit und Kraft beklagte, die er dort völlig vergeblich verschwendete. Die zahlreichen Schwestern im Hospital seien ihm zwar liebe Gemeindeglieder, aber auch in Bezug auf diesen Zweig seiner Thätigkeit seien ihm die Hände gebunden, dadurch, daß P. Disselhof darauf mache, den Einfluß des Geistlichen auf das Haus und die Schwestern in Schranken zu halten. Auf diese Weise fühlte sich der thatkräftige und begabte junge Prediger sehr gedrückt, und er wußte keinen besseren Rath, als die Aufhebung dieses, wie er meinte, in der Hauptsache zwecklosen, evangelischen Pastorats in Beyrut. Diese aber sei auch wiederum andererseits nicht möglich, weil der Jerusalem-Verein sich verpflichtet habe, zur Seelsorge für die Diakonissen des Krankenhauses und des Johanniterhospizes den dortigen Pastor zu besolden. Zwar lasse sich dies sehr leicht heben dadurch, daß ein eigener Pastor für die sämtlichen kaiserswerther Unternehmungen angestellt würde, der von einer Station zur anderen reiste, aber dann auch wirklicher Pastor der Schwestern und Superintendent ihrer Anstalten sei. Dieser Vorschlag aber

fände keinen Beifall, und so müsse er täglich mit Schmerz sehen, daß das hohe Gehalt, welches diese Pfarre koste, fast weggeworfen sei, und daß er selbst, der nach einer vollen Arbeit sich sehne, seine Zeit fast verliere, und genöthigt sei, sich andere Arbeitsgebiete aufzusuchen *).

Bei den Schwestern, die wir heute Abend noch besuchten, war große Freude darüber, daß ein Gast aus Deutschland da sei, der noch dazu ihnen für morgen eine Predigt und eine Missionsstunde zusagte.

Sonntag, den 8. December predigte ich in dem Bet-saal des Krankenhauses. Außer dem Herrn Generalconsul und seiner Schwester, die ab und zu die Kirche besuchen, war abgesehen von dem Personal des Hospitals kaum ein einziges Gemeindeglied zum Gottesdienste gekommen; nicht einmal die Neugierde, einen Gast aus Berlin zu hören, der aus Afrika kam, hatte die Gemeindeglieder aus ihrer Gewohnheit, die Kirche nicht zu besuchen, reißen können. Um so dankbarer waren die Schwestern, die mir die zweckmäßigen schönen Räume des Hauses und die prachtvolle Aussicht von dem Dach über die Stadt, den Hafen und den Libanon mit großer Freundlichkeit zeigten.

Nachdem ich beim Herrn General-Consul ein Frühstück eingenommen hatte, predigte ich um zwei Uhr noch einmal, um aus der afrikanischen Mission zu erzählen. Nach der Predigt hätte die deutschgemüthliche Gastlichkeit der lieben Schwestern mich fast das Dampfschiff verfehlen machen. Hätte ich mich nicht mit Gewalt von dem so freundlich bereiteten und festlich aufgetragenen Kaffee, zu dem alle Schwestern gekommen waren, losgerissen, so hätte ich richtig das Schiff nicht erreicht.

Nachdem ich mit dem Herrn General-Consul noch einmal vergeblich bei dem russischen Agenten nach meinem Koffer geforscht hatte, kam ich so mit knapper Noth auf das Boot, so daß der mich zum Dampfschiff geleitende Pastor Ebel jeden Augenblick dachte, dasselbe werde sich vor unseren Augen zur

*) Späterhin hat Br. Ebel sich eine lohnende und ausgedehnte Thätigkeit zu verschaffen gewußt.

Abfahrt in Bewegung setzen; denn es schien wirklich, als ob das Boot des Agenten schon vom Schiff abstieße. Wir kamen indeß noch völlig zu rechter Zeit, und erst als die Sonne ins Meer tauchte, dampfte unser „Stadium“ langsam zum Hafen hinaus. Der von der Sonne schön beleuchtete Hafen mit dem großen Amphitheater der Stadt und dem majestätischen Libanon im Hintergrunde war der letzte prachtvolle Anblick, den mir das Land Syrien darbot.

fünfter Abschnitt.

Rückkehr in die Heimath.

Erstes Kapitel.

Von Beirut nach Smyrna.

Montag, den 9. December. Als ich erwachte, lag Cypern vor uns ausgebreitet. Hinter der Stadt Larnaka gruppirten sich schöne Berge. Aber wir hatten eine Geduldprobe zu bestehen. Die Post kam erst nach Mittag, und so mußten wir die schöne Tageszeit da müßig liegen, und konnten froh sein, daß wir bereits um zwei Uhr unsern Weg fortsetzen durften. Derselbe führte uns einige Stunden lang an der schönen Insel in der Nähe vorbei. Dann verloren wir das Land aus Sicht, bis die beschneiten Berge von Kleinasien auftauchten, und gegen acht Uhr wir vor Rhodus Anker warfen. Von dem alten Rhodiser Ritterthurm glänzte ein helles Leuchfeuer, welches die Umrisse des Gebäudes nur wenig erkennbar uns schauen ließ; die Stadt selbst war wegen eines türkischen Festes schön erleuchtet. Das war aber auch alles, was wir von Rhodus zu sehen bekamen, denn

Dienstag, den 10. December mußten wir schon zwei Stunden vor Sonnenaufgang die Anker lichten, damit uns nicht der aufgestiegene starke Sturm auf das Land würfe. Nur mit äußerster Noth entgingen wir dieser drohenden Gefahr. Auf diese Weise konnte ich Rhodus nur in Nebelumrissen sehen.

Als der Tag anbrach, kamen bereits die Inseln des Archipelagus in Sicht. Die Zahl derselben, größerer und kleinerer, ist viel bedeutender, als man meint. Die Schiffsleute sprachen von mehreren Hunderten. Einige von ihnen bestehen freilich auch nur aus einem einzigen aus dem Wasser hervorragenden Felsen. Um so schöner ist die mannigfache Gruppierung dieser zackichten, malerisch schönen Gebilde, die von der Eintönigkeit der afrikanischen Küsten- und Gebirgsformationen nichts zeigen, sondern durch ihre edeln, schwungvollen, stets in anderer Gestalt hervortretenden Linien eine Ermüdung, sie zu betrachten, unmöglich machen. Ein Maler, würde er dort reisen, würde kein Ende finden in der Skizzirung der schönsten Landschaftsmotive. Die Fahrt ist um so lohnender, als sie das Schiff den Inseln so nahe bringt, daß man bisweilen zwischen zwei Stromufern zu fahren meint.

Zu dieser Landschaftsumgebung bot unsere Schiffs-gesellschaft in ihrer ebenso bunten Mannigfaltigkeit eine entsprechende Staffage. Da waren Griechen, in deren Kleidung alle denkbaren grellen Farben vertreten waren, griechische Soldaten mit reichen goldgestickten Uniformen und prachtvoll verzierten Waffen, türkische Beurlaubte in ihrem rothen Fez und geschmacklosen, langen Waffenrock, Mohamedaner in ihrem langen Kaftan und weißen Turban, Armenier mit fein geschnittenen, ausdrucksvollen, aber schlauen Gesichtszügen, Juden in völlig orientalischer Tracht, oder in schwarz-seidenem Kaftan mit zwei Locken, die über die milchweißen und rothen Wangen herabhingen. Alle hatten sie ihre buntgewirkten Tapeten, ihr Lager auf dem Deckplatz, den sie benutzten, und ihre Decke für die Nacht.

Unter den Mohamedanern waren etliche, welche ihre Gebetszeiten öffentlich genau hielten. Sie nahmen dazu ein Keffell oder Decke, breiteten sie auf dem Hintertheil des Schiffes

aus, knieten darauf nieder und richteten sich wieder auf, berührten mit der Stirn den Boden und machten die mannigfachen Bewegungen, um ihre Andacht zu verrichten und — zu zeigen. Das pharisäische Bestreben, gesehen zu werden, verbargen sie so wenig, daß sie vielmehr sowohl beim Hingehen, als während des Gebets und bei ihrer Rückkehr von demselben uns andere Passagiere rechts und links mit aufgehobenem Nacken gefällig lächelnd ansahen, als wollten sie sagen: Habt Ihr wohl gesehen, was ich für ein frommer Mann bin? Und merkwürdiger Weise, während die Mohamedaner diejenigen Leute, die sich durch Gebet, Fasten und Almosen auszeichnen, zu ihren größten Heiligen machen, haben sie doch wiederum ein Sprichwort, welches besagt, man solle sich vor allen Dingen vor denen in Acht nehmen, die viel beten und fasten, das seien gemeinhin die Schlimmsten. So betrügt dies arme Volk und will betrogen sein, weil ihr Prophet ein Lügner war.

Mittwoch, den 11. December. Die Fahrt ging Vormittags glatt und eben, wie gestern. Nachmittags zogen schwarze Wolken auf, und als ich soeben im Reisepfalter die auf die Seereise bezüglichen Lieder gelesen hatte, da war auch schon ein Gewitter über unsern Häupten, welches zwei Schläge in großer Nähe des Schiffs herabsandte. Dann wurde alles wieder ganz still und ich dankte dem Herrn, der auch diese Gefahr gnädig abgewandt hatte. Abends spiegelte sich der Mond in den Wellen und zeigte uns die Umrisse der Inseln, die wir oft in großer Nähe passirten; einzelne Leuchtthurmfeuer hoben sich aus den dunkeln Felswänden ab.

Donnerstag, den 12. December. Noch während wir schliefen, waren wir bereits in die Bucht von Smyrna eingelaufen, und noch vor Sonnenaufgang fielen die Anker und ich fuhr an Land.

Obgleich es nur eine kleine Strecke war, wurden wir unterwegs durch ein Douanier-Boot aufgehalten und zum Bakschisch genöthigt. Und kaum hatten wir das Land betreten, so kam wieder ein anderer Steuerbeamter und forderte sein Bakschisch. Ueberhaupt scheint die ganze Einrichtung der tür-

fischen Mauth nur dazu getroffen zu sein, damit die Unterbeamten recht viel willkürliches Trinkgeld von den Reisenden erpressen. Sie sehen die Effekten derselben nicht darauf an, ob etwas Steuerbares darin sei, sondern darauf, ob sie schwer oder leicht zu öffnen seien. War das letzte der Fall, so begnügten sie sich mit einem Pfaster, während sie im ersten Falle bis zu vier, sechs und acht Pfaster schraubten, welche schließlich vom Reisenden gern bezahlt werden, damit man nur nicht genöthigt sei, die wohlverpackten Koffer und Kisten auszuframen. Die armen Schelme, die Unterbeamten, sind auch auf solche Nebeneinnahmen angewiesen, denn ihre Besoldung würde nicht hinreichen, sie satt zu machen. Sie müssen dazu ihrerseits von den durch sie erpreßten Geldern ihren Vorgesetzten noch große Geschenke abgeben, und die wieder dem Pascha, so daß schließlich für die Staatskasse aus dieser Plackerei so gut wie gar kein Gewinn abfällt. Diese türkische Wirthschaft ist heut zu Tage noch ganz dieselbe, wie das Erpressungssystem der Zöllner zu Pilati Zeit im jüdischen Lande.

In der Stadt suchte ich, um nicht sofort durch meinen Eintritt in ein Hotel zwölf Francs zu schulden, das Institut der kaiserswerther Diakonissen auf. Ich dachte, sie hätten ein Hospital, traf aber anstatt desselben eine blühende höhere Töchterchule, deren Erträge hinreichen, um noch ein damit verbundenes kleines Waisenhaus mit dreißig Kindern zu erhalten. Die Schwester Minna Grothe steht dem Ganzen mit ebenso viel Energie als Umsicht vor. Die Gebäude sind sehr zweckmäßig eingerichtet, und das Publikum ist durch die Leistungen der Anstalt völlig befriedigt.

Wir verabredeten sofort für heute Abend eine Missionsstunde, die ich in dem Saal der Anstalt halten sollte. Dann gab mir Schwester Minna ihren Anstalts-Kawaffen mit, der mich zu Pastor Arenfeld führte.

Dieser steht einem anderen Institute vor, welches in ähnlicher Weise für die Erziehung der Knaben sorgt, und entfaltet auch außerdem eine reich gesegnete Missionsthätigkeit unter evangelischen Einwohnern, unter Schiff sleuten und Griechen.

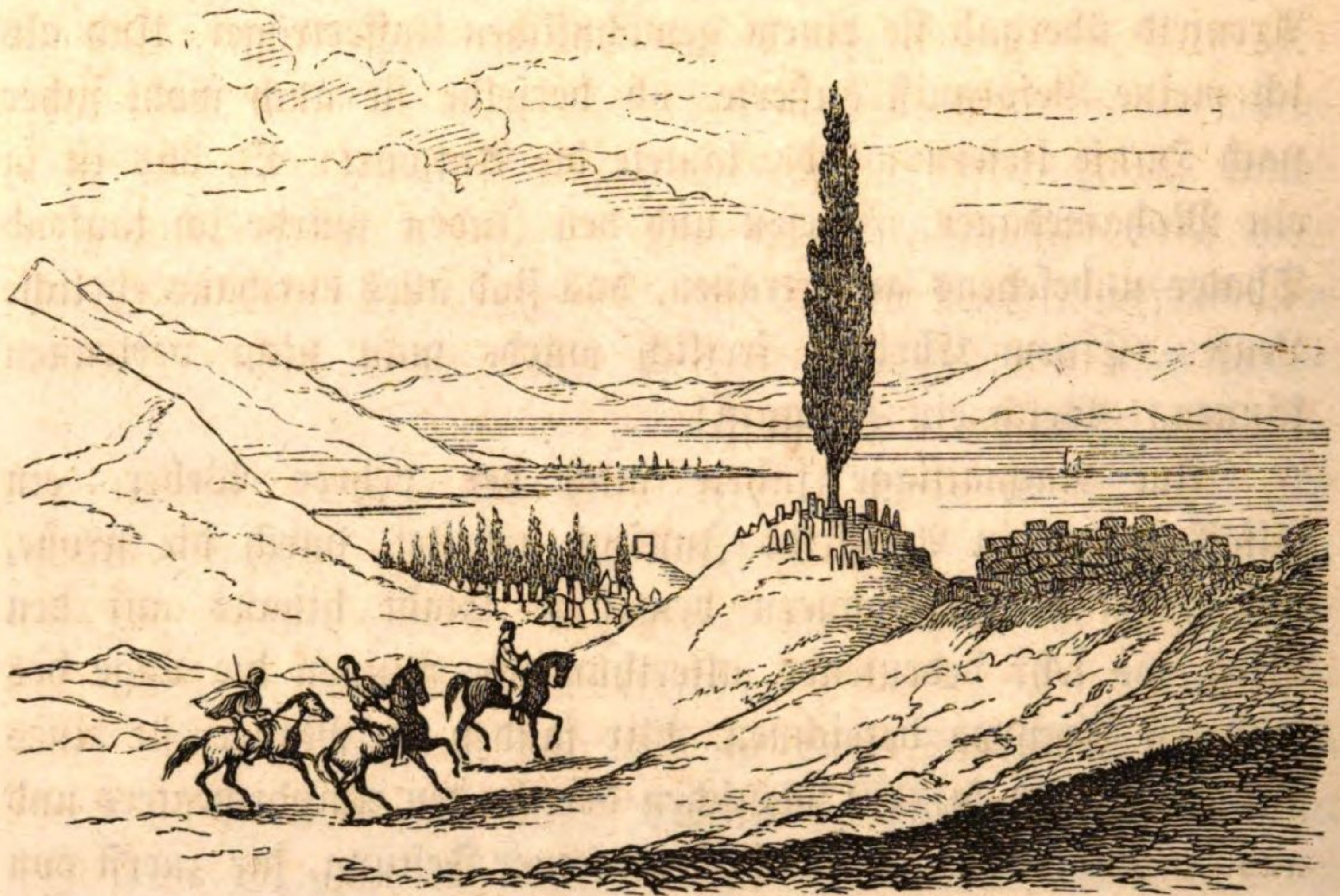
Mir war es sehr lieb, daß ich bei ihm gastliche Aufnahme fand, denn ich war des Gasthofwohnens im Morgenlande herzlich müde.

Er begleitete mich freundlich zum russischen Consulat, wo meine in Jaffa zum Dampfschiffstransport belassenen Effekten, mit allen Zeichnungen und Sammlungen richtig abgegeben waren. Ich nahm sie als neugeschenkt aus der Hand des H^{rn}. Arenfeld übergab sie einem gewöhnlichen Kofferträger. Und als ich meine Besorgniß äußerte, ob derselbe sie auch wohl sicher nach Hause liefern würde, lautete die Antwort: O, das ist ja ein Mohamedaner. Diesen und den Juden würde ich tausend Thaler unbefehens anvertrauen, das sind alles durchaus ehrliche Leute. Einem Christen freilich würde man nicht vertrauen können. Welch ein Zeugniß!

Am Nachmittage führte mich der Lehrer Weber, ein Elsasser, der in Arenfelds Institut arbeitet, durch die große, von 200,000 Einwohnern bewohnte Stadt hinaus auf den Berg, wo sehr bedeutende, alterthümliche Ruinen die Lage des früheren Smyrna bezeichnen. Wir fanden die Mauerreste eines auf mindestens 50,000 Menschen berechneten Amphitheaters und ausgedehnte Mauern und Thürme einer Festung, die zuerst von den Römern erbaut und später von den Genuesen erneuert und erweitert war. Deutlich konnten wir die mächtigen Quaderbauten der Römer von den zierlichen mit zwischen eingemauerten Ornamenten von Ziegel und Marmor ausgeschmückten Arbeiten der Genuesen unterscheiden. Selbst in den Mauern und Treppen fanden wir Ueberreste antiker Marmorgebilde. Weiterhin fanden wir ausgedehnte gothische Kellergewölbe, und ein Theil des Baus war so wohl erhalten, daß die Türken daraus eine Moschee gemacht haben.

Schön aber über alle Beschreibung ist der Blick von den Höhen dieser Ruinen herab auf die vom Meer aus terrassenförmig aufsteigende Stadt mit ihren Minarets und Kirchen, auf den wundervollen Golf, auf die von der blauen Luft in Purpurfarben sich abhebenden grünen Matten und zackichten Felsgebilde, die in den schönsten Landschaftslinien sich ausdehnen.

Nicht weit von den Ruinen des Amphitheaters sind die Ruinen des alten Stadiums, in welchen auch Polycarp zum Tode verurtheilt worden ist. Wahrscheinlich ist er auch hier — wenn nicht im Amphitheater — verbrannt worden, nachdem er von einem ebenfalls noch heute stehenden, eine halbe Stunde entfernten Dorfe, wo man ihn gefangen nahm, hierher transportirt worden war. Ein mohamedanischer Grabhügel mit



Grabhügel des Polycarp.

einer hohen Cypresse und Gräbern mohamedanischer Heiligen in unmittelbarer Nähe des Stadiums wird gewöhnlich als „Grab des Polycarp“ gezeigt, obschon es ja bekannt ist, daß derselbe überhaupt nicht begraben, sondern verbrannt und seine Asche in die Winde gestreut worden ist.

Nach der anderen Seite hin sahen wir den kleinen Eisenbahnzug nach Ephesus mit zwei oder drei Wagen durch die Gefilde ziehen, in denen man die Stätte zeigte, wo Homer seine Odyssee gedichtet haben soll. Der Verkehr auf der Bahn ist so schwach, daß täglich nur ein Zug hin und einer zurückgeht, welche beide einander kreuzen, so daß es mir zu meinem großen Bedauern unmöglich war, den beabsichtigten Abstecher nach Ephesus zu machen.

Wir konnten heute, da wir den Kawassen der Diafonissen mitgenommen hatten, alle diese Herrlichkeiten des Burgruinen-Berges unbelästigt sehen, während ohne dieses polizeiliche Geleit der Reisende von den fanatischen Mohamedanern auf dem Berge Steinwürfe, Ausplünderung und selbst Ermordung zu gewarten hat. Die Mädchen = Erziehungs = Anstalt hat ihrer eigenen Sicherheit halber einen solchen Kawassen als Thürsteher in Dienst genommen. Er verrichtet alle Obliegenheiten des Dienstes und ist dazu sofort auch mit der Würde und dem Ansehen einer obrigkeitlichen Person bekleidet. Mir leistete er als Polizeischutz heute gute Dienste. Freilich vor den Betteleien und den Flüchen derer, die das Erbetene nicht bekamen, konnte er uns auch nicht schützen. In solchen Flüchen leistet der Orientale das Unglaubliche. Ein gewöhnlicher Fluch ist: „Verflucht sei Du in Ewigkeit!“ oder: „Verflucht sei die Religion Deiner Voreltern!“ Dabei sprechen die Leute so völlig gedankenlos diese Flüche aus, daß es so vorkommt, daß ein Vater seinem Sohn, der vielleicht nichts anders gethan hat, als aus Ungeschick ein Gefäß zerbrochen, mit den Worten flucht: „Verflucht sei dein Vater“, oder daß ein Eseltreiber seinem Lastthier, welches nicht weiter kann, die Worte zuruft: „Verflucht sei die Religion Deines Großvaters!“

Abends kehrte ich zu dem Hause der Schwestern zurück, theilte Missionsnachrichten mit, und blieb dann noch ein Stündlein mit ihnen in traulicher Unterhaltung bei einer Tasse Thee.

Freitag, den 13. December forderte mich P. Arenfeld auf, mit ihm einen Besuch zu machen bei dem alten griechischen Erzbischof Chrysanthos (Goldblume). Derselbe empfing uns in Gegenwart eines Bischofs in einem sauber geschmückten Zimmer, auf dem Divan sitzend, während er uns Lehnstühle anbot, und zuerst mit Quittengelée und dann mit Kaffee bewirthete. Er ist ein sehr lieber freundlicher Greis mit lang herabwallendem Bart und kindlich frommem Ausdruck des Gesichts. Er fragte mit großem Interesse nach den Erfolgen und dem Bestande unserer Kaffermision, nach der Zahl der Missionare und der Stationen, nach dem Mutterhause in Berlin, und

nach der Weise und dem Maaß der theologischen Ausbildung unserer Zöglinge. Nachdem er alle seine Erkundigungen eingezogen, fuhr der alte Herr fort: „Und Dich wird der Herr segnen, denn Du hast ein gutes Werk gethan, daß Du den weiten Weg der Reise nicht gescheut hast, sondern bist hingegangen, um unter vielen Beschwerden den fernen Heiden das Evangelium zu verkünden; das wird Dir einen großen Lohn bringen.“ — Ich: „Nicht um den Lohn bin ich ausgegangen, denn ich bin ein schwacher Mensch und sündiger Knecht, welcher viel mehr Gnade benöthigt ist für das, was er ungethan gelassen, oder versehen hat, als Belohnung für das, was nicht er, sondern der Herr durch ihn gewirkt hat. Denn das ist nicht unsere Wahl, sondern des Herrn Befehl: Gehet hin und predigt das Evangelium aller Creatur. Denn ist es nicht dasselbe Evangelium, durch welches wir selig werden, und welches auch den Kaffern das Heil bringen muß?“ Er: „Ja, Du hast Recht, mein Bruder, es ist dasselbige Evangelium, und mein Herz ist hocherfreut darüber, daß der Herr Euren Boten die Thüre aufgethan hat, um auch die Fernen einzuladen und sie einzuführen in das Reich Gottes. Ja das Reich Gottes muß überall wachsen, und die daran arbeiten, müssen alle für einander beten!“ Ich: „Ich freue mich, diesen Friedensgruß zu hören aus dem Munde dessen, der von dem Herrn gewürdigt ist, ein Nachfolger zu sein des Märtyrers und Johannes-Schülers Polycarp, dessen Todesstätte ich gestern besucht habe.“ Er: „Wolle doch, mein Bruder, mich nicht den Nachfolger nennen dieses Polycarp, dem ich weder an Tugenden noch am Glauben zu vergleichen bin, und dessen Amt zu führen ich nicht würdig bin!“ Ich: „Was uns würdig macht, solch Amt zu tragen, sollen wir nicht in uns selbst suchen, sondern in dem Wort des Herrn, der das Amt uns überträgt. Gottes Gnade ist es gewesen, die Dich zu diesem gesegneten Sitz des Polycarp berufen hat.“ Er: „Ja, Du hast Recht. Aber so wie ich mein Amt vom Herrn habe, so hat der Herr auch Dich in Dein Amt berufen; darum ist es recht, daß wir für einander beten, auf daß der Herr uns beide, einen Jeden in Seiner

Aufgabe stark mache und segne; denn also sagt auch die heilige Schrift: Betet einer für den andern!“ — „Insonderheit, fiel hier der dabei sitzende Bischof ein, sollen wir derer in unserem Gebet gedenken, die weit hinaus gehen zu den Heiden, gleichwie auch Paulus seine Gemeinden ermahnt, sie sollen für ihn beten, auf daß das Wort des HErrn, das er hinaustrage, einen guten Fortgang habe.“ Ich: „Ich bin sehr in meinem Herzen erfreut und erquickt, daß ihr beide solche brüderliche Gesinnung gegen mich ausspricht, und insonderheit daß ihr verspricht, auch unsrer Missionsarbeit in Euren Gebeten zu gedenken.“ Der Erzbischof: „Ja, das wollen wir thun, das wollen wir von ganzem Herzen thun! Aber bete auch Du für uns!“ Ich: „Ja, ich wünsche Dir, und werde darum bitten, daß all Dein Werk, was Du als ein Knecht Gottes in dieser Deiner großen Gemeinde zu verrichten hast, möge vom HErrn gesegnet sein!“ Er: „Thue das doch ja, mein Bruder, mit allem Fleiß denn wir bedürfen solcher Fürbitte gar zu sehr, es ist noch so sehr vieles zu arbeiten und so sehr vieles herzustellen in unseren orientalischen Gemeinden.“

In ähnlicher brüderlicher, lieblicher Weise dauerte unsere Unterhaltung wohl eine Stunde. Der Bischof holte ein Buch mit Missionsnachrichten und Abbildungen aus dem Kafferlande, und ich mußte ihm sagen, ob die Bilder alle richtig seien. Endlich gab der alte Herr mir auf meine Bitte seine Photographie mit eigener Unterschrift und erbat die meinige. Dann schieden wir von einander wie Brüder. Ich sagte zu ihm: „Möge Dein Segen, mein Vater, mich begleiten und möge der Segen des allmächtigen Gottes auf Dir ruhen.“ Er antwortete: „Ja der Segen des HErrn sei mit Dir und mit mir!“ —

Auf dem Rückwege warfen wir einen Blick in die reich und ohne sonderlichen Geschmack mit Gold verzierte Kirche. Dann sahen wir auf dem Bazar das Getreibe von Juden und Christen und machten darauf noch einen Besuch bei dem anglikanischen Missionar Woltersdorf, und dem Judenmissionar Epstein, der selbst Proselyt ist, beide liebe, treue Männer. —

Am Nachmittag suchten wir den als Lehrer für die Judenmission arbeitenden Herrn Spät auf, dessen ruhige, besonnene Weise mir sehr wohl gefiel.

Da noch so viel Zeit übrig war, ging ich noch einmal mit P. Arenfeld hinaus auf den Berg von Polycarps Grab. Aber diesmal wäre es uns fast schlimm ergangen. Da wir keinen Kawaffen bei uns hatten, sahen wir uns bald verfolgt, als Giaur (Fremdling) verflucht und geschmäht und mit Steinen geworfen von einer ganzen Anzahl alter und junger Mohamedaner, so daß wir herzlich froh waren, als wir uns unverfehrt außerhalb des Bereichs der Angreifer befanden.

Auch in der Stadt sind vor kurzem einzelne Raubmordfälle vorgekommen. Ein Berliner Maschinenbauer Namens Lanzenberger besuchte mich bei Br. Arenfeld. Derselbe erzählte, daß er vor etwa zwei bis drei Wochen an einem entlegenen Theil der Stadt plötzlich durch drei Kerle angefallen und angeichts dreier türkischer Soldaten, welche zusahen, ohne beizuspringen, zweimal durch einen Schlag auf den Kopf zu Boden gestreckt sei; das letzte Mal habe er das Bewußtsein verloren, und als er wieder zu sich gekommen, sei er seines Geldes und seiner Uhr beraubt gewesen. — An seiner Stirn sah man noch die frische Wunde jenes Attentats!

Abends war bei Br. Arenfeld eine ausgesuchte kleine Gesellschaft christlicher Freunde versammelt, denen ich aus unserer Mission erzählen konnte.

Sonnabend, den 14. December mußte ich noch einmal in das Diaconissenhaus, um meine Bilder und Zeichnungen zu zeigen. Dadurch wurde die Zeit so völlig verbraucht, daß ich weder den mit dem Judenmissionar Spät verabredeten Besuch unter den Juden, noch einen andern Besuch bei dem Consul Spiegelthal, der mir ephesinische Merkwürdigkeiten zu zeigen versprach, machen konnte.

Nachmittags 3 Uhr mußte ich schon an Bord des österreichischen Lloyd-Dampfers Fernando Massimiliano sein. Durch Arenfelds Vermittelung durfte ich für den von mir benutzten Platz zweiter Klasse nur das Passagiergeld dritter Klasse be-

zahlen. Es ist zwar nicht sehr angenehm, auf den Lloyd-Dampfern die zweite Klasse zu benutzen. Man schläft in der Kajüte und die Schlafstätte ist so eng und schmal, daß man sich kaum im Bette umdrehen kann. Das Essen war indeß recht gut, und über einige Tage resp. Nächte Unbequemlichkeit kommt man um so leichter hinweg, als man doch den größten Theil des Tages auf dem Deck ist, und die Concession hat, dasselbe Hinterdeck zu benutzen, auf welchem die Passagiere erster Klasse sich aufhalten — und der Unterschied im Preise ist doch nicht unbedeutend.

Zweites Kapitel.

Von Smyrna nach Triest.

Sonntag, den 15. December. Nachdem wir am letzten Abend durch den Golf von Smyrna eine ruhige Fahrt gehabt hatten, erhob sich draußen auf der offenen See ein ziemlich starker Sturm, so daß wir auch heute ziemlich unsanft geschaukelt wurden, bis wir gegen 10 Uhr früh Syra erreichten.

Die ziemlich bedeutende Stadt bietet von dem Hafen aus einen höchst interessanten Anblick, indem in der Mitte derselben ein von unten bis oben mit Häusern dicht bebauter pyramidenförmiger Felsberg sich erhebt, dem die übrigen Theile der Stadt wie zwei Seitenflügel zur Einfassung dienen. Auch die Formation der den Hafen von allen Seiten her einschließenden Felsgebirge ist höchst pittoresk, so daß ich mir die unfreiwillige Sonntagsrast hieselbst auf dem Schiffe wohl gefallen ließ.

Wir warteten nämlich auf das von Constantinopel kommende Schiff Neptuno, auf welchem wir von hier aus die Fahrt nach Triest fortsetzen sollten, während unser Dampfer Fernando Massimiliano, der alle Zwischenstationen berührt, erst vier Tage später in Triest anlangen kann.

Gegen vier Uhr endlich erschien der Neptun. Ich aß zuvor Mittagbrod am Fernando Massimiliano und hatte mit anbrechender Dunkelheit noch gerade Zeit, meine Sachen auf den andern Dampfer in die Cajüte zu bringen.

Unser neuer Dampfer aber hatte außer den Kohlen so viel Ladung aufzunehmen, daß sich seine Abfahrt bis $\frac{1}{2}$ 11 Uhr verzögerte. So sah ich denn die über einander emporsteigenden Häuser von Syra durch hunderte von Lichtern erleuchtet, was bei der in der Mitte aufsteigenden Lichterpyramide einen wirklich imposanten Anblick gewährte. Allmählich erloschen die Lichter und wurden spärlicher, bis nur noch vereinzelt leuchteten. Dann aber kam der Mond hervor und ließ die ganze weiße Häusermasse noch einmal leuchten, während er selbst in den ihn umgebenden Wolken eine prachtvolle Landschaft malte. Endlich, endlich, nicht lange vor Mitternacht rasselten die Ankerketten, das Schiff setzte sich langsam in Bewegung, wir fuhren unter dem Leuchtthurm durch und bald war auch von diesem der letzte Schein verschwunden.

Montag, den 16. December, als ich erwachte, lag bereits in weiter Ferne ausgespannt der Peloponnes vor uns, aus dessen Einschnitten und Buchten ich versuchte, Laconien und Argos, vielleicht auch gar die Südspitze von Attica mir zurechtzulegen.

Wir steuerten gerade auf Cap Angelo los. Die See war bedeckt mit einer Menge von Fahrzeugen, darunter viele Zweimaster. Die gigantischen Felsmassen des Cap, aus deren rauher Wildniß wie eine grüne Dase ein Häuschen mit einem Garten und nicht weit davon eine Klause auf steilem Uferfels-
abhäng sich abhob, konnten wir noch in voller Muße genießen. Aber nachdem wir die Küste von Modocoron passirt hatten, — die Insel Cerigo zur Linken zeigte uns auf hohem Berge ein weit hinausleuchtendes Kirchlein — und als wir uns dem Cap Matapan näherten, war der immer heftiger werdende Wind zum starken Sturm geworden, der mit Donner und Blitz tobte.

Es war ein prächtiger Anblick, wie die Wellen mit jeder

Sekunde sich mehr hoben und schäumten und unserm starken Schiffe bisweilen solche Schläge versetzten, daß dasselbe in allen Fugen knackte und erdröhnte, — wie zuletzt der Schaum und Gischt an dem Schiff emporspritzte, und inzwischen das nahe Cap Matapan seine prächtigen Felszacken und die dahinter sich aufthürmenden wilden Gebirgslinien unter den vorüberrauschenden Wolken theils verhüllte, theils einzelne Partien davon auf Augenblicke durchschauen ließ; — wie dann wieder Himmel und Wasser in eins zu verschwinden schienen, wie die scharf-abfallenden Felszacken von der schäumenden Brandung bespritzt wurden, während zwischendurch der Blitz in nächster Nähe wiederholt knatternd ins Wasser fiel. Es war ein so malerisches Bild eines Seesturms, wie ich bis dahin keines erlebt hatte. Späterhin sagte der Capitän, daß wenn dies Wetter noch eine halbe Stunde länger gewährt hätte, er in der Lage gewesen wäre, irgendwo in einen Noth-Hafen einzulaufen; so stark schlugen die Wellen gegen die krachenden Schiffswände. Ich konnte nur etwa eine Stunde lang dies prächtige Schauspiel genießen. Dann mußte ich, um der Seefrankheit zu entgehen, mein Lager suchen; aber der stärkste Theil des Sturms war da schon vorüber.

Dienstag, den 17. December, als ich erwachte, war die See ganz ruhig. Wir fuhren in einem ganz engen Kanal, zur Rechten Ithaca, zur Linken Cephalonia.

Das war ein prachtvoller Sonnenaufgang! Die scharfen Felsen der Heimath des Odysseus lagen im tiefften Schatten, während ihre Säume von der dahinter aufsteigenden Sonne goldig verbräunt wurden. Auf der andern Seite strahlten die Felsen von Cephalonia im hellen Licht, und nachdem wir nach kurzer Fahrt den Kanal passirt hatten, glänzten die Felsgebirgsgipfel von Mauros und die Küste von Acarnanien in frischgefallenem Schnee.

Die Felsgebilde boten eine so reizende Abwechselung dar, daß ich auf diesem klaren blauen, stillen Wasserspiegel in wirklicher Frühlingsluft auf einem Alpensee zu fahren glaubte, nur daß die Berglinien hier noch viel schöner und die Beleuchtung



Felsen bei Ithaca.

wie zauberisch war. Das Mittelmeer schmückte sich noch einmal in seinem zartesten Blau, und nahm nach dem Lande zu alle Farben an; die Luft war nach dem gestrigen Unwetter so durchsichtig rein, die Schatten und die Conturen in den Berglinien so scharf und klar, die drei Gruppen von Farben — die grünen Ufer, die purpurblauen Felsen und die rosig angehauchten Schneegipfel boten einen solchen köstlichen Contrast zu dem Azur des Meeres, dazu so mannigfache Abwechslung in den Gestaltungen der Uferfelsen, welche fast senkrecht hinabfallen, dazu eine fast lauwarme Luft — das alles war, als ob die ionischen Inseln heute alle ihre Schönheit aufgeboten hätten, um sich uns in vollem Glanz zu zeigen.

Zur Linken hatten wir nach mehrstündiger Fahrt die Insel Corfu, welche an Lieblichkeit und Schönheit alle ihre Schwestern überbietet; Pinienhaine, lachende Dörfer, grüne Matten wechselten mit den schönsten Berglinien ab. Zur Rechten hatten wir theils das Festland, theils andere Inseln, und fuhren wie durch einen rings eingeschlossenen See, dessen Wasser bald fast Spiegelglätte annahm.

Noch schöner wurde die Scenerie, als wir die Stadt Corfu selbst erreichten, deren Leuchtturm auf einer malerisch einen Felskügel krönenden Burg wie ein Signalgebäude sich abhob, und deren Festungswerke aus der Genueserzeit den Anblick einer mittelalterlichen Stadt veranschaulichen, während stattliche Uferbauten und vielstöckige Häuser am Hafen, sowie die vielen großen Dampfschiffe ringsum den Geist in die Gegenwart zurückrufen. Dazu ein wahres Amphitheater der schönsten Gebirge ringsumher, alle hohen Gipfel mit frischem weißem Schnee bedeckt, der aus der warmen Luft gletscherhaft entgegenleuchtete.

Wir lagen den ganzen Tag vor Anker und ich genoß mit Entzücken dies großartige Panorama. Leider wurde es Abend, bevor wir weiter fuhren, so daß wir die schönen Ufer, an denen wir mitten in der Nacht vorbeifuhren, nicht deutlich erkennen konnten. Ab und zu freuten wir uns der Lichter aus einem Dorfe, oder eines einsamen Leuchtturms auf hohem Bergabhänge.

Mittwoch, den 18. December durchfuhren wir mit günstigem Südwinde die Adria. Die Luft war schwer und dick, so daß wir selbst da, wo man sonst die Ufer sieht, nur schwache nebelhafte Streifen unterschieden, z. B. von Ragusa. Weiterhin passirten wir mehrere kleinere Inseln ganz in der Nähe, kamen auch bald nach Sonnenuntergang bei Lissa, dem vorjährigen Schauplatz des österreichischen Seesieges, vorbei. Erkennen konnten wir nur noch den Leuchtturm und einige schwache Umrisse des Landes.

Donnerstag, den 19. December war ich frühe lange vor Sonnenaufgang wach. Vor mir leuchtete ein einsames Licht; ich fragte, was es sei? Premontory! hieß es, und mein Herz jubelte laut auf! Es war die Südspitze der Halbinsel Istrien; der erste Blick auf mein liebes, liebes deutsches Vaterland! Ich vergaß den dreißigtägigen Krieg und seine politischen Veränderungen; — wenigstens doch, als ich vorig Jahr abreiste, war dies noch ein Stück Deutschlands, und es war mir

im Herzen völlig gewiß, daß es auch noch wieder zu Deutschland gehören wird.

Wir fuhren nun die flache Küste von Istrien entlang an einzelnen recht hübsch gelegenen Städtchen und Dörfern und an einzelnen kaum die Wasserfläche überragenden Inseln vorüber. Der Himmel hatte sich umwölkt, und als wir ½1 Uhr Triest vor uns hatten, da begann es stärker und stärker zu regnen. Dieser Regen konnte indeß den Jubel in meinem Herzen nicht ersticken. Ich stand auf dem Vordertheil des Schiffes ganz allein, und streckte im Geist die Arme aus: „Mein Heimathland! Mein Heimathland!“ sang ich leise und laut für mich hin, und hätte jedem Deutschen, der mir nun begegnet wäre, um den Hals fallen können.

Den Anblick von Triest konnten wir nur schwach genießen durch den Regen hindurch. Links trauerte Miramare vom Ufer her, das vereinsamte Schloß des unglücklichen Kaiser Ferdinand Maximilian; vor uns stieg die Stadt terrassenförmig auf, rechts eine kleine Insel mit vielen Landhäusern; im Hintergrunde die sanften weichen Berglinien des Käsgebirges. Endlich fielen die Anker, wir waren im Hafen. Nur noch wenige hundert Fuß Seewasser zwischen mir und deutschem Boden.

Noch mußten wir eine doppelte Erlaubniß abwarten, ehe wir das Schiff verlassen durften, die des Arztes, der auf Grund der Berichte des Schiffsarztes das Schiff für gesund erklärte und libera pratica d. h. die Erlaubniß, ohne quarantaine sofort mit dem Lande zu verkehren, proclamirte, und die Untersuchung der Mauthbeamten. Letztere waren sehr liberal, und so konnte ich denn in Gesellschaft zweier österreichischer Botschafts-Attachés Herrn von Stranz und Baron von Pasetti-Friedenberg auf kleinem Rachen abstoßen und binnen wenigen Minuten am Hafen das Land betreten. O wie jubelte ich da in meinem Herzen, trotz des strömenden Regens. Von Triest begehrte ich nichts weiter zu sehen, sondern besorgte schnell mein Telegramm für Berlin, gab meine Effecten einem Spediteur und eilte dann auf die Eisenbahn, welche mich noch den-

selben Abend bis nach Adelsberg brachte, wo ich abstieg um die Höhlen zu besuchen.

Drittes Kapitel.

Nach Hause.

Um keine Zeit zu verlieren, ging ich noch $\frac{1}{4}$ 12 Uhr zum Bürgermeister des kleinen Dertleins Adelsberg und erwarb Erlaubnißschein und Führer. Dann ging es durch Nacht und Regen eine Viertelstunde weit hinaus, und da standen wir nun in dem Felsenthor, welches den Eingang zu dem merkwürdigsten aller bisher entdeckten unterirdischen Räume erschließt.

Noch war ich nicht weit in die Grotte hineingedrungen, als ich es verstand, warum selbst bei dem geringsten Grad von Beleuchtung mindestens drei Führer mitgegeben werden müssen. Vor mir rauschte es in grausiger Tiefe, und plötzlich bei einer Wendung des Wegs leuchtete es hell entgegen. Der „große Dom“ war von mehr als 70 Lichtern illuminirt. Oben wölbte sich der Tropfsteinfels, links sprang er kühn hervor und bildete eine Wand, an deren Fuß ein klarer, ziemlich voller Gebirgsstrom mitten in der Schlucht dahinbraust. Wir stiegen hinab und überschritten den Fluß auf einer ebenfalls illuminirten Brücke.

Der Eindruck, den dieses 130 Fuß hohe Felsengewölbe mit seinen phantastischen Tropfsteinbildungen machte, wurde bei dem dreistündigen Marsch, den wir durch die verschiedenen Abtheilungen dieses Höhlenlabyrinthes zurücklegten, Schritt für Schritt gesteigert. Bald waren es die überaus zarten, gleich Vorhängen herabhängenden, oder eiszapfenmäßig starrenden oder säulenartig emporstrebenden Tropfsteingebilde, in deren Einzelheiten die geschäftige Phantasie alle möglichen Gestalten

sich bildete, bald waren es die prächtigen Gewölbe der breiten, hohen Gänge, bald das geheimnißvolle Dunkel der Nebengrotten, bald die weiten domartigen Hallen der ungeheuren Säle, von denen einer über 200 Fuß hoch ist, bald die Gruppen der aus dem Boden emporsteigenden Wäldchen von Tropfsteinstämmen, bald ein Belvedere in einer Höhle, bald ein erleuchteter Calvarienberg; kurzum eine Ueberraschung drängte die andere, so daß ich trotz Reiseerschläffung und Nacht nicht ermüdete, bis wir gegen 3 Uhr wiederum die freie Luft erreichten.

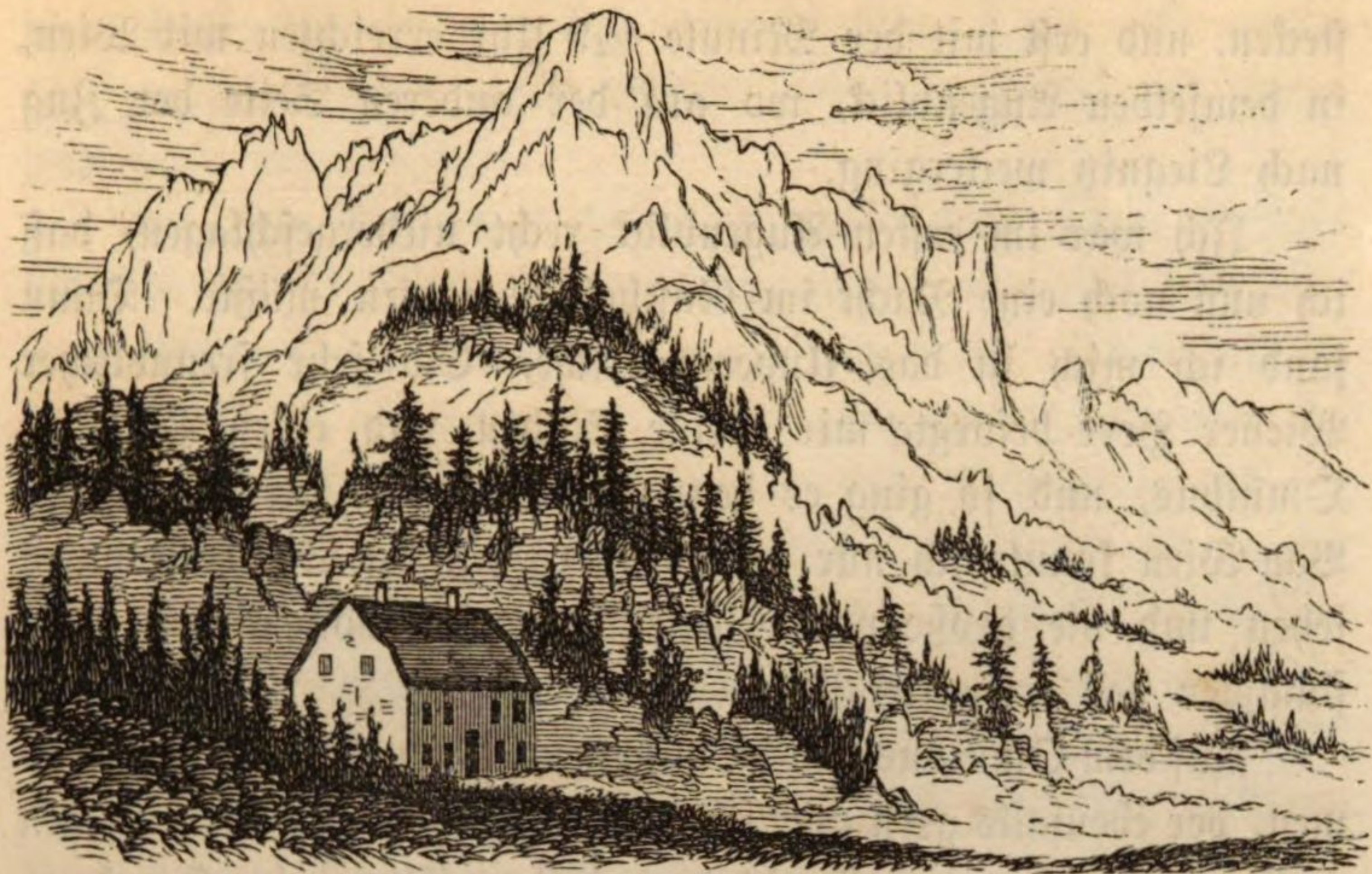
Noch lange klang in mir dies heimlich rauschende Tröpfeln des Wassers, der Klang der glockenartig tönenden Tropfsteinsäulen und das Brausen des unterirdischen Stroms nach. Etwas ähnliches von Höhlenschönheit habe ich doch nie gesehen.

Draußen nun hatte sich die Scenerie völlig geändert. Der Schnee fiel in weichen Flocken und beleuchtete den steilen Abhang, unter welchem ein Gebirgsfluß dahin brauste. Ganz durchnäßt gelangte ich zu meinem Gasthof, in welchem ich wenige Stunden ruhte, um am andern Morgen

Freitag, den 20. December früh $\frac{1}{2}$ 10 Uhr mit dem Gilzug meinen Weg fortzusetzen. Was war das für eine prächtige Fahrt über die schneebelasteten Tannenwipfel hin, bei den vielen Dörfern und Kirchen vorbei durch Waldgrund und Felsklüfte. Für heute machte ich Halt in Graz, das wir Abends bald nach Sonnenuntergang erreichten. Hier stieg ich aus, um am folgenden Tage bei Tageslicht die Fahrt über den Semmering zu machen.

Sonnabend, den 21. December gab es viel Wind und Schnee, aber prachtvolle Aussicht auf die immer malerischer sich gestaltenden Gebirgsthäler. Gegen Mittag, als wir vor dem Semmering-Übergang ankamen, schien es fast, als sollte ich vergeblich in Graz gewartet haben. Denn mit einem Male standen wir ganz stille — fest im Schnee. Der Schneepflug mußte angewandt werden; er machte uns nach anderthalbstündigem Warten glücklich los. So kamen wir noch bei Tageslicht über den Semmering.

Aber Großartigeres und Schöneres an Gebirgsscenerien



Auf der Semmering - Bahn.

als diese kühnen Felsmassen, die aus den Waldthälern aufsteigen, diese Burgruinen und lieblichen Dörfer, auf die man aus schwindelnder Höhe herabsieht, habe ich kaum irgendwo gesehen. Dadurch daß der Sturm den Schnee jagte und die ganze Landschaft in Weiß gekleidet war, wurde die Scenerie fast noch großartiger, da wir die hohen Gipfel hier und da auch trotz dem Schneetreiben erkennen konnten. Auch die Arbeiten der Bahn mit ihren Tunnels und Brückenbauten sind sehr großartig.

Nachdem wir bei Gloggnitz den Paß hinter uns hatten, war denn auch das Tageslicht vorüber und eine bange Rechnung begann.

Nämlich Abends $\frac{1}{2}9$ Uhr ging der Schnellzug von Wien weiter nach Breslau; $\frac{1}{2}6$ Uhr sollten wir ankommen; bis 8 Uhr konnte der Zug sich versäumen, und ich hatte trotzdem noch Zeit, vom Südbahnhof zu dem Nordbahnhof zu kommen. Von diesen $2\frac{1}{2}$ Stunden waren nun schon zwei im Schnee versäumt. Da war es wohl nicht zu verwundern, wenn mir

das Herz bei jedem neuen Aufenthalt klopfte. Aber wirklich war Schnee und Wind zu stark; immer wieder blieben wir stecken, und erst mit der Minute $\frac{1}{2}$ 9 Uhr erreichten wir Wien, in demselben Augenblick, wo auf der anderen Seite der Zug nach Liegnitz weiterging.

Ich war im ersten Augenblick recht niedergeschlagen, daß ich nun noch eine Nacht im Gasthof abwarten müßte. Dann fand ich mich in das Unvermeidliche. Ein sehr freundlicher Wiener Herr besorgte mir meine Sachen und einen Platz im Omnibus, und so ging es denn zu dem Hôtel zur Nordbahn. Von Wien konnte ich nur im Vorübergehen den Stephansthurm sehen und die große neue Gürtelstraße, die von vielen Gasflammen hell erleuchtet war.

Auf dem Omnibus traf ich mit einem Herrn (Strong?) zusammen, der ebenfalls gern wie ich zu Weihnachten die Seinen sehen wollte. Es war ein Engländer, dessen Eltern in Hamburg wohnten; er wollte sie überraschen dadurch, daß er nach zwölfjähriger Abwesenheit in Australien jetzt mit einem Mal das Weihnachtsfest mit ihnen feierte. Er kam von Australien, ich vom Cap in gleicher Absicht, und im Omnibus treffen wir zusammen, um den folgenden Theil der Reise gemeinschaftlich zu machen.

Sonntag, den 22. December waren wir beide früh auf dem Bahnhof, dessen prachtvolle Hallen selbst dem Engländer Ausdrücke der Verwunderung entlockten. — Aber kein Zug ging, — der Schnellzug, den ich gestern Abend so betrauert hatte, war gar nicht abgelaufen; auch keinerlei Nachricht von der Nordbahn, als daß seit vierundzwanzig Stunden alle Züge im Schnee stecken geblieben seien. Ebenso war auch die Bahn nach Prag unterbrochen; doch sagte man, daß sie in einigen Stunden offen sein werde. Wir warteten also geduldig in der Restauration, bis nach zwei Stunden der wonnervolle Klang erschallte: Billete nach Brünn und Prag werden ausgegeben!

Wir schnell zur Kasse und an den Wagen und hin rollte der Zug. Ich hatte mein Billet nur bis Pardubitz genommen, um

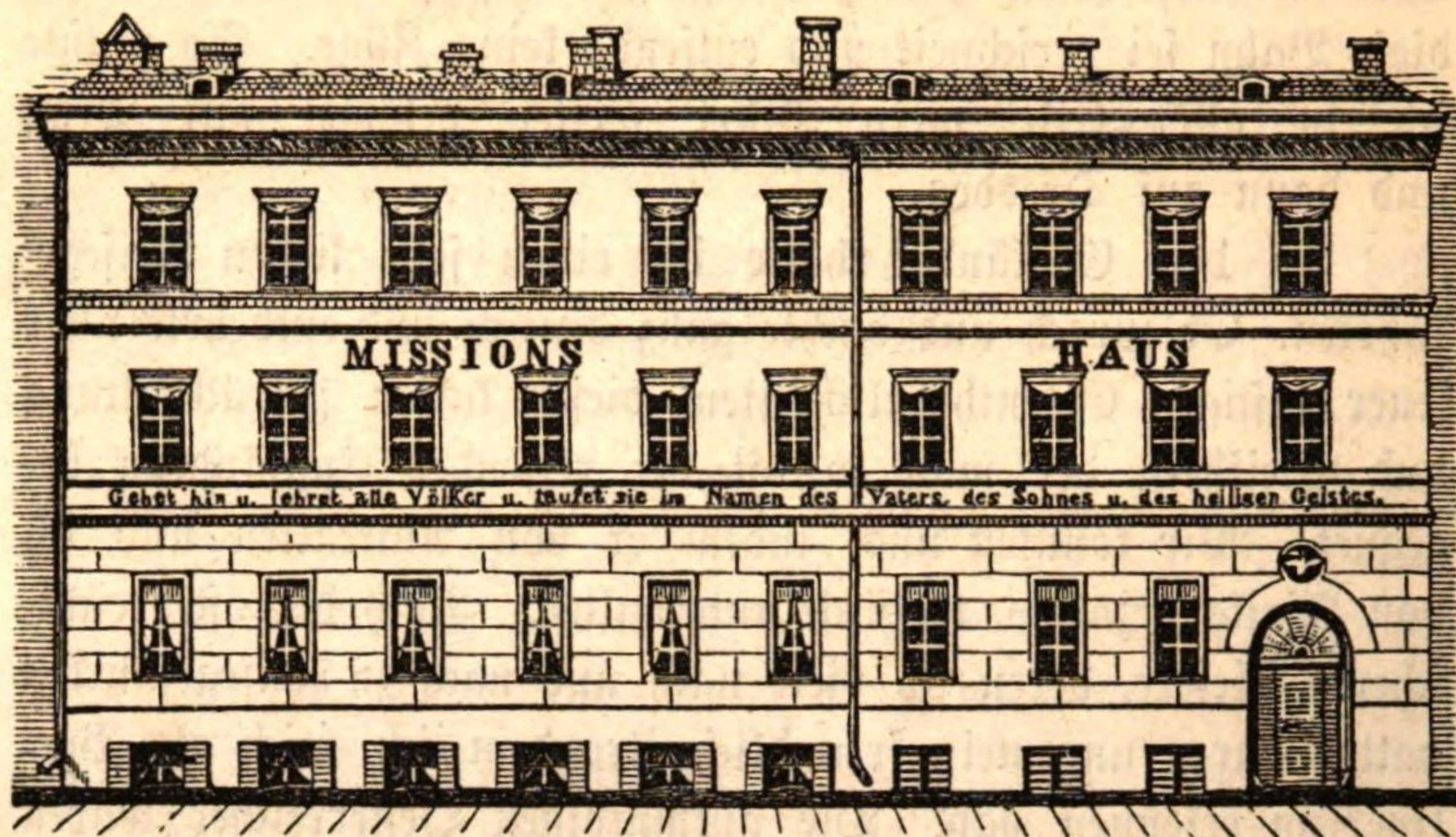
von dort die Querbahn nach Reichenberg und Görlitz zu fassen. Aber als ich in Pardubitz ausstieg, da hieß es wieder, auch diese Bahn sei verschneit und entsende keine Züge. So mußte ich in aller Eile mein Billet weiter nehmen auf Prag und dann auf Dresden.

An dem Engländer hatte ich einen sehr lieben Reisegefährten. Er sprach und dachte ganz deutsch und entbehrte aller jener lästigen Eigenthümlichkeiten, dieser kalten Zurückhaltung und Steifheit, der man so oft bei reisenden Engländern begegnet. Wir konnten uns, indem er von Australien und ich von Afrika erzählte, trefflich unterhalten. Auch die österreichischen Officiere, deren ich viele nach und nach zu Reisegefährten hatte, waren ungemein freundlich, trotzdem ich mich als Berliner zu erkennen gab. Die gutmüthigen Oesterreicher waren mit den Resultaten des letzten Krieges ganz zufrieden, weil die Allen unerträgliche Jesuitenwirthschaft doch nun gebrochen war. Einer scherzte sogar und sagte, man solle Bismarck künftig Bis = Wien nennen.

Von allen Naturherrlichkeiten unserer Reise konnten wir durch die gefrorenen Fensterscheiben hindurch nur das mährische Gefenke recht genießen. Als wir die sächsische Grenze erreichten, war es Nacht und in der Nacht schliefen wir durch die sächsische Schweiz.

Montag, den 23. December früh um vier Uhr waren wir in Dresden. Um sechs Uhr ging es hinaus, nach Bautzen, Görlitz, Rohnfurth, und gegen ein Uhr endlich, da lag das liebe Liegnitz vor mir. Schian erwartete mich an der Bahn, mein Herzensweib in dessen Hause. Mama war von Panten her eingekommen, und es gab ein inniges Wiedersehen. Nachmittags bestellte ich bei Mama Ansforg die Grüße ihres Sohnes aus Mauritius. Abends halb zehn Uhr saßen wir allein in einem Coupée der Eisenbahn. So ging es die Nacht hindurch.

Dienstag, den 24. December gegen zehn Uhr jubelten die Böglinge und Br. Krazenstein und Plath auf dem Bahnhof und brachten mich in das mit Kränzen und Ehrenpforten und Transparenten geschmückte, heimathliche



Das Berliner Missionshaus.

Missionshaus zurück, wo unser erstes war, daß wir mit einander dem Herrn ein Loblied brachten dafür, daß Er Alles wohlgemacht und unser Gebet weit über Bitten und Verstehen herrlich erhört hatte. Ihm sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit! Amen.

Erläuterung zu den Bildern.

A. Die größeren Bilder.

1. Capstadt (pag. 33). Die drei großen Berge im Hintergrunde sind in der Mitte der Tafelberg, links davon der Teufelsspitz, und rechts der Löwenkopf; vor dem letzteren der greenpoint mit der Signalstange, welche das Ankommen der Schiffe aus der Ferne der Stadt signalisirt.

2. Ruinen des Johanniterhospitals (pag. 98). Von dem alten Hospital der Johanniterritter sind noch bedeutende Ruinen vorhanden, namentlich zwei Höfe, von denen der größere auf diesem Blatte, der kleinere auf pag. 105 abgebildet ist. Der größere Hof wird von noch wohl erhaltenen Hallen umgränzt, die in zwei Stockwerken übereinander sich erheben. Die unteren werden theils von Mohammedanern bewohnt, theils zu Kellereien benutzt, die oberen stehen meist leer; es sind dies wahrscheinlich früher die Kranken- und Gaststuben gewesen. Die beiden Kuppeln in der Mitte des Bildes, so wie der etwas niedrigere abgestumpfte Thurm zu deren Linken gehören der Kirche des heiligen Grabes an. Die breitere Kuppel in der Mitte ist die vielbestrittene, die so eben wieder hergestellt ist.

3. Die Eiche Abrahams [Titelblatt] (pag. 130) ist der größte Baum im gelobten Lande. Im Hintergrunde ragt Hebron aus dem Thal hervor.

4. Sichem (pag. 144). Rechts der Garizim mit der Jothams = Klippe, links der Ebal, im Hintergrunde die Berge von Moab.

5. Samaria (pag. 148). Auf dem mit Delbäumen reich bestandenen Berge erheben sich rechts die Ruinen eines alten Klosters, links die elenden Häuser des jetzigen Dorfs. Im Vordergrund alte schöne Delbäume.

6. Ein Blick von der Höhe des Thabor (pag. 152). Im Vordergrund die beiden höchsten Spitzen des Thabor, in der Mitte des Bildes, hart links von der den Horizont erreichenden Baumgruppe die beiden Gipfel des Hermon; rechts neben derselben Baumgruppe eine Ecke des See's Genezareth.

7. Der See Genezareth (pag. 154). Im Vordergrund die Stadt Tiberias; der höchste Berg im Hintergrunde ist der Hermon.

8. Nazareth (pag. 163).

B. Die in den Text eingedruckten Bignetten.

1. (pag. 17) Die schroffen Felsen von St. Vincent. Im Vordergrund der Cambrian, an dessen Seite sich ein kleiner Schleppdampfer mit einem Kohlenpraam gelegt hat.

2. (pag. 29) Napoleons Grab.

3. (pag. 45) Uferpartie bei Mauritius.

4. (pag. 68) Aden.

5. (pag. 71) Leuchthurm des Dädalus. Im Vordergrund ein arabischer Buter.

6. (pag. 72) Der Sinai. Drei arabische Buter (Seeräuber- und Handelsboote) im Vordergrund.

7. (pag. 89) Foppe.

8. (pag. 101) Blick auf den Oelberg von dem Dache der evangelischen Pfarrei aus über die Dächer hinweg; rechts die Omar = Moschee.

9. (pag. 105) Ruinen des Johanniter-Hospitals. Links ein wohlerhaltenes schönes Thor; rechts die Apsis der alten Kirche, nebst einem schönen Treppenaufgang; in der Mitte ein Hügel von aufgeworfenem Schutt, der sich bis in den Hof hinabzieht; im Hintergrunde die Kuppel der Omar-Moschee und die Moschee auf dem Oelberg.

10. (pag. 108) Abu Dis und die Moabiterberge vom Oelberg aus.

11. (pag. 109) Bethanien. Das schwarze Thor zur Rechten ist der Eingang in das sogenannte Grab des Lazarus.

12. (pag. 111) Die Wüste Juda zwischen Jerusalem und Jericho.

13. (pag. 112) Ajin Sultan (die durch Elisa süß gemachte Quelle), links davon der Thurm von Jericho, und oberhalb desselben das todte Meer; rechts die Höhen des Gebirges Juda, links das Gebirge Akrabbim, dessen einer Gipfel der Nebo ist.

14. (pag. 116) Die Fuhr des Jordan bei Jericho, der Ort, wo der Herr Christus getauft ist.

15. (pag. 122) Klosterhof in Mar - Saba.

16. (pag. 124) Ein Beduinenlager.

17. (pag. 126) Kloster der heiligen Geburt in Bethlehem. Die schmale Baumgruppe zur Linken in der halben Höhe des Bildes bezeichnet das Hirtenfeld. Im Hintergrunde die Moabiterberge mit dem Nebo.

18. (pag. 131) Abraham's Grab in Hebron. Das viereckige fensterlose Gebäude in der Mitte unterhalb der gezackten Mauernzinnenwand ist das Grabgebäude Abraham's.

19. (pag. 133) Die Gärten von Artas.

20. (pag. 143) Jacobs Brunnen und Josefs Grab. Das am Fuße des Ebal frei im Felde stehende kleine viereckige Gebäude ist das Grab Josefs.

21. (pag. 151) Hain und Thabor. Das Dörflein im Vordergrunde ist Hain, der fargartige hohe Berg oberhalb Hains der Thabor.

22. (pag. 162) Cana in Galilea.

23. (pag. 165) Blick auf den Carmel.

24. (pag. 166) Kloster auf dem Carmel. Auf dem Carmel sind außer dem colossalen Wirths-Kloster noch zwei kleinere, von denen hier das eine abgebildet ist.

25. (pag. 170) Das weiße Vorgebirge. Auf der Spitze der alte Khan.

26. (pag. 173) Alt - Sidon (durch eine steinerne Bogenbrücke mit Neu-Sidon verbunden).

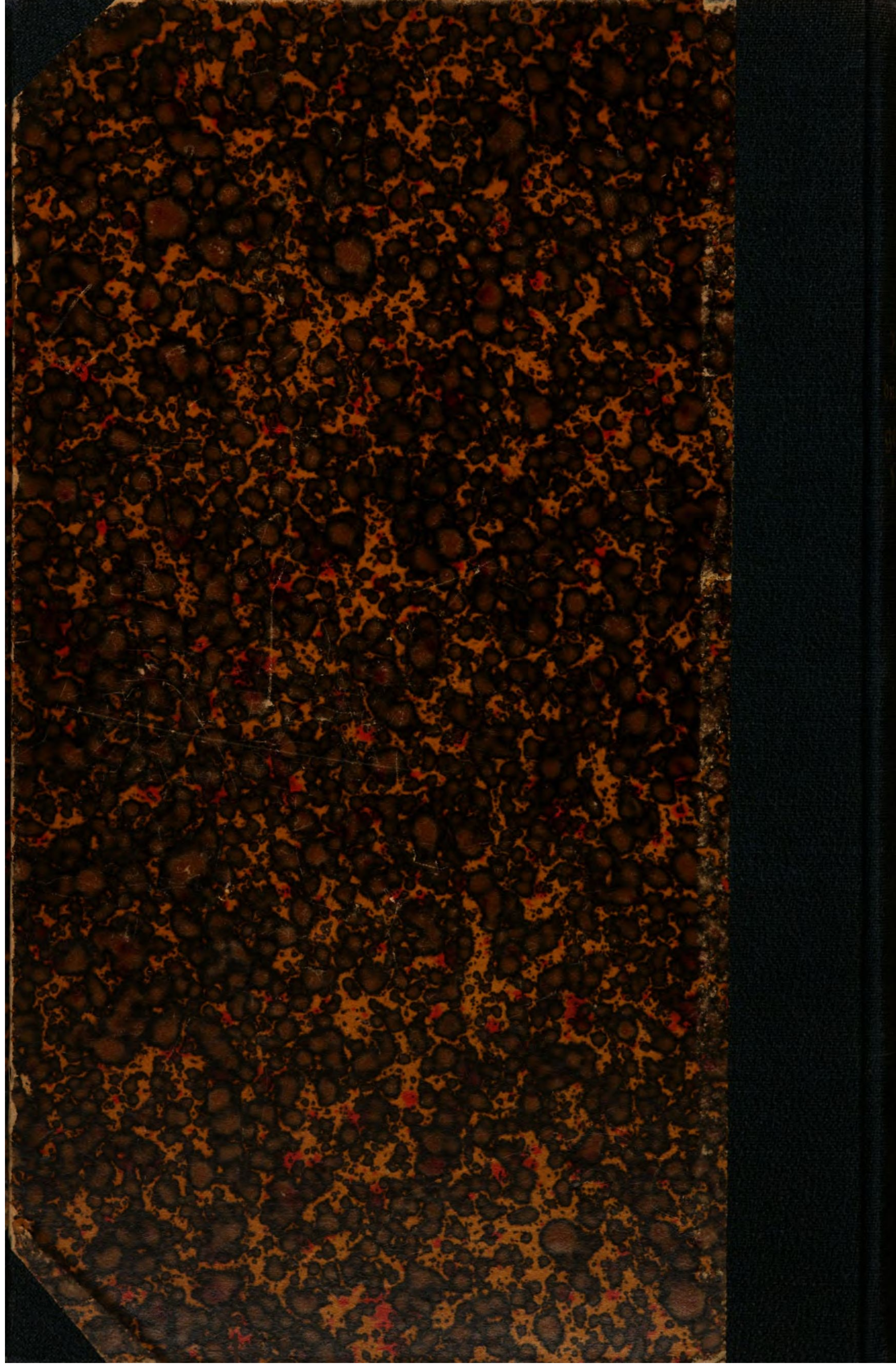
27. (pag. 175) Der Libanon. Im Vordergrunde ein Khan.

28. (pag. 184) Der Grabhügel des Polycarp. Blick auf den Meer-Busen von Smyrna; rechts im Vordergrunde die Ruinen des Stadium, in welchem Polycarps Todesurtheil gefällt und vollzogen wurde.

29. (pag. 192) Felsen bei Ithaka.

30. (pag. 197) Auf der Semmering - Bahn.

31. (pag. 200) Das Berliner Missionshaus.



Wangemann, Hermann Theodor,

Reise durch das gelobte Land Ein ausführliches Tagebuch über e. in d.
Jahren 1866 u. 1867 unternommene Reise v. England nach St. Helena u. d.
Cap d. guten Hoffnung u. d. Rückreise v. Natal über Mauritius, Egypten u.
Palästina. Mit vielen Ill

Berlin 1869

It.sing. 1412 b

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468933-2